Friedrich Jospáczy

Aus dem

Oesterreichischen Klosterleben.

Ein Beitrag
zur
Sittengeschichte des 19. Jahrhunderts.

Von

Dr. A. E. Wagner.

Erster Band.
Zweite Auflage.

Staatliche Bibliothek Passau

Berlin, 1870.
Carl Heymann's Verlag.
(Julius Imme.)

1967/1293

Staatliche
Bibliothek
Passau

Nachstehende Schilderungen sind dem umfangreicheren Tagebuche eines ehemaligen Mitgliedes des hochwürdigen, historisch berühmten Benediktinerordens entnommen. Sie tragen wohl auch das Zeichen der Ursprünglichkeit und Glaubhaftigkeit an sich, so dass darüber kein Wort zu verlieren sein dürfte. Sie sprechen nur Erlebtes aus und nichts ist an ihnen gefeilt oder zurechtgelegt bis auf einige Namen, die aus schuldiger Rücksicht für noch lebende Persönlichkeiten verändert werden mussten.

Die Darstellungsweise an sich wird hoffentlich die eine Anerkennung finden, dass sie sine ira et studio gewählt sei. Damals, als das Tagebuch die täglichen Eindrücke eines jungen Mannes in sich aufnahm, waltete freilich jener leichtere Sinn vor, der schnell fertig ist mit dem Wort. Jetzt würde der alte Mann Manches anders sagen, aber er fühlt sich nichtsdestoweniger gebunden an den ursprünglichen Ausdruck.

Was den Inhalt des Buches selbst betrifft, so ist wohl nicht anzunehmen, dass er Vielen nicht Aergerniss geben werde. Difficile erat satyram non scribere. In der Absicht des Verfassers lag das aber wahrlich nicht — weder

einst, noch jetzt. Er denkt mit dankbarem Herzen der im Kloster verlebten Zeit und hat keine Veranlassung zur Bitterkeit nach aussen.

Möge das Buch für nicht mehr angesehen werden, als es selbst sein will: ein kleiner Beitrag zur Sittengeschichte unseres Jahrhunderts.

Gotha, im Dezember 1868.

Der Verfasser.

Erster Band.

Seite

Aus der Zeit der Candidatur 3

Aus dem Noviziat 125

Aus dem Clericat 363

Aus der Zeit der Candidatur.

Am 24. August 1833 langte ich im Stifte an. Vom hohen Kirchthurm schlug es eben elf Uhr. Ich hatte die weite Herreise bis auf die letzten zwei Meilen zu Fuss gemacht und damit vier volle Tage zugebracht. An demselben Morgen hatte ich in einem Gasthofe, den ich Frühstückshalber betreten, mit einem liebenswürdigen Manne Bekanntschaft gemacht, der sich mir im Laufe des Gespräches als Historienmaler einer der norddeutschen Hauptstädte, Professor R... vorstellte. Einige der gewöhnlichsten Mittheilungen, wie sie bei Reisenden gäng und gäbe sind, erregten seine Aufmerksamkeit, und je grösser seine Theilnahme für mich erschien, desto mittheilsamer wurde ich selber. Bald hatte ich seine und er meine Zuneigung. Er fasste endlich den Entschluss, mich nach meinem Bestimmungsorte zu begleiten, theils um — wie er sich freundlich aussprach — zu sehen, wo ich bleibe, theils auch, um das Leben in einem österreichischen Männerkloster zu sehen.

Da er Protestant und Künstler ist, kann ich mir das Interesse leicht erklären, welches er für die nähere Anschauung katholischer Culturzustände überhaupt und für die Eigenthümlichkeiten des Klosterwesens insbesondere an den Tag legt. Ist es doch selbst für den im Katholicismus gross gewordenen Laien von einiger Wichtigkeit, das geheiligte Innere des religiösen Lebens in jenen Einzelnheiten zu studiren, die nicht für alle Welt offen zu Tage liegen. — Kurz — der Professor gab

mir einen Platz in dem gemietheten Wagen, und nach ein paar Stunden fuhren wir unter der prahlerischen Fanfare des Postillons durch das weit geöffnete Thor in einen der Klosterhöfe ein.

Bei dieser Art — so zu sagen — Lärm, mit welchem wir anlangten, musste es uns einigermaassen befremden, dass sich von mehreren in diesem Hofe beschäftigten Dienstleuten Niemand um unsere Ankunft zu bekümmern schien. Demnach war man es hier gewohnt, Gäste ankommen zu sehen. Als wir ausgestiegen waren, fragte der Professor den Postillon, was wohl nun zu thun sei, worauf dieser sofort die Antwort gab: »Geh'n 'r Gnaden nur glei da durch's and're Thor eini, im zweiten Hof wohnt der Pater Gastmeister, bei dem melden sich 'r Gnaden, und i ruf derweil 's Zimmermädel, dass s' ihre Sachen in's Gastzimmer auffi bringt. Dann spann i aus und fütt'r'.« —

Wir gingen nach dem bezeichneten zweiten Hofraum, der, ebenso gross wie der erste, ringsum von stattlichen Gebäuden eingeschlossen ist. In seiner Mitte befindet sich ein grosses Bassin. Ein mässiger Wasserstrahl steigt aus demselben empor, und erfüllt den stillen Ort mit einigem Geräusch. An jeder Seite des Gebäude-Quadrats öffnet ein weites Einfahrtsthor die Aussicht in andere Höfe.

Während wir noch überlegten, nach welcher Seite wir uns zu wenden hätten, kam ein Knabe von 10 bis 12 Jahren, in schwarz-grauem Rock mit hellblauem Kragen, ohne Kopfbedeckung, aus einer unansehnlichen Thüre tretend zum Vorschein und bewegte sich quer über den Hof in der Richtung zu uns. In seinen Händen trug er eine grosse Schüssel Gemüse, worauf einzelne Stücke gekochten Fleisches lagen. Es war einer der Sängerknaben, die im Kloster zum Zwecke der Kirchenmusik ernährt und erzogen werden. Als er uns nahe kam, nahmen seine rothen frischen Backen die Gestalt lächelnder Freundlichkeit an, und um die Wohnung des hochwürdigen Herrn Gastmeisters befragt, antwortete er, mit dem Kopfe auf

die aus einem der Thorwege hervorscheinende steinerne Stiege deutend: »da droben!« —

Dieser Weisung gemäss gelangten wir auf der bezeichneten Treppe langsam emporsteigend und die überall reichlich zerstreuten Wandzierden betrachtend, an eine halbgeöffnete Thür, durch die wir in einen alterthümlich geschmückten Saal blickten, in dessen Mitte ein langer Tisch und an demselben hochlehnige Stühle in grosser Zahl standen.

Wir traten ein. Niemand war anwesend; aber am Ende des Saales zeigte eine Glasthür in das andere Gemach, worin die Figuren zweier Lebenden sichtbar waren. Die eine von ihnen eilte bald an uns vorüber, ein Dienstmädchen, weinend und im Laufe die Thränen mit der Schürze trocknend. Offenbar hatte die kleine niedliche Dirne so eben einen derben Verweis erhalten, dessen Fortsetzung nur vielleicht unsere, durch die Glasthür wahrgenommene Ankunft unterbrochen haben mochte. Die andere Figur war die des Pater Gastmeisters, eines grossen stattlichen Mannes im gesetzten Alter. Er kam uns mit Freundlichkeit entgegen und fragte um unser Begehren. Der Professor stellte sich und mich vor und sagte, »er sei auf einer Kunstreise begriffen zufällig in diese Gegend gekommen und wünsche die Merkwürdigkeiten des Stiftes zu sehen; darum bitte er um Gastfreundschaft.« —

Der Geistliche verneigte sich kurz und wendete sich mit den Worten zu mir: »Von Ihnen hat uns der Herr Prälat schon g'sagt und wir haben Ihre Ankunft erwartet, freilich aber nicht so bald, denn die Einkleidung soll erst im anderen Monat sein. Wollen die Herren nicht näher kommen! Ich bin gleich parat.«

Wir betraten nun das zweite Gemach, des Gastmeisters Wohnzimmer, wo er sich beeilte allerhand Sachen aus verschiedenen Gegenden zusammen zu holen. Hierhin machte er einige Schritte, um von der Wand einen Schlüsselbund, dorthin, um vom Tische die schwarze Sammtmütze zu nehmen. Auf dem

Schreibpulte lag ein Stück Papier, das er zu sich stecken musste, auf dem Fensterbrett die silberne Tabaksdose und das blaue Taschentuch, die er nicht vergessen durfte. Gesundheit, Gutmüthigkeit und Wohlbehagen, in seinem Gesichte deutlich ausgeprägt, machten sich auch in allen seinen Bewegungen bemerkbar.

Als er alles Nöthige zusammengefunden hatte, bewegte er sich mit den Worten: »So, nun will ich Sie zum Herrn Prälaten führen« — sofort zur Thür hinaus. Wir folgten seinen kurzen, aber eiligen Schritten. Die Thüren liess er unverschlossen. Im Hofe angelangt, blieb er einen Augenblick stehen, um einen vorübergehenden jungen Mann in schwarzer Civilkleidung zu fragen, »ob Er oben und ob es offen sei?« und als der Diener ehrerbietig bejaht hatte, eilte er weiter. Am Ende des Hofes wurde unser Lauf abermals auf einen Augenblick unterbrochen. Der Postillon stand da, grüsste den Pater und machte einen linkischen Versuch, dessen Hand zu erfassen, um sie zu küssen, was ihm jedoch misslang. »Na, Hansirgl,« — redete ihn der Geistliche an — »seid Ihr wieder mal da? Wie geht's?« — »Dank schön für d' Nachfrag, 'r 'ohwürden, 's muss schon guet sein.«

Während dem besann sich mein Begleiter, der Maler, und gab dem Manne das ersehnte Trinkgeld unter Entgegennahme freudig klingender Danksagungen. Unser geistlicher Führer war aber schon im nächsten Thorwege verschwunden und wir hatten zu thun, ihn einzuholen. Er stand am Fusse einer breiten, steinernen Treppe, die mit Bildhauerwerken vorzüglicher Art reich geziert war.

»Um die Zeit — sprach er uns entgegen — pflegt Er sonst im Garten zu sein, aber heute bei der grossen Hitze sitzt Er oben in seinem Zimmer, oder sonst wo — no, wir wollen's schon seh'n.« —

Als wir die prächtige Treppe erstiegen hatten, öffnete der

Pater eine Doppelthüre und wir gelangten zunächst in ein Vorzimmer, dann in einen kleinen Empfangsaal. An eine der darin befindlichen Thüren klopfte unser Führer bescheiden, und als sich von innen Niemand meldete, öffnete er langsam. Endlich trat er ein und winkte uns zu folgen. Niemand war in dem geräumigen, theilweise mit fürstlichem Anfwande aber unharmonisch ausgestatteten Raum. Zahlreiche Spuren deuteten darauf hin, dass es das gewöhnliche Geschäftszimmer des Prälaten sei. —

Nach einigen Augenblicken der Zôgerung, in denen der Pater sich zu besinnen schien, welche der vorhandenen Thüren den Weg zur Auffindung des Gesuchten öffne, führte er uns durch mehrere Zimmer von alterthümlicher Pracht. Alle Thüren standen offen; Niemand war zu sehen. Der Pater zeigte darüber kein Befremden; ab und zu winkte er freundlich, ihm zu folgen und trabte weiter vorwärts. Seine hohe, starke Gestalt und die kurzen, schnellen Schritte machten auf mich einen heitern Eindruck.

Ein paar Bilderzimmer reizten unsere Aufmerksamkeit, da sich aber der Pater nicht aufhielt, konnten wir auch nirgendwo verweilen.

Endlich gelangten wir in einen Saal, der mit weissem Marmor ausgekleidet war. In der Mitte desselben stand ein altes, elegant aussehendes Flügelinstrument. An den Wänden sah man mit dunkelblauem Damast bezogene, von Goldzierrat strotzende Stühle. Der Saal mochte wohl dreissig Schritte lang sein.

Darin ging nun der Gesuchte, die Hände auf dem Rücken, auf und ab, gerade so, wie ich ihn zum Erstenmale im Corridor des Gasthofes zu Prag gesehen hatte, wo ich ihm mit dem Gesuche um Aufnahme nahte.

Als er uns kommen hörte, wendete er seine Schritte und trat uns entgegen. Der Gastmeister zog sein Sammtkäppchen

vom Kopfe, behielt es wie eine volle Schaale in der offenen Hand, die er gegen die Brust lehnte, und sprach, sich gegen meinen Gefährten leicht verneigend, unsere Namen aus.

»Ah, wir kennen uns schon — redete mich der Prälat mit kühlem, leisem Tone an, die kleinen schwarzen Augen durchdringend auf mich gerichtet — sind Sie glücklich angekommen?« Dann neigte er sich gegen den Professor mit: »Bestens willkommen!« und gleich wieder zu mir gewendet, fragte er: »Waren Sie schon beim Pater Prior?« — Ich verneinte. — »Jetzt ist es noch Zeit, ehe wir zu Tische gehen, sich auch ihm vorzustellen. Mein Kammerdiener kann — oder noch besser: Sie gehen den nächsten Weg hier durch.« — Er schritt in das angränzende mit kirschrothen Damasttapeten ausgeschlagene Gemach, wo er mir eine verborgene Thür öffnete und, mit der Hand in den langen, hellen Klostergang zeigend, sagte: »Dort, am Ende des Kreuzganges, die letzte, die gelbe Thüre — da wohnt der Pater Prior. Sagen Sie, dass Sie von mir kommen.« —

Im nächsten Augenblicke stand ich allein auf dem grossen, menschenleeren Kreuzgange, im eigentlichen Innern des Klosters. In dem hochgewölbten, schön ausgeführten Bau sah ich jenen Gallerientypus ausgeprägt, wie er von Malern gewöhnlich dargestellt zu werden pflegt. Nur standen die Fensterbogen, welche, wie noch deutlich zu sehen war, ursprünglich offen angelegt gewesen, zugemauert; niedrige Glasfenster gewährten die Aussicht in einen mit alten, schattigen Bäumen dicht besetzten Hof. In das Innere wieder zurückblickend sah ich jedem Fenster gegenüber eine tief in der Mauer liegende, unansehnliche Thür. Ueber und zwischen den Thüren hingen mittelmässig ausgeführte Oelbilder, Portraits von Benediktinern, meist Aebten und infulirten Prälaten. Diese schienen durch ihre Haltung die Aufmerksamkeit des Beschauers auf die Abzeichen ihrer hohen Würde geradezu hinzuweisen, die da waren der Brillantring am Finger, das an schwerer, goldener Halskette hängende,

mit Edelsteinen aller Art reich besetzte Kreuz, der nicht minder kostbar flimmernde Hirtenstab, oder die auf einem drapirten Seitentischchen zur Parade ausgestellte Bischofsmütze. Jedes der Bilder schien mich anzureden: Respect, junger Laffe, vor meiner Hochwürden und Gnaden!

Da alle Thüren des langen Ganges gleichartig waren und nur Eine, die gelbe Vorthür der Priorwohnung, eine Ausnahme bildete, wurde es mir nicht schwer, sie im Auge zu behalten. Langsam schritt ich, beständig umschauend, vorwärts. Mir war immer, als müsste sich eine der vielen Thüren öffnen, und das lebende Bild eines der hier hausenden geweihten und geheiligten Menschen mir entgegen treten. Aber nirgendwo rührte sich etwas. Auf den Fussspitzen langte ich bei der gelben Thür an, öffnete sie behutsam und klopfte an die zweite. Ein sanftes »Herein«, das sowohl mit der äussern Stille, als auch mit meinem etwas ängstlichen Herbeischleichen wunderbar harmonirte, liess sich vernehmen und ich trat ein.

In einem geräumigen, mit vielerlei Geräthschaften angefüllten, gut bürgerlich und einfach eingerichteten Zimmer sass an einem der Fenster, das rechte Bein vor sich auf einem hohen Schemel ausgestreckt, neben sich auf dem Tische das aufgeschlagene Brevier, der Prior. Er winkte mir freundlich, ohne aufzustehen, und ich trat näher. — »Ich bin der Candidat aus Prag; der Herr Prälat schickt mich her.« — »Ah, Sie sind da? — sagte er in langsamer, bequemer Weise und mit grosser Milde — nun, das ist schön. Setzen Sie sich. Nehmen Sie sich dort 'n Sessel. Ich kann nit gut aufsteh'n; mein Fuss schmerzt mich heut recht sehr. Das thut er immer, wenn's regnen soll. Haben Sie's dunnern gehört? Es hat sehr gedunnert. Ich hab' schon seit 23 Jahren den wehen Fuss. Nehmen sie doch Platz. Also Sie sind glücklich angekommen. Haben Sie denn auch her g'funden? Aus Ihrer Heimath ist's schön weit bis zu uns her. Sind Sie mit Stellwagen g'reist

oder mit Post?« — »Bis zur letzten Station marschirte ich zu Fuss.« — »So, *per pedes Apostolorum;* nun, das ist schön. Als ich jung war, reiste ich auch immer zu Fuss. Haben Sie noch Eltern? Sind sie g'sund? Das freut mich. Aber sehr traurig? Nicht sehr traurig. Nun, 'n Bissel wird Ihnen 's Herz doch weh thun. Der Mutter ganz g'wiss.« —

Freundlich mild redete der Mann, aus dessen Antlitz die grösste Gutmüthigkeit hervorleuchtete. Kaum dass ich die eine seiner Fragen beantwortete, hatte er schon eine andere auf den Lippen. Dann erzählte er mir wieder von seinem schmerzenden Bein und wie dieses Leiden vor 23 Jahren entstanden sei. Dazwischen aber sprach er mit seinem Vögelchen.

Auf der Mitte der Tischplatte stand nämlich ein niedliches Bauer, in welchem ein munterer Zeisig auf- und absprang, der Gegenstand grosser Zärtlichkeit des Priors. »Schauen S' mal diesen kleinen Halunken an — sagte er wiederholt und öfter einen andern Gedanken unterbrechend — schauen S' nur diesen Cujon, wie er sich herausgeputzt hat! Grünen Frack, gelbe Weste und weisse Strümpfe. Sag' mal auch was, Hanserl. Ja, du bist 'n sauberer Bursch. — Es sind noch zwei Candidaten aufg'nommen; die kommen erst zum 27. des andern Monats, wo vermuthlich die Einkleidung sein wird. Dann werd' ich dich auch einkleiden, du kleiner Halludi, du kriegst statt dem grünen Frack 'n schwarzen Habit und statt der gelben Weste 'n langes Scapulier mit 'ner Capuze und die weissen Strümpfe werden auch schwarz g'macht. (Der Vogel piept.) Schauen S', wie er widerspricht; er will nit; aber er wird müssen. — Die zwei Candidaten machen noch Ferien; der Eine ist bei seinen Eltern in der Näh'; das Dorf g'hört uns nit, und seine Eltern sind auch nit unsre Unterthanen. — Na, wart', du kleiner Atout mit der gelben Weste! — Der Andre ist auf Reisen. Sein Vater ist der reiche Fabrikant in Haben Sie auch Vögel lieb? Beim Pater Novizenmeister sind Sie noch

nit g'wesen. Da müssen S' auch hingeh'n. Nach 'm Essen. 's ist ein etwas strenger Herr, aber er meint's gut. Ja, ja, du lustiger Kamerad, wart' nur; du bekommst auch 'n strengen Novizenmeister, der dich für's Klosterleben abrichten wird. (Der Vogel piept.) Schauen S', er widerspricht schon wieder; er will nit. Und wie er springt! ich kann nit so springen. Freilich, er hat kein krankes Bein und Schuh' hat er auch nit an. — Den Vogel hab' ich schon an die drei Jahr', und wenn ich so allein dasitz', mach ich ihm's Häusl auf und unterhalt' mich mit ihm. Er ist sehr zahm. Wenn ich mein Brevier bet', schwatzt er dazu, setzt sich vor mich hin und stört mich. Das macht mir rechten Spass. Na, wart' du kleiner, grüner Klosterbruder! sollst bald anders singen lernen. Schauen S', er widerspricht, er raisonnirt immer. Demüthig, demüthig sein und schweigen, nicht protestiren, passt sich für 'n Benediktiner. Zur Einkleidung werden Ihre Eltern wohl nit kommen? 's ist zu weit her. Aber g'sund sind sie? die Meinigen sind schon längst g'storben, und ich bin nit mal dabei g'wesen; es hat sich halt nit machen lassen. Lebt dein Vater auch noch, du kleiner Kerl? Ja? I, das freut mich. Und wo hast du deine Mutter? Du weisst nit? Ha, ha, ha! Schauen S' nur den Schelm an, wie der zu antworten weiss.«

So plauderte der gute Mann lange Zeit ganz allein und unterbrach sich nur dann in kleinen Pausen, wenn er Dose und Schnupftuch in Anspruch nahm.

Als endlich vom Thurme herab die Mittagsglocke ertönte, um die Christenheit in drei langen Zügen zum Gebete zu ermahnen, betete auch der Prior, das abgesetzte Sammtkäppchen über den geschlossenen Händen haltend, still vor sich hin. Ich fand es angemessen, eine Geberde und Haltung anzunehmen, als ob ich ebenfalls betete, was ich jedoch, wenigstens in der vorgeschriebenen Weise, nicht thun konnte. Wir Stadtleute sind trotz dem vielen Thurmglockengeläute zu beten nicht gewöhnt, und an das für solche Augenblicke, wie der gegenwärtige, be-

stimmte Ave Maria konnte ich mich aus meiner Kindheit nur sehr dunkel erinnern. Auch war ich, ehrlich gesagt, zum Beten überhaupt gar nicht aufgelegt.

Als das Geläute ein Ende hatte, erhob sich der Prior mühsam von seinem Sitze, setzte sein Käppchen auf und nahm mit den Worten: »Nun wollen wir zum Essen geh'n« Dose und Taschentuch. Dann schritt er langsam aus dem Zimmer, das er, nachdem ich hinter ihm herausgetreten war, sorgfältig verschloss.

Die grosse, erhabene Gestalt, wie sie sich nun durch den Kreuzgang vor mir herbewegte, gefiel mir sehr. Ich dachte daran, wie ganz anders der Eindruck ist, den ein schön und kräftig gestalteter Geistliche als Lehrer und Rathgeber, ja noch mehr als Sittenrichter, auf uns machen muss, im Vergleiche zu jenem, den wir von einem klein und unansehnlich gestalteten empfangen. Ich würde, so meinte ich, wenn es an mir läge, nur hübsch gewachsene und einnehmende Leute zu Geistlichen erwählen. — Trotz seines Alters war der Prior eine männliche Schönheit zu nennen, und was ihm an Frische fehlte, ersetzte reichlich die aufrecht gerade und ehrwürdige Haltung seines Körpers. Sein langsamer Gang hatte etwas Imponirendes; das wallende Klostergewand blieb auch nicht ohne Wirkung auf mich. Ueber Alles aber beherrschte mich sein mildes, wohlwollendes Wesen in Miene und Sprechweise, und es war mir nicht möglich, in ihm die Klosterobrigkeit von starrer Willenskraft zu denken, wie sie etwa schon der Name eines Priors verheisst. Er schien mir genau das Gegentheil des Prälaten zu sein, dessen Benehmen das Gepräge des Herrschers niemals verhüllen konnte. Waren die Beiden etwa hier vermittelnde Gegensätze? —

Auf dem Gange zum Speisesaal sprach der Prior immerfort und von den gleichgiltigsten Dingen. Unter Anderem fragte er mich auch, ob der Conventdiener wisse, dass ich hier sei?

— und fügte gleich selbst als Antwort hinzu, es mache gar nichts, wenn er es nicht wisse; einen Platz an der Tafel würde ich schon finden. »Es komme oft vor, dass noch im letzten Augenblicke, wenn die Suppe schon aufgetragen worden, mehrere Gäste angemeldet würden. Darum müssten immer einige Gedecke mehr bereit liegen. Auf eine Hand voll Gäste käme es ohnehin nit an, wo so Viele speisten.« —

Die vierte der für mich bedeutendsten Klosterpersönlichkeiten, denen ich bald nach meiner Ankunft vorgestellt werden musste, war die des Pater Novizenmeisters, meines designirten Zucht- und Lehrherren. In dem Namen »Novizenmeister«, für die ganze katholische Welt und für jeden, der vom Klosterwesen gehört hat, verständlich, liegt etwas Furcht und Scheu Erregendes. Auch ich war von dieser Wirkung des Namens erfüllt. Meine Vorstellung von dem Amte eines solchen Mannes war: Dressur, Censur, Disciplin, allenfalls auch Inquisition und Tyrannei. Der Pater Prior hatte ihn einen »strengen Herrn« genannt, »der es aber gut meine,« und schon dieses Urtheil hatte etwas Aengstliches. In diesem Gefühle ging ich, nach der Mittagstafel, ihm meine Aufwartung zu machen.

Bescheiden klopfte ich an die einfache Thür und erhielt ein heftiges, rauhes »Herein!« zur Antwort. Ich konnte indessen nicht eintreten, weil die Thür von innen verriegelt war. Bald knarrte das Schloss, und ich stand vor dem gefürchteten Manne.

Ohne ein Wort sagen zu können und kaum dass ich mich verneigt hatte, musste ich hören, wie mich der Pater hart anfuhr: »Wir sind aus Böhmen? Ich hab' g'hört, dass uns Reverendissimus aufg'nommen hat. Aber 's Capitl ist auch noch da.

Die Böhmen sind nicht viel werth und Sie werd'n wohl auch keine Ausnahm' machen. In unserer Congregation und auch sonst unter den Deutschen stiften s' in der Regel nur Uneinigkeit. Wir Oesterreicher können halt kein'n Böhmen vertragen. Merken S' Ihnen das. I sag's glei im Voraus, dass Sie sich's überlegen, und wissen, was Sie zu erwarten haben. Sie müssten denn g'rad 'n extra brauchbares Subject sein. — *A propos!* Wenn Einer auch nur erst Candidat ist und seine Aufnahm' noch ung'wiss ist, so passt es sich doch nicht, dass er sich im Refectorium und beim Essen neugierig nach allen Seiten umschaut und auf alle Leut', die was reden, hinhorcht. 'n Candidaten, so wie 'n Novizen, geht gar nichts was an; dass S's wissen. — — Was i noch sagen wollt'! — Vor der Einkleidung wird erst 's Capitl g'fragt, ob's 'n Gusto hat, 'n jeden, der daher kommt und 's Maul aufreisst, anzunehmen. Er muss uns auch g'fallen. Der Herr Prälat hat Ihnen zwar d' Aufnahm' versprochen, aber weiter nix. Entscheiden thun wir. Sie müssen also aufmerken, dass Keiner von uns Capitularen 'n Haar d'rin find't, dass Reverendissimus 'n Böhmaken aufg'nommen hat.« —

Ich wurde durch die zunehmende Grobheit des Geistlichen immer verdutzter und wusste nicht, wie mir geschah. Schweigen und geduldig zuhören machte sich von selbst. Nach einer Pause, in der er noch immer reden zu wollen schien und sich gleichsam selber bekämpfte, wendete er sich ab und nach einer Thür hin, die in ein zweites Zimmer führte. In dieses trat er ein. Ich hörte ihn dann heftig mit Büchern umherwerfen und etwas suchen. Dadurch gewann ich Zeit, mich von meinem Schrecken einigermassen zu erholen. Der Gedanke, dass in der Grobheit dieses Mannes eine wohlgemeinte Aufrichtigkeit liegen könnte, deren Werth ich erst nachträglich erkennen und schätzen würde, lag mir in diesem Augenblicke ferne. Ich nahm vielmehr an, er sei einer der Sonderlinge, wie man sie überall findet.

— Ich wagte endlich, mich in dem Zimmer, in welchem ich stand, etwas umzusehen. Die eine Hälfte der vier Wände war schwarzgrau wie angeraucht, die andere mit Kalk weiss übertüncht. Obwohl wir heisse Jahreszeit hatten, war das einzige Doppelfenster dicht geschlossen. — Alte Möbel standen im Zimmer neben und hinter einander. Mit Staub bedeckte Kupferstiche unter Glas und in braunpolirten Holzrahmen hingen an der Mauer unregelmässig umher. Ein hoch mit farbigen Betten bedecktes Gestell stand in der einen Ecke nahe dem Ofen, der Thron Blumauers und ein mit Leder bezogener Schlafsessel daneben. Grosse Unordnung in der ganzen Stube; überall die Zeichen cynischer Nachlässigkeit und Bequemlichkeit.

Bald wurde ich von weiterer Umschau abgehalten. Der Pater humpelte in seiner umfangreichen Gestalt wieder herein, zwei in gelbes Leder gebundene Bücher in beiden Händen. Indem er auf mich losging, sprach er:

»Da haben S' den Thomas a Kempis; übersetzen S' mir alle Tag' eine Seite schriftlich in's Deutsche und fangen S' glei mit dem Capitl von der Demuth an. Die brauchen S' am allerersten und zu allermeist. Da haben S' auch noch 'n schönes Buch von Gerard Belga über die Marianische Leibeigenschaft. Da können S' d'rin lesen. Hernach kommen S' jeden Wochentag um Elfe zu mir her und zeigen S' auf, was S' g'arbeit't haben. Morgen und jeden Sonntag können S' wegbleiben. So! B'hüet Gott! Nun können S' wieder geh'n. Wir werden uns schon noch g'nauer kennen lernen. Schauen S' nur zu, dass Sie's nicht g'reut, was Sie sich vorg'nommen haben. B'hüet Gott!« —

Ich machte eine ungewöhnliche, gewiss sehr linkische Verbeugung und ergriff die Thürklinke. — »Ihre Kam'raden — begann er noch einmal — machen's g'scheuter. Die kommen mir nicht früher unter die Finger, als bis s' müssen, drei Tag' vor der Einkleidung, und g'niessen noch ihre Ferien. Sie aber sind

volle 4 Wochen z' früh kommen und werden allerhand Exercitien als Vorkost durchmachen müssen, die Ihnen vielleicht gar nicht g'fallen werden. Warum sind Sie auch so ung'schickt g'wesen. Na, 's Leben wird's Ihnen nicht kosten. Was? Vielleicht bringt's noch 'n Vortheil.« — Er lachte hell auf, als er das sprach, schob mich zur Thür hinaus und schlug dieselbe mit Heftigkeit zu. Dann drehte er den Schlüssel noch zweimal herum.

Herr Gott, ist der grob! — sagte ich still zu mir, als ich nun wie begossen da stand, bald die verschlossene Thür, bald die staubbedeckten Lederbände in meiner Hand betrachtend. — Als ich dann eine Treppe herab schritt, sah ich in dem langen Gange meinen Freund Professor mit dem Pater Gastmeister gehen und eilte sie einzuholen.

»Gut, dass Sie kommen — rief mir jener zu — Sie können gleich mitgehen. Was haben Sie da?« — Ich zeigte die Bücher. — »Ah, Sie waren beim Novizenmeister — sagte der Gastmeister phlegmatisch — na, wie hat er Ihnen g'fallen?« — Ich war um eine Antwort in Verlegenheit, aus der mich jedoch der Pater selbst befreite, indem er weiter sprach:

»Er ist nicht fein, aber er meint's gut; 's müsste g'rad sein, dass er Ursach hätt' zu zürnen; dann kann er boshaft sein. Er war auch mein Meister und hat mich in dem einen Jahr nicht schlecht gezwickt. Aber 's hat mir nicht g'schad't. Ich hab' was ertragen g'lernt und das muss man, wenn man in 'n Kloster leben will. Ja, 's ist ein curioser Herr, noch, so zu sagen, aus 'm vorigen Jahrhundert. An den alten G'wohnheiten und Gebräuchen hängt er ganz fest. Wissen S', das ist noch einer, der spricht: der Novitius muss in allen *casibus* auf's g'nauste pariren, in keinem Fall glossiren oder gar räsonniren, wenn ihm auch Unrecht angethan wird. — Ich weiss nicht, warum ihn der Prälat immer wieder zum Novizenmeister bestimmt; früher ging's, aber jetzt ist er doch schon z' alt und

wunderlich. Wir leben ja in 'm andern Jahrhundert; da darf man so scharf nicht mehr sein. Stellen Sie sich vor, was er mir als Novizen 'mal anthut. Ich hatte damals eine alte Tante noch am Leben, die mich ganz besonders lieb hatte. Kaum hatte ich das Noviziat ang'fangen, fällt's ihr ein mir zu schreiben, mich ihrer Zuneigung für alle Zukunft zu versichern und mir Unterstützung an Geld anzubieten, wenn ich ein's brauchen sollte. Sie hatte keine Ahnung davon, dass alle Briefe an die Novizen durch die Hände des Meisters geh'n und von ihm gelesen werden, wenn er will. Mein Meister thut es auch, wird über den zärtlichen Brief der Tante, die er für jung hält, ganz wild und diktirt mir eine grobe Antwort in die Feder, versiegelt sie auch gleich selber und schickt sie auf die Post. Reden oder widersprechen durft' ich nicht. Sie können sich aber meinen Schrecken und Aerger vorstellen. Ich war nah' d'ran mein G'wandl auszuzieh'n und wieder fortzugeh'n. Glücklicher Weise hatt' ich bald Gelegenheit, die Sach' wieder auszugleichen. Der Brief hatte natürlich die ganze Verwandtschaft alarmirt; ich war ja nie unfreundlich oder böse gewesen; so was hat Keiner von mir erlebt: und nun der saugrobe Brief! Man glaubte g'radezu, mit mir sei's nicht recht richtig. In aller Eil' kam mein Bruder daher um nachzusehen, was mit mir g'schehen ist. No, natürlich! dem macht' ich die Sache klar, und wir lachten hernach viel d'rüber. — Ja, der kann Einen in Verlegenheit bringen. 's ist halt 'n curioser Mann — wie ich sag' — voller Sonderbarkeiten. Hab'n Sie sich in seinem Zimmer umg'schaut, wie's da aussieht?« — wendete sich der erzählende Gastmeister an mich, und sprach dann weiter zum Professor:

»Sein Zimmer ist halb g'weisst und halb nicht. Wissen S' warum? — No, er war 'mal krank — 's wird 'n halbes Jahr her sein — und da hat ihn der Herr Prälat besucht. Der ärgert sich im Stillen, dass das Zimmer von Ofenrauch

und Lampendunst so gar sehr ang'schwärzt ist und macht ihm deswegen Vorstellungen. Und was giebt ihm der Meister zur Antwort? — »'r Gnaden — sagt er — in dem Zimmer leb' ich schon an die 30 Jahr', und hab's niemals weissen lassen, und nu' soll ich auf meine alten Tag' Neuerungen machen! Wir sind ja auch Alle schwarz.« — »»Aber es ist für Ihre Gesundheit nothwendig — sagt ihm der Prälat — und damit die vielen Wanzen umkommen. Wenn Sie's um Ihrer willen nicht wollen, nun, so thun Sie es mir zu Gefallen. Lassen Sie, sobald Sie wieder gesund sind, das Zimmer gründlich reinigen.«« — Das half; da konnt' er nichts weiter dagegen sagen als: »No, 'r Gnaden zu lieb will ich's wegen meiner thun; aber mir wär's so lieber.« — Darauf hat er nach einiger Zeit einen Maurer rufen lassen, und hat mit ihm langmächtig deliberirt, wie das zu machen wär' und das Zimmer geweisst werden könnt', ohne dass er auszuziehen hätt'. — »Wissen S', 'r 'ohwürden, was wir machen? — sagt endlich der alte Simon — wir ramen all d' Möbel auf eine Seit', und i streich' Ihnen die halbe Wand 'n paarmal an. 'n paarmal wenigstens; sie is zu schwarz; ja, fünf, sechsmal wär' nit z' viel. Und wenn die Seit' ferti is, ramen wir d' Möbel wieder dani und i streich' Ihnen d' andere an.« — Und so geschah's auch, aber nicht völlig. Wie der Maurer mit der einen Hälfte des Zimmers fertig war, wollte der Meister nicht mehr; er hat die Geduld verloren und meinte, es sei so gut g'nug, und der Prälat könnt' mit der Hälfte auch z'frieden sein; er hätt' wenigstens den guten Willen gezeigt. — Was sagen Sie dazu? — No, und so ist's bis heute geblieben.«

Dass mir, dem im Stadtgetreibe gross gewordenen, höchst weltlich gesinnten Menschenkinde, hier im Hause der Vorbereitung zum himmlischen Leben Alles, auch das Geringfügigste ungewohnt und absonderlich erscheint, kann Niemanden Wunder nehmen: vielmehr muss es Jeder begreiflich finden. In der That haben alle mir hier entgegen tretenden Erscheinungen lebender und lebloser Wesen meine ganze Aufmerksamkeit gefesselt und sich der für diese neue Welt frisch empfänglichen Auffassungskraft eingeprägt. —

So machte auch das erste Mittagbrod, das ich mit den geistlichen Herren einnahm, deren Bruder zu werden ich wahrscheinlich bestimmt bin, auf mich einen unauslöschlichen Eindruck.

Ich betrat, dem ehrwürdigen Prior folgend, den grossen Speisesaal der Mönche, das sogenannte Refectorium, ohne mich in der Phantasie auf das, was ich da sehen, hören und mitthun sollte, nur im Geringsten vorbereitet zu haben. Deshalb öffnete ich Augen, Ohren und, wie mir däucht, auch den Mund weiter als gewöhnlich.

Zunächst sah ich eine durch die ganze Mitte des Saales laufende, gedeckte Tafel, von zahlreichen Lehnstühlen umgeben und mit vielerlei Geräthen versehen. Einige geistliche Gestalten standen von ferne, an den Wänden des Saales wie angelehnt umher. Nahe der Eingangsthür musste auch ich mich nach Anweisung des Priors, an der Wand aufstellen, um den Moment zu erwarten, da sich die Gesellschaft zu Tische begeben würde. Er selbst aber, nachdem er einem Diener in Bezug auf mich etwas gesagt hatte, begab sich, sein schwarzes Mützchen in der Hand, zu seinem Sitze am obern Ende der Tafel Die bereits Anwesenden neigten sich vor ihm, während er mit gesenktem Haupte vorüber ging.

Der Saal füllte sich mit alten und jungen Mönchen. Auch einige Männer in bürgerlicher Kleidung fanden sich ein und blieben wie ich in der Nähe der Thür an der Wand stehen.

Es waren unverheirathete Schreiber und Wirthschaftsbeamte. Alle harrten des Letzten, der noch kommen sollte. Die Mönche standen still und stumm, die Hände auf der Brust unter einem Theile der geistlichen Kleidung verborgen. Nur einige wenige bewegten sich in ungezwungener Weise und in leisen Gesprächen sich wechselseitig nähernd, gleich als ob sie hier mehr zu Hause oder in grösserem Rechte wären denn die Andern. Nun kam auch der Abt, an seiner Seite der Pater Gastmeister und dicht hinter Beiden mein Freund, der Maler. Ein Kammerdiener des Prälaten schloss den Zug. Ich verbeugte mich geräuschvoll nach Studentenmanier, während die andern Anwesenden ihre Verneigung ganz still mit den Köpfen allein ausführten.

Hinter einem hohen, mit braunem Sammt überzogenen Lehnsessel, hier dem einzigen in seiner Art, nahm der Abt seinen Stand, und alle Anwesenden traten sofort wie auf ein stilles Commando hinter die ihnen bestimmten, mit Leder bezogenen, hochlehnigen Stühle. Einer der Diener zeigte mir den meinigen. Zu gleicher Zeit brachten zwei in dunkelgraue, blau aufgeschlagene Livrée gekleidete junge Männer die mächtigen Suppengefässe herein und stellten dieselben auf die Tafel.

Als sich das wenige Geräusch, welches die allgemeine Bewegung verursachte, ganz und gar gelegt hatte, und tiefe Stille eingetreten war, begann der Prälat, in den gefalteten Händen sein Käppchen, mit tiefer Stimme langsam das Tischgebet, indem er das erste Wort desselben: *Benedicite* — aussprach, worauf alle Mönche wie aus Einem grossen Munde mit demselben Worte antworteten. Hierauf folgte im wechselnden Halbchor das Gebet selbst, dessen Inhalt mir, der ich es zum ersten Male im Leben hörte, im Zusammenhange nicht verständlich war, das aber einen eigenthümlich ernsten, gleichsam befriedigenden Eindruck auf mich übte. In der grössten Ordnung und bei aller Tonstärke doch auch ruhig gesprochen, klang es meinem Ohr wie Musik, worin Solo- und Tutti-Recitative, nach wohlge-

zählten Takten wechselnd, ein harmonisches Ganze darstellten. Der Letzte in der Ausführung des Sprechgesangs war wieder der Prälat. Von einem jungen Mönche, meinem Nachbar, um den Segen gebeten, segnete er mit den Schlussworten: *Mensæ cœlestis participes faciat nos rex æternæ gloriæ.* Und Alle antworteten mit tief gesenkter Stimme: Amen. Darauf setzte man sich. Die Diener reichten die Suppe in Porzellan-Tellern. Den Prälaten bediente nur sein Kammerdiener. Die älteren Geistlichen setzten nach dem Gebete ihre schwarzen Käppchen auf, nachdem der Abt sein Haupt bedeckt hatte; die jüngeren speisten baarhaupt.

Zu meiner Rechten hatte ich einen jungen Herrn im Ordenshabit, zu meiner Linken einen älteren, rothnasigen, in Civil gekleideten Mann, den ich bald als Buchhalter anreden hörte. Er schnupfte sehr viel Tabak und bot mir die Dose wiederholt an.

Da Niemand mit mir sprach, hatte ich Zeit, meine Blicke die lange Tafel auf- und niederschweifen zu lassen und mir die ganze lebende und leblose Umgebung zu betrachten. Von den an der Tafel Sitzenden konnte ich jedoch nur die auf der Gegenseite Befindlichen genau sehen.

Dem Prälaten an der obern Tafelspitze zur Rechten sah ich den stets freundlich um sich blickenden Prior. Was ich mir nicht einbildete! Es schien mir, als ob er seinen Halludi mit dem grünen Frack und der gelben Weste vermisse. Gewiss würde er noch viel heiterer ausgesehen haben, wäre sein kleiner Freund in der Nähe gewesen.

Sein nächster Nachbar war ein sehr alter Mann mit zitterndem Haupte, aber munterer, gutmüthiger, Frieden verheissender Miene — der Senior des Conventes, ein Greis — wie mein Nachbar mir später versicherte — von 94 Jahren. Die zunächst Sitzenden, und selbst der Prälat, erzeigten ihm allerhand kleine Aufmerksamkeiten. Der Ausdruck seines Ge-

sichtes war der Art, dass ich ihm nicht das gewöhnliche Leiden eines hohen Alters, Abgestumpftheit, hätte ansehen können. Er nahm mindestens mit freundlichem Kopfnicken an den Gesprächen seiner Nachbarschaft Theil: indessen sprach er selbst nicht.

Ihm zunächst sass, wie hingegossen, die umfangreiche Gestalt eines Mönchs von etwa 70 Jahren. Das Gesicht war aufgedunsen und roth; die Physiognomie mürrisch; das struppige, weiss gepuderte Kopfhaar drängte sich unordentlich unter der aus 3 Theilen bestehenden Kopfbedeckung hervor. Diese Trinität war aus verschiedenen, in einander geschobenen, sogenannten Priesterkappen zusammengesetzt, deren oberste einst schwarz gewesen sein mochte, gegenwärtig aber grau in grau schattirt war. Das Aussehen dieses Geistlichen fesselte durch seine abstechenden Eigenthümlichkeiten meine ganze Aufmerksamkeit. Ach, da ahnte ich noch nicht, dass dies der Mann sei, der mir vor allen Andern zu schaffen, und die erste Zeit meines klösterlichen Lebens sauer machen soll. Eine Stunde später erst habe ich erfahren, dass ich in ihm meinen mir bestimmten Zuchtmeister zu erkennen habe; darum konnte ich auch in diesem Augenblicke sein Aeusseres so lange ohne Befangenheit, ohne Beben betrachten. Dass er ein Sonderling sein müsse, war zu sehen. Vor seinem Teller standen z. B. Salz und Pfeffer in kleinen, hölzernen, ihm allein angehörigen Schachteln, und zwar zu dem Zwecke, damit er ohne Rücksicht auf Andere mit den Fingern darnach greifen und seine Speisen würzen könne.

Seine Kleidung war zwar ein Ordenshabit, wie der der Andern, aber so abgenützt, schmutzig und staubbedeckt, dass man in Zweifel gerathen musste, ob es nicht eine besondere, graue Klostertracht sei. Ausserdem sass sie ihm ganz unpassend auf dem Leibe. Dass er darunter noch mancherlei andere Kleidungsstücke trage und sein körperlicher Umfang nur allein daher rühre, konnte ich nicht vermuthen. — Er sprach mit

Niemand, senkte, wenn er nicht ass, das Haupt, schloss die Augen, gleich als ob er schliefe, und hielt ein gelblich weisses Taschentuch vor den Mund. Einige Male warf er den Kopf in die Höhe, sah dann die Tafel entlang, und zog gleich wieder den Blick zurück. Alle seine Bewegungen, selbst die des Essens, hatten das Ansehen von Aerger und Verdruss, der sich nur zeitweise zu mildern schien.

Neben ihm sass ein kleiner, magerer, blasser alter Mann. Der Gesichts-Ausdruck war kummervoll. Seine schwarzen Augen richtete er von Zeit zu Zeit starr auf die ihm gegenüber Sitzenden. Mit den Händen griff er um sich, nach Brod, Löffel, Glas, wie ein Blinder. Er war blind. Das arme Männchen sah neben dem grauen Goliath wie ein alt gewordener Hirtenknabe David aus. Sein Bild erschien mir um so kümmerlicher und elender, als sein zweiter Nachbar zur rechten Seite ein rüstig gestalteter Mann mit frisch gefärbtem Antlitz da sass, dessen Ausdruck auf den Beschauer nur angenehm wirken konnte. Er schien lebenslustig, geweckt, bieder, entschlossen, ungezwungen, ich möchte sagen: militairisch frivol, und im Ganzen für die Umgebung nicht passend. Wenn er sprach, geschah es nur mit voller, helltönender Stimme und grosser Munterkeit. An klösterliche Demuth war bei ihm nicht zu denken. —

Ihm zunächst beobachtete ich einen Geistlichen mit langem, krank aussehendem Gesichte, aus dem die zwei stechenden, kleinen Augen grell hervorleuchteten, wenn sie, die Umgebung prüfend, lebhaft herumschweiften. Sein Anblick machte mich unruhig, ebenso wie der des ihm zunächst Sitzenden. Auch eine eigenthümliche Erscheinung! Ein Mönch bei ungefähr 35 Jahren, von gesundem, aber nicht behäbigem Aussehen, war er fortwährend in unruhiger Bewegung, gleich als ob Kopf und Oberleib den Schwerpunkt verloren hätten und nicht wieder finden könnten. Sein Blick irrte beständig die Tafel auf und nieder, und wenn er sprach, that er es mit aller Lebhaftigkeit

eines heissblütigen Temperaments. Man hätte ihm auf's Wort glauben können (falls er es ausgesprochen), dass er in seinem ganzen Leben noch nirgendwo Ruhe gefunden habe, sie auch hier im Kloster niemals finden würde. Ich gedachte ihn — im Stillen — fortan den Quecksilbernen zu nennen.

Die in der Reihe folgenden waren durchweg jüngere Männer von 30 bis 25 Jahren mit den verschiedenartigsten Gesichtsbildungen. Bei den Meisten war der Charakter des Inhabers offen ausgeprägt und zeigte Einfachheit oder geistige Beschränktheit, Gemüthlichkeit oder Schlauheit, Talent oder Leichtsinn. Nur jene demüthige Gleisnerei, die ich — warum? weiss ich nicht — hier im Kloster am stärksten vorausgesetzt hatte, fand ich in keinem der Gesichter. Alle schienen sich zu geben, wie sie sein mochten, und das war für mich eine sehr erfreuliche Wahrnehmung.

Die mir gegenüber und demnächst am untersten Ende der Tafel Sitzenden waren Civilisten, mit Ausnahme meines linken Nachbars jüngere Leute, die noch mehr durch ihr Betragen als durch ihre Kleidung verriethen, dass sie den Ordensgesetzen nicht unterthan seien. Unter ihnen war mir Einer um des maliciösen Gesichtsausdrucks und seiner übrigen Hässlichkeit willen unangenehm. Er schien unter den Gezeichneten, vor denen man sich nach dem bekannten Sprüchworte zu hüten habe, Einer der Gezeichnetsten zu sein, denn er schielte, war einseitig, hinkte und hatte überhaupt ein so verkümmertes Aussehen, wie es nur ein von der Mutter Natur verwahrlostes Menschenkind haben kann. Mein Mitleid konnte er jedoch nicht erregen, weil er gar bissig darein sah. Aus Gesprächen errieth ich bald, dass er ein weitläufiger Verwandter des Prälaten und hier als Rechnungsführer angestellt sei.

Mein Nachbar zur Rechten war — wie ich schon sagte — ein ganz junger, hübscher und munterer Geistlicher, der sich indess sehr still und schweigsam verhalten musste; er war

Noviz. Eine grosse Capuze hing ihm vom Nacken herab, während sonst keiner der Mönche diesen Bestandtheil des klösterlichen Kleides anhatte. Aus einigen Bemerkungen der Andern liess sich errathen, dass sein Probejahr in wenigen Tagen zu Ende gehe.

Neben dem Novizen sah ich einen viel plaudernden und lachenden jungen Mann, der sich mit dem zierlichen Halskragen, mit seinem glatt gebürsteten Kopfhaar und einem winzig kleinen Stück Backenbart viel zu schaffen machte. — Weiter hinauf konnte ich auf dieser Seite — ohne mich unschicklicher Weise zu weit vor oder rückwärts zu beugen — Niemand betrachten. Nur eine Gestalt sah ich durch ihre bedeutende Höhe über die Andern hinwegragen; sie gehörte einem Geistlichen, der sich ausserdem in mannigfachen Wechselgesprächen, die in den Pausen des Essens ziemlich laut und lebhaft geführt wurden, durch einen ganz besonders rauhen Bauerndialekt bemerklich machte. Meine Nachbarschaft nannte ihn den »Langen« und zwar ohne Nachdruck auf diesen Beinamen zu legen, ein Beweis, dass er allgemein gäng und gäbe war.

In meiner Nähe drehten sich die Gespräche um alltägliche Dinge: Wetter, gestrige Spaziergänge, Kartenspiel, Jagd und Kegelschieben. Dazwischen vernahm ich einmal, da auf Augenblicke Alles schwieg, und horchte, die sonore Stimme meines Freundes, des Malers, der von seinen Reisen erzählte. Er wurde dabei durch einige Worte des kleinen, blinden Mönchs unterbrochen, der, den starren Blick nach ihm gerichtet, fragte, ob er nicht willens sei, einen Abstecher in das schöne Tyrol zu machen? Für diesen Fall erbot er sich, ihm Empfehlungen an seine dortigen Verwandten mitzugeben, die er bei Insbruck habe. — »Won sä seitdem net g'storben sein« — fügte jener hoch hervorragende, »lange« Mönch, der ihm gegenüber sass, hinzu. — »Wenn sie nicht g'storben sind? — erwiederte der Blinde — was das wieder ist! Alle werden doch noch nicht g'storben sein und ich

möcht's doch auch wohl wissen, ob s' leben oder nicht.« — Dann wendete er sich wieder zu dem Professor und meinte, wer Salzburg und Tyrol nicht gesehen, habe nichts gesehen; die Länder seien einzig auf der ganzen Welt. — Man konnte es der Stimme, mit welcher er das sagte, anhören, dass er nicht nur mit grosser Vorliebe, sondern mit Rührung an seine heimathlichen Berge denke. Ich fühlte Mitleid und Theilnahme für den Mann, nicht aber meine Nachbarschaft; hier entstand nemlich bald darauf, von dem hässlichen Rechnungsführer ausgehend, ein fast spöttisches Gespräch über den Tyroler, der nun an die 30 Jahre aus seiner Heimat fort, auch während dieser ganzen Zeit nicht aus dem Bereich des Klosters gekommen sei, und doch glaube, draussen in der Welt sei Alles noch so, wie er es einst verlassen habe. —

Als ich meine Musterung der mir sichtbaren Persönlichkeiten vollendet hatte, dachte ich einen Augenblick nach, mich fragend, zu welchem von all den anwesenden Mönchen ich mich am meisten hingezogen fühlen könnte und ob unter ihnen wohl ein Freund für meine Zukunft zu vermuthen wäre? — Meine Wahl fiel nur auf einen Einzigen, und zwar den Prior. Zur Freundschaft war er freilich zu alt, aber ich sagte mir, dass ich ihn lieben und ehren könnte wie einen Vater, einen wirklichen Pater, und wie einen Prior, der allen Andern vorgehe. Nur er sagte mir durch seine grosse Gutmüthigkeit und Harmlosigkeit unbedenklich zu, während Andere — wenn sie mich nicht abstiessen — wenigstens für diesen ersten Augenblick meine Neigung unentschieden lassen mussten.

Ich lenkte dann meine weitere Aufmerksamkeit auf das Innere des Speisesaals. Es war eine hochgewölbte, auf drei Seiten durch grosse Bogenfenster hell erleuchtete Räumlichkeit, in der fast keine Stelle der Decke ohne Verzierung, bestehend aus Stukatur, Bildhauerarbeit oder Malerei, geblieben. An der mir gegenüberstehenden Wand, dicht an den mittelsten Fenster-

pfeiler angelehnt, befand sich eine in alterthümlich kunstvoller Weise aufgebaute, mit Holzschnitzwerken aller Art ausgestattete Kanzel, auf deren Pulte ein massives Buch aufgeschlagen lag.

Auf der im Rücken des Prälaten befindlichen Wand sah ich ein dem Anscheine nach werthvolles Oelgemälde, die Kreuzabnahme darstellend und in einen schweren, geschnitzten und vergoldeten Rahmen gefasst. Ueber diesem effektvollen Bilde hing unharmonisch ein kleines, hölzernes Cruzifix von gewöhnlicher Arbeit.

Am untern Ende des Saales zwischen den beiden Eingangs-Thüren standen zwei grosse, durch hohes Alter schwarzbraun gewordene Schränke, aus deren Innern die Diener ab und zu das nöthige Tischzeug und Geschirr holten. Daneben waren Tische mit Weinflaschen, Gläsern, Kühlwannen u. dgl. beladen. Der Fussboden dieser Partie des schönen Refectoriums war unsauber und durch das ewige Einschenken von Wein oder Wasser nach und nach sehr nass geworden.

Im Saale herrschte, wie ich schon erwähnt habe, keineswegs Stille. Zwischen das laute Lachen und Disputiren hinein tönte noch das gewöhnliche Geräusch der Esswaffen und das unvermeidliche Gepolter der Dienerschaft. Nur während der Suppe hatten sich einige so ruhige Momente gefunden, dass ich die grosse Pendeluhr in der oberen Ecke des Saals ihr abgemessenes langsames Tiktak schlagen hörte. Ich hatte da nicht umhin gekonnt, mich auf einen Augenblick zurückzubeugen, um hinter den Rücken der bei Tische Sitzenden nach ihr zu schauen. Zu wie vielerlei Consonanzen und Dissonanzen der Gesinnung und des Gemüths mag sie ihr Lebelang schon den an Gleichmässigkeit mahnenden Takt — vielleicht wohl sehr oft vergebens — angegeben haben! —

Hie und da standen an den Wänden kleine Spieltische und mit braunem Leder bezogene Lehnstühle. Ein stark beschädigtes Wasser-Reservoir von röthlich weissem Marmor mit abgebroche-

nen Hähnen zierte den Platz nicht mehr, auf dem es stand, und war offenbar ganz ausser Gebrauch gekommen. Man wäscht also — dachte ich bei mir — nicht wie ehemals vor und nach Tische die Hände öffentlich, gemeinsam. Warum nicht? oder: warum pflegte man das in frühern Zeiten zu thun? —

Während meiner stillen Betrachtungen waren die ziemlich rasch nach einander aufgetragenen fünf Gerichte verzehrt worden. Die auf der Tafel stehenden Wein- und Wasser-Flaschen waren geleert, nur die meinen nicht. Man hatte mir nämlich zwei Flaschen vorgesetzt, jede von ungefähr einer halben Maass Inhalt. Viel zu trinken nicht gewohnt liess ich Wein und Wasser stehen, obwohl mein linker Nachbar mich öfter zum Trinken aufgefordert hatte. Er, der dem Glase fleissig zusprach, meinte, der Durst werde sich mit der Zeit schon finden; so lange ich Candidat sei, erhalte ich zur Mahlzeit wie jeder andere Gast eine Halbe Wein; den könnte ich doch nicht immer stehen lassen, damit ihn die Diener austränken.

Ich hatte übrigens bemerkt, dass nicht alle Mönche Wein, wohl aber viel Wasser genossen, und es schien mir darin keine Regel obzuwalten. Die Diener setzten ihnen den Wein nur auf ausdrückliches Verlangen vor.

Die Uhr war halb zwei, als der Prälat sein letztes Glas mit Wasser gemischten Weins leerte und auch sofort Anstalt zum Aufstehen machte, indem er den Kopf gegen den Prior ein wenig wie zum Einverständnisse neigte, und sich erhob. Der hinter ihm schon längere Zeit harrende Kammerdiener nahm den Lehnstuhl an sich, und in demselben Augenblicke rückte die ganze Gesellschaft ihre Stühle, während mein die Capuze tragender Nachbar mit überlauter, tiefer Stimme rief: »*Tu autem, Domine, miserere nobis!*« Der ganze Chor antwortete schallend und in gleicher Tontiefe: »*Deo gratias.*« Die Mönche stellten sich wieder, die Hände auf der Brust unter dem Scapulier bergend, hinter den Stühlen auf, und als vollkommene Stille ein-

getreten war, begann der Abt das gemeinsame Gebet, das wieder hin und her ging, bald einstimmig, bald im halben oder vollen Chor, im Ganzen aber viel länger als das vor Tische dauerte. Der Schluss desselben bestand in dem Wunsche, »auch die Seelen der Verstorbenen möchten im Frieden ruhen.«

Nun stäubte ein grosser Theil der Gesellschaft auseinander und zur Thüre hinaus. Ich wollte mit. Als ich bereits im Gange war, belehrte mich mein rothnasiger Nachbar, der Buchhalter, in wohlgemeinter Auseinandersetzung, dass es sich schicken möchte, wenn ich noch, ehe ich davon ginge, dem Herrn Prälaten ein Compliment machte. Das war mir nicht nur sehr begreiflich, ich ärgerte mich auch über meine Unachtsamkeit. »Wie sagen artige Kinder, wenn sie gegessen haben?« Es war als ob ich meinen Vater sprechen hörte, der mir als kleinem Buben solche Worte manchmal zurief. Wie konnte ich mich auch von Jemand an die allergewöhnlichste Artigkeit erinnern lassen! — Ich kehrte rasch um und trat mit einer tiefen Verbeugung vor den Abt, der mir kalt freundlich zunickte. Der Prior dagegen winkte mich zu sich hinüber, um mit mir zu sprechen. Unter Anderem sagte er, ich möchte ja nicht unterlassen, zum Pater Novizenmeister zu gehen und mich ihm vorzustellen.

Ausser dem Prälaten und Prior waren einige der älteren Mönche — unter ihnen aber nicht mein Novizenmeister — an der Tafel stehen geblieben und plauderten mit dem Professor. Die Unterhaltung wurde immer lebhafter, so dass auch der Prior mich stehen liess und zuhörte. Selbst der Prälat erschien gesprächiger als während des Essens. Man sprach über die von den Vorgängern unvorsichtiger Weise verschuldete Lichtung und Ausrodung der Stiftswaldungen und die immer mehr zunehmende Nachfrage um gutes, gesundes, langstämmiges Eichenholz. Der vorige Prälat soll für seine Privatbedürfnisse viel gebraucht und darum auch viel kostbares Holz,

das jetzt beinahe den dreifachen Werth habe, weggegeben haben. Man klagte auch über die Regierung, dass sie so lange zaudere, sich in gesetzgeberischer Weise um diese Angelegenheit zu kümmern. Die Bauern verschleuderten bei guten Preisen all ihr Waldgut und machten dem Holzhandel des Klosters Concurrenz, dessen grösstes Einkommen eben darin bestehe. Mir schien, als machte man dem gegenwärtigen Abte auch einige indirecte Andeutungen, denn er nahm Veranlassung, mit grossem Eifer zu widersprechen.

Während das Gespräch über den Holzreichthum des Stiftes fortgeführt wurde, verneigte sich der Prälat gegen die Anwesenden leicht und ging eilends davon, seinen Kammerdiener dicht hinter sich. Sein plötzlicher Abgang schien indessen Niemand zu befremden, denn man sprach mit grosser Ruhe weiter, bis der Pater Prior unter dem offenherzigen Eingeständniss, er könne sein gewohntes Mittagschläfchen nicht opfern, den Anfang zum allgemeinen Aufbruch machte.

Einer der Conventdiener führte uns — es war am Nachmittage unserer Ankunft — in die vom Pater Gastmeister angewiesenen Zimmer. Das war ein langer Weg, eine förmliche Fussreise, bis wir in jenen Theil der weitläufigen Baulichkeiten gelangten, der, ausser aller Verbindung mit der sogenannten Clausur oder dem eigentlichen, strenge abgeschlossenen Kloster-Innern stehend, zur Aufnahme zahlreicher Gäste eingerichtet ist und der den Weltmenschen beiderlei Geschlechts freien Zugang gestattet. Man nennt ihn hier den Gastflügel oder Gasttract.

Das Zimmer des Professors hat die Nummer 14; das für mich bestimmte, mehr abseits gelegene ist ohne Nummer, weil

es deren vielleicht nicht bedarf, denn es heisst das Studenten-Zimmer. Ich begleitete zunächst meinen Gönner und Freund in die ihm angewiesene Wohnung. Es ist ein sehr geräumiges, zweifenstriges Zimmer und hat ausser der Eingangsthür noch je eine hohe Flügelthür zu den anstossenden Gemächern. Eine eigenthümliche Atmosphäre wehte uns hier an und bewog den Professor, erst eines der Fenster zu öffnen, ehe wir uns auf eine weitere Betrachtung unserer Umgebung einliessen. Es ist, wie gesagt, ein grosses und hohes Gemach, dessen Decke mit kunstvollen Stuckarbeiten, dessen Wände mit schweren, zum Theil verwitterten Dammasttapeten bedeckt sind. Ein grosser Spiegel, in einen Rahmen von emailirtem Spiegelglas gefasst, hängt zwischen den beiden gardinenlosen Fenstern. An den übrigen Wänden sieht man einzelne, kleine Gemälde von Landschaften. Geschweifte Tische und hohe Lehnstühle, eine einfache Bettstelle neuerer Art, auf der die weiss bezogenen Betten mit einer bunt-seidenen Decke verhüllt sind, und ein colossaler Kachelofen füllen den weiten Raum nur dürftig aus. Einer besondern Aufmerksamkeit werth ist der getäfelte Fussboden. Der Blick durch die Fenster in eine der von waldigen Höhen umgränzten, von Thälern durchschnittenen Landschaften, wie sie besonders im westlichen Theil des Erzherzogthums so häufig anzutreffen sind, ist überaus reizend.

Während ich mich mit kräftigen Athemzügen an der durch das offene Fenster hereinströmenden, duftigen Luft und am Anblick der Umgegend labte, klopfte es an die Thür und herein traten, das Gepäck des Professors tragend, zwei dienstbare Geister, aber nichts weniger als geistlicher, im Gegentheil höchst weltlicher Natur, zwei Dirnen, von denen die Eine gross, kräftig, mit blühend rothen Wangen, blauen Augen und reicher Körperfülle ausgestattet, die Andere auch stark und frisch, aber klein von Gestalt war. Beide haben mich nicht wenig überrascht. Ich muss es ehrlich gestehen, dass ich so hübsche Mädchen hier zu

sehen nicht erwartet hatte. — Die beiden Schönen benahmen sich nach Bauernart einfach, grüssten, uns ehrlich anschauend und ohne irgend welche Scheu zu verrathen. Nachdem sie die Sachen in der Nähe des Ofens abgelegt hatten, ging die Kleine fort, während die Grosse sich im Zimmer allerhand zu schaffen machte, das Wassergeschirr und Bett untersuchte, frisches Wasser brachte, Handtücher zurecht legte, Stühle rückte u. dgl. m. Als sie dann eine leere Wasserflasche zum Mitnehmen ergriffen hatte, sah sie den Professor einen Augenblick mit ihren grossen Augen fragend an und ging in der Voraussetzung, dass er keine Befehle für sie habe, stumm davon.

Der Professor war dem Anscheine nach durch das Erscheinen dieser beiden Dienstmädchen ebenso überrascht wie ich, denn er sagte nach einigen Augenblicken des Nachsinnens: »Hübsche Kinder! Es ist eine Freude, wieder einmal gesunde, vollkommen entwickelte weibliche Wesen zu sehen, nachdem man beständig nur verschnürte Krüppel vor Augen haben musste. Solche findet man überhaupt in den gesegneten österreichischen Gebirgen nicht. Da ist noch der kernig kräftige Menschenschlag zu Hause. Die Beiden muss ich mir copiren.« —

Das Studentenzimmer, in welches ich einzuziehen hatte, liegt in einiger Entfernung, abseits nach einem der Wirthschafts-Höfe zu und hat nur ein Fenster, ist aber auch ziemlich geräumig. Zwei Bettstellen, auf denen mit bunt gestreifter Leinwand bezogene Betten liegen, ein Paar Tische, 6 Stühle von einfacher Form, zwei kleine Waschtische mit den nöthigen Beigaben, ein im Quecksilber stark beschädigter Wandspiegel bilden dessen Einrichtung. Die Mauern sind ziemlich grau und stellenweise mit Bleistift beschrieben. Obwohl schwer leserlich, erregten doch die Inschriften sogleich, als ich sie sah, mein ganzes Interesse, ja ich hielt es der Mühe werth mir einige zu notiren. Hier sind sie:

Ueber dem einen Bette stand mit grossen Buchstaben:

„Traue keinem Heiligen, süsse Worte spricht er: aber in der Kutte steckt manchmal ein Halunke.“

Dann weiter:

„Ach, dass doch die, so fort im vollen Sausen schweben,
Nicht ernstlich denken an ihr zukünft'ges Leben.“

„Der Tannenbaum hat Zapfen, der Birnbaum Birn, und a guets Herz is mir lieber, als das g'scheitest Gehirn.“

An den Fensterwänden waren die meisten.

„Hab' mein Lebtag nicht g'wart't, bis mir Ein's hat g'sagt; wann mi wer nicht mögen hat, hab' ich auch nicht nach g'fragt.“

„*Venite, filiæ, audite me, timorem domini docebo vos.*“

„*Memento mori?* warum nicht: *memento vivere?* Wär's nicht besser, flott zu leben?“

„Euer Reichthum macht euch hier nicht glücklich, aber mich meine Armuth auch nicht.“ —

„*Ubi sunt, qui ante nos olim hic fuere?*
Vadite ad superos, transite ad inferos.“

„Mein armes Herz hienieden,
Von vielem Gram bewegt,
Erlangt den wahren Frieden
Nur, wo es nimmer schlägt.“

„Leb wohl, mein Bräutchen schön,
Muss jetzt in's Kloster geh'n!
O jamm're nicht in bittern Klagen,
Mein Liebchen bleib und lern ertragen.
Ertrag es nur und sprich nicht laut!
Ich absolvir dich, meine Braut.“

„Meine Gedanken sind nicht eure Gedanken und eure Wege sind nicht meine Wege, spricht der Herr.“

Viele der Inschriften waren ohne allen Werth.

Vom Thurme ertönte der dumpfe Schall einer grossen Glocke; er rief zum täglichen Früh-Gottesdienste. Wir betraten die Kirche, die noch ziemlich leer war. Hie und da knieten alte Leute aus dem Bauernstande. Da es Wochentag war, konnte wohl auf einen grossen Besuch von Seiten der Kirchengemeinde nicht gerechnet werden.

Das Innere der Kirche hatte für mich nichts Aussergewöhnliches. Wir sind an diese Pracht, diesen Reichthum und Aufwand von Kustwerken aller Art, so wie an die grosse Mannigfaltigkeit geweihter Apparate vollständig gewöhnt. Zur Ehre Gottes kann in einer Kirche nicht zu vieles, zu theures, zu schönes angesammelt sein. Meine Vaterstadt hat viele, sehr reich ausgestattete Kirchen; ich kenne sie alle. Wenn sich nun hier in der Stiftskirche Spuren eines Reichthums offenbaren, der nicht einer jeden andern Kirche eigen sein kann, so sehe ich darin nichts Bewundernswerthes. Dagegen schaute sich mein Begleiter, der Maler, mit desto grösserem Interesse überall um. Einzelne Kostbarkeiten ausgenommen ist hier Alles wie bei uns zu Hause. Wohin man blickt, steht ein Altar oder irgend eine marmorne Bildsäule. Leere Winkel und Ecken giebt es nicht. Hie und da sind Fahnen, Leuchter mit und ohne Kerzen, Lampen von Gold, Silber, Messing oder Zinn aufgestellt. Auf Gesimsen und Goldverzierungen liegt alter Staub. An Fresco- und andern Gemälden kein Mangel. Das hohe Musikchor ziert ein weit ausgedehntes Orgelwerk. Auch an solchen Darstellungen fehlt es nicht, wie sie einst in der Heimat mich als kleinen Knaben, der mit seinen Eltern oft mehrere Stunden in Kirchen zubringen musste, zum Zeitvertreib beschäftigt hatten: eine lebensgrosse Figur des Herrn der Heerschaaren im hochpriesterlichen Ornat und mit der päpstlichen Tiara auf dem grauen, reich gelockten Haupte, auf steinernen Wolken sitzend, die kleine Weltkugel in der einen, das Scepter in der andern, weit ausgestreckten Hand; dann das reich mit

Wolle bedeckte Lamm, an dessen Bauche Kreuz und Siegesfahne hoch aufgerichtet lehnen; die weisse Taube, mit ausgebreiteten Flügeln über Allem schwebend; ferner die grossen und kleinen, ganzen und halben, nackten und bekleideten Engel, die beflügelten Kinderköpfe, als Sinnbilder himmlischer Geister, sämmtlich wohlgenährt und freundlich lächelnd. — Alles, Alles, wie bei uns.

Im Vordergrunde, dem Hochaltar ganz nahe und in bedeutender Erhöhung stehen die mit reichem Schnitzwerk verzierten Betstühle der Priester. Dort versammelten sich, während wir uns Alles anschauten, nach und nach alle die zum täglichen Chorgebet verpflichteten Mönche, der Pater Prior und der Pater Novizenmeister unter ihnen.

Das Chorgebet begann in gleichförmig tiefem Tone, dauerte, wie ein murmelnder Gebirgsbach durch finstere Schluchten fliessend, etwa eine halbe Stunde und hörte sich ganz gut an. Es war daran eine gewisse Präcision und Abrundung wahrnehmbar und selbst die Schnelligkeit der Aussprache erschien mir würdevoll. — Dann folgte eine stille Messe, welche auch eine halbe Stunde währte. Nach derselben entfernte sich Alles, der Prior voran, ihm nach die älteren, zuletzt die jüngeren Mönche.

Zu gleicher Zeit erschien hinter uns der Pater Gastmeister, der an dem Chorgebete nicht Theil genommen hatte, und sagte dem Professor leise, er habe eben Zeit, uns die Merkwürdigkeiten des Stiftes zu zeigen: wenn wir Lust dazu hätten, so möchten wir ihm folgen. In der Kirche hielt er sich nur bei einer Stelle einen Augenblick mit der Bemerkung auf, hier, unter dem grossen Quadersteine, würden die Herzen der Aebte bestattet; es sei nämlich Sitte, vor dem Begräbnisse eines jeden Abtes das Herz aus dem todten Körper zu nehmen und unter besonderen Feierlichkeiten in die Kirche zu bringen; der Leich-

nam aber komme in die Gruft zu den Andern. Er eilte dann mit der Bemerkung weiter: »hier gebe es keine apparten Merkwürdigkeiten, die wir uns nicht auch ohne ihn selber anschauen könnten,« und führte uns durch dieselbe Seitenthür in das Conventgebäude, durch welche sich eben erst der Prior und die Chorbeter entfernt hatten. Wir gelangten in den Kreuzgang.

Vor einer unansehnlichen Thür, die der Pater Gastmeister mit einem der vielen Schlüssel, die er an einem Ringe in der Hand hielt, öffnen wollte, machten wir Halt. Es dauerte eine Weile, bis er das rechte Instrument herausgefunden hatte. Nun traten wir aus dem dunkeln Kreuzgange in eine vom Tageslicht hell erleuchtete Vorhalle, deren prachtvoller Anblick uns um so mehr überraschte, als wir nicht im Mindesten darauf vorbereitet waren. Auf einer Freitreppe, die nach beiden Seiten getheilt über etwa 16 Stufen hinabführte, wie auf einem Balkon stehend, übersahen wir das ganze Bild einer herrlichen Architectur, eine von buntfarbigen Marmorsäulen getragene Kuppel, ein hohes, kunstvoll ausgeführtes Portal der Bibliothek.

Der Pater Gastmeister machte uns in seiner schlichten Redeweise auf einzelne Kunstwerke aufmerksam, deren Effekt er selbst bewunderte.

Die Vorhalle war voll Bildhauerarbeiten aller Art, nur Bücher enthielt sie nicht. Dazu schien ausschliesslish der Saal bestimmt zu sein, den der Pater Gastmeister nun öffnete.

Welch ein Anblick! Wir blieben staunend am Eingange stehen, bis unsere Bewunderung reif geworden war. Der Saal, wie eine ziemlich grosse Kirche, hell und geräumig, ganz und gar aus Marmor gemauert, von drei Kuppeln überdeckt, deren mittelste auch die grösste war, strahlte unseren geblendeten Augen fast bezaubernd entgegen. Hohe, weisse Marmorsäulen tragen die weiten Wölbungen. Die Krönung einer jeden dieser Säulen strotzt von erhabenen Goldverzierungen. Die Plafonds

und Kuppeln sind mit grossartigen Fresco-Malereien von dem Tyroler Paul Troger, demselben, der sich auch in der Kirche verewigt hat, bedeckt.

Der weite Saalraum ist dem Anscheine nach ganz leer; Bücherschränke sind nicht sichtbar. Wände und Säulen spiegeln sich in dem blanken, von weissen und dunkelblauen Marmor-Tafeln zusammengefügten Fussboden. Zwischen den Säulen aber findet man, in die Wände tief zurückgestellt, die hohen Repositorien. Dass sie unserem Anblick nur die besteingebundenen Bücher in symmetrischen Höhen und Stärken darbieten, versteht sich von selbst. Nur ein Paar Fächer repräsentiren die Literatur im lichtgelben Schweinsleder; es sind da die Manuscripte und Incunabeln beisammen.

Der Professor und ich waren in Betrachtung dieser uns umgebenden Pracht ganz stumm versunken. Der Pater Gastmeister störte unser Schweigen nicht, gleich als ob er uns erst wollte in Verwunderung satt werden lassen. Offenbar befriedigte ihn unser nur in einzelne Ausrufungen hervorbrechendes Staunen. Endlich sprach der Maler im begeisterten Tone: »Welch ein würdiger Tempel des Geistes! Welch ein Ort für Werke der Wissenschaft und des — Glaubens! Das muss man gestehen: die geistlichen Herrn haben nicht gespart, wo es sich darum handelte, den heiligen Geist der Menschheit zu verherrlichen, den Geist, in welchem die Benediktiner einst selber ihren historischen Ruhm der Gelehrsamkeit begründeten.« — »Ja, erwiederte etwas gleichgiltig der Gastmeister, 's könnte wohl sein, dass Sie recht haben. Ich will's aber nicht behaupten, denn ich bin in der gelehrten Welt wenig zu Hause. Unsere Herrn prahlen freilich viel und gern damit. No wegen meiner. Von dieser Bibliothek möchte man schon sagen, dass in dieser Art vielleicht kein zweites Gebäude vorhanden sei. 's wird wohl aber so schlimm nicht sein. So viel ich weiss, hat jedes grosse Stift 'ne grosse Bibliothek und verwendet viel dafür.«

— »Hier finden sich gewiss auch seltene und kostbare Werke.« — »O ja! Hier z. B., den Blävianischen Atlas werden Sie selten wo finden. 's ist ein theures Prachtwerk mit Bildern und Verzierungen von anerkannter Seltenheit. 'n andern Werth, glaub ich, haben diese 16 oder 18 Hochfolios nicht, als dass sie alt sind. Die neue Wissenschaft ist so weit vorgeschritten, dass man von fast allen den theuren Sachen, die hier zu finden sind, keinen andern Gebrauch mehr machen kann, als den, sie anzuschauen. Meinen Sie nicht auch? — Die Bücher stehen nur noch zur Parade da. Mir kommen sie vor wie vertrocknete Mumien aus längst vergangener Zeit. Was mach' ich z. B. mit diesen Dingern da?« —

Er zeigte uns einige kleine, dicke, in gelbes Leder plump gebundene Bücher. »Da finden Sie Malereien und künstlich gezeichnete Anfangsbuchstaben in Menge, lauter Spielereien von Mönchen nnd Nonnen alter Zeiten, lauter Produkte gedankenloser langer Weile; man kann damit nichts weiter anfangen, als sich über den unnützen Fleiss, die Geduld und Ausdauer zu wundern. Ich bin für's Praktische und Brauchbare.« — Um so mehr interessirte sich mein Professor für diese Sachen und besah sie lange und aufmerksam. »Sie besitzen aber hier gewiss nicht nur lauter alte Werke,« fragte er dann. — »Das ist freilich der Fall. Es wird alle Jahre was Neues zu dem Alten angekauft. Der vorige Prälat hat darin zwar viel versäumt, aber der gegenwärtige holt's Alles wieder nach. Doch weiss ich wirklich nicht, wie's damit steht. Von neueren Kunst-Drucksachen aber glaube ich wird sich hier nicht viel vorfinden. Schade, dass der Pater Bibliothekar nicht zu Hause ist, der würde Ihnen bessere Auskunft geben können. Ich war zwar selber auch 'n mal Bibliothekar, 'n Jahr lang oder anderthalb, worauf ich Küchen- und Kellermeister wurde: aber mit meiner Gelehrsamkeit ist's nicht weit her und pass' ich zu dem jetzigen G'schäft besser. Von der Bibliothek hab' ich also nur oberflächliche Kenntniss. G'rad'

heut muss er auch fort sein! 's ist Viehmarkt im nahen Städtchen und — — No, Sie lachen, dass 'n Bibliothekar auf 'n Viehmarkt geht? Freilich, 's hört sich g'spassig an, aber es lässt sich erklären. Zu solchem Viehmarkt, wie er jährlich 'n paar Mal ist, kommen aus der ganzen Nachbarschaft die Gutsbesitzer, Pfarrer und Beamten zusammen, und da geht nicht nur der Bibliothekar hin, sondern jeder von uns, der abkommen kann, um seine Bekannten dort anzutreffen. Mit dem Viehhandel hat man freilich dabei nichts zu schaffen. Unser Vieh kauft selbst der Pater Hofmeister nicht auf den Märkten. So ist die Sach'. — No, da sind die Theologen; hier die Prediger; dort die Poeten; da haben Sie das Fach der Philosophen, dort der Juristen. Der kleinere Kasten in der Nische da enthält die verschiedenen Bibelausgaben.« — Er führte uns dann in eine Fenstervertiefung, in der auf kleinen Tischen allerhand antike Raritäten von Schrift- und Drucksachen lagen. Mit grosser Gleichgiltigkeit zeigte er uns Werke, über die ein Liebhaber vor Entzücken hätte ausser sich gerathen müssen.

Als wir uns satt gesehen und nochmals den ganzen Saal überblickt hatten, um den Totaleindruck dauernd zu befestigen, sagte der Pater Gastmeister, unter diesem Saale sei noch die Todten-Capelle und unter derselben das Gruft-Gewölbe. Wenn wir beide zu besehen wünschten, könne er uns hinabführen. Wir baten darum und betraten die Vorhalle, um von da zwischen der getheilten Freitreppe hindurch auf breiten Stufen in eine Räumlichkeit zu gelangen, die sich uns wie eine Kirche von der ganzen Länge und Breite des Bibliothek-Saals darstellte. Sie war auch ursprünglich dazu bestimmt, bei den Begräbnissen der Mönche zu religiösen Ceremonien zu dienen. Jetzt aber stand sie unbenützt und demnach auch aller Paramente entblösst da. Der Altar war öde und leer; die mit Arabesken und Todten-Bildern bedeckten Wände sahen schadhaft und vernachlässigt aus. Zwischen den herabführenden zwei Treppen lagen in an-

gemessenen Entfernungen grosse steinerne Muscheln, deren Bestimmung sein mochte, kühlendes und die Luft erneuerndes Wasser von Cascaden aufzunehmen und weiter zu fördern.

Ueber einige an den Mauern mit Kohle grob ausgeführte, frivole Zeichnungen, die gerade in diesem ernsten, der Religion und Trauer geweihten Orte am wenigsten zu suchen wären, gab der Pater Gastmeister folgende Erklärung: »Sie bleiben zum Andenken an die betrübte Franzosenzeit stehen. Von da stammen sie her. Hier d'rinnen war immer das Lazareth, wenn das lose Gesindel unser Stift heimsuchte. Sie sehen, wie muthwillig selbst ihre Verwundeten waren. Das soll ihnen auch nicht vergessen werden. Ja, dieses gottlose Volk! Wir haben von ihm viel zu leiden gehabt. Sie hätten uns beinahe allen Wein ausgetrunken, wenn wir nicht zuvor einen Theil des Kellers dicht zugemauert und grosse, volle Fässer vor die geschwärzte Mauer gelegt und oben im Garten die Luftlöcher mit Blumen verdeckt hätten. Besonders wollten sie immer Rothwein haben. Zuletzt wusste sich der damalige Kellermeister nicht anders zu helfen, als dass er für sie allen Wein mit rothen Rüben färbte. 'n ausgelassenes Volk!«

Unter derlei Erinnerungen aus alter Zeit führte er uns in die Gruft hinab. Sie war, wie die Capelle über ihr, sehr geräumig, aber leer. In den Wänden waren Nischen für die Särge der Mönche ausgemauert; grosse Sorgfalt und zweckmässige Einrichtung war überall sichtbar; der Fussboden und das Mauerwerk sahen noch wie neu aus; der ganze Raum war freundlich, die Luft darin frisch und gut.

»Es ist hier noch Niemand beigesetzt worden — sagte der Pater — weil wir noch eine andere, die alte Gruft haben, die nun freilich bald ganz voll sein wird. Nur noch zwei, höchstens drei haben darin Platz. Ob dann Einer hier den Anfang machen wird, ist noch nicht ganz g'wiss. Viele von uns wünschen, dass unser Begräbniss künftighin auf den allgemeinen Friedhof

in's Freie verlegt werden möchte, wie's schon in einigen Stiften g'schehen ist. Andere sind wieder dagegen und meinen: »haben wir uns im Leben von der öffentlichen Welt abgesondert, so muss es auch im Tode und da erst recht geschehen.« — »No, die Absonderung im Leben ist nicht mehr gar so gross, wie in alten Zeiten, und im Tode giebt es entweder keine oder lauter *monachos*, wie man's g'rad nehmen will. Wenn vielleicht mal der Prälat meiner Ansicht sein wird, was er jetzt noch nicht ist, dann kann er mit 'n Machtspruch ändern, was seit Jahrhunderten geheiligte Sitte g'wesen ist. Sonst wäre dieser Platz freilich kühl und trocken und still g'nug für den langen Schlaf, den wir mal zu machen haben.«

Indem wir wieder fortgingen, erzählte der gesprächige Mann weiter: »Da hat mal 'n Witzbold das G'rede aufgebracht — und es ist hübsch weit verbreitet — dass unser Stift drei grosse Sehenswürdigkeiten hat: 'ne grosse Gruft und keine Todten d'rin, 'ne schöne Bibliothek ohne Bücher und 'n ungeheuren Keller aber keinen Wein. Das hört sich g'spassig an, ist aber boshaft erfunden. Mit der Gruft hat's nur auf einer Seit' seine Richtigkeit, auf der andern nicht. Die hier ist leer, dafür ist die andere ganz voll. In der Bibliothek sind freilich auf den ersten Blick keine Schränke zu sehen; aber Bücher giebt's da mehr als von Nöthen. No, und unseren Weinkeller hat der Spassvogel wahrscheinlich gar nicht g'sehen. Wenn er nur in unsern Handkeller gekommen wär', wo an zwei tausend Eimer liegen, so hätt' er den Witz nicht machen können. In, wo wir unsere Weinberge haben, ist freilich noch ein Riesenkeller, der nicht ganz voll Fässer liegt. Das war noch nie der Fall und wird wohl auch nie sein; denn er ist z' gross. Sie können sich vielleicht von seiner Grösse einen Begriff machen, wenn ich Ihnen sag', dass man in diesen Keller mit voller Weinladung, mit Wagen und Pferden, zu einem Thor eini, den ganzen Keller durch und auf der andern Seite wieder

zum Thor aussi fahren kann. Aber leer ist er d'rum doch nicht. 'n Wein lassen wir uns halt nicht ausgehen: lieber Bücher und — wenn's anginge, die Todten.«

Nachdem wir aus der Gruft wieder in die Capelle und von da in den Vorsaal der Bibliothek zurückgekehrt waren, führte uns der Pater in einen kleinen Seitengang, an dessen Ende sich eine verborgene Thür befand, die uns sogleich in's Freie treten liess. Bevor er jedoch diese Pforte mit seinem Schlüsselbunde öffnete, machte er uns auf eine geographische Darstellung aufmerksam, die fast die ganze Wand des Corridors einnahm. Sie enthielt eine kartographische Aufzeichnung aller Benediktiner-Stifter, wie sie im vorigen Jahrhundert in Europa bestanden haben, ehe Kaiser Joseph II. und seinem Beispiele gemäss viele andere Fürsten die bekannte, grossartige Aufhebung von Klöstern aller Art vorgenommen hatten. Wie war doch diese Karte mit Benediktiner-Kreuzchen übersäet! Jedes Land und jedes Ländchen wimmelte davon. Und das war nur der eine Orden, dessen Verbreitung und Auszweigung hier ganz besonders deutlich gemacht werden sollte.

Am reichsten gesegnet erschienen die Niederlande und Baiern. Mindestens war da kein leeres Plätzchen vorhanden, um noch ein Zeichen oder einen Namen hinzusetzen. Der Pater bemerkte dazu, dass gegenwärtig in Baiern kein einziges Benediktinerstift vorhanden sei, und man eben mit dem Plane umgehe, diesen Orden von Neuem dahin zu verpflanzen.

Als der Pater die kleine Pforte geöffnet hatte und wir in's Freie herausgetreten waren, fanden wir uns in einer Art von Zwinger, dessen Inneres ein Garten, das Aeussere die waldbedeckte Landschaft war. Das beide trennende Mauerwerk war stellenweise ganz verfallen.

»Hier stehen wir — sagte der Gastmeister — auf 'm ursprünglichen Kloster, das war mit der Zeit zu klein geworden, wurde verlassen und dem Einsturz preisgegeben. Dafür haben

reiche Aebte nach und nach die gegenwärtigen grossen Stifts-Gebäude aufg'führt. Ein Theil des alten Bauwerks dient dem neuen als Fundament. Auch die grosse Kirche steht auf der alten. Hier drüben unter den schwarzen Tannen sehen S' die Ruinen eines ehemaligen Frauenklosters. 's war mal in alten Zeiten so Sitte, dass sich die Nonnen in der Nähe von Mönchen anbauten. Man spricht hier sogar von einem unterirdischen Gang, der die beiden Convente verbunden haben soll; aber ich kann's nicht g'wiss sagen, ob was wahres d'ran ist oder nichts. 'n Gang, oder wenigstens 'n Anfang dazu ist freilich da, aber man kann denselben nicht untersuchen, weil er sehr baufällig ist und d'rin kein Licht brennen will. — Hier sind noch einige alte Gemächer, wo wir mit Sicherheit eintreten können. Kommen S' mal mit. Da war das Refectorium; 's war klein und eng. Nicht? — Schauen S' die tiefe Grube an, die hier mitten d'rin ist; das war mal eine Versenkung, so 'ne Art Verliess, ohne Licht und Luftlöcher. Da hinein wurde der Mönch zur Strafe gesetzt, wenn er was Grösseres verbrochen hat. Die Tafel der Uebrigen stand auf der Versenkung. Er konnte d'rin hören, was über ihm geschah, das Beten, die Lection und auch das Geklingel und Geklapper von Gläsern und Esszeug. Wenn seine Brüder satt waren und fortgegangen sind, wurde dem armen Kerl seine Fastenportion hinabgelangt. Es ging doch mal sehr schlimm zu in der guten alten Zeit; davon haben wir vielleicht nicht einmal die ganze Vorstellung. Viel Gerechtigkeit muss nicht g'wesen sein, aber desto mehr Grausamkeit. 's ist indessen ganz gut, dass solche Andenken noch da sind; sie dienen als Beweis, dass unsere Zeiten nicht schlechter, sondern besser sind. — Hier können S' auch 'ne Vorstellung von den ehemaligen Zellen der Mönche bekommen. Schauen S' nur, wie eng und niedrig! Wenn ich so eng wohnen sollte, würd' ich's wohl auch bleiben lassen. No freilich! die Alten waren nicht so verwöhnt, wie wir sind. Jedenfalls hatten sie nicht so viele

Bedürfnisse wie wir haben, aber vielleicht andere. No, wollen wir nicht wieder' raus? 's ist doch keine schöne Luft da d'rin.« —

Wir gelangten in einen der grossen Höfe der ausgedehnten neuen Wirthschaftsgebäude.

»Ich könnt' Ihnen noch den grossen, nutzlosen Flügel zeigen, der in jenen glücklichen Zeiten gebaut worden ist, als die Prälaten nicht g'wusst haben, wo s' mit dem Gelde hin sollten. No, 'n ander Mal, weil ich jetzt zu thun hab'. Sie verlieren auch g'rad nicht viel, wenn Sie da nicht hinaufsteigen. Das Gebäude macht keinen guten Eindruck. Es steht da als trauriges Zeichen von unnöthiger und unverständiger Baulust, von Mangel an Kunst und Geschmack und, ich möcht' sagen, von Leichtsinn. Jeder Prälat baute nach seiner Laune und mit grossem Aufwand irgend ein Stück und kümmerte sich nicht um das Andere. Darum finden Sie da eine curiose Sammlung von Baulichkeiten, die für uns jetzt 'ne grosse Last sind. Sie müssen doch wenigstens unter Dach gehalten werden. Da giebt's lauter grosse Säle, mit Marmor-Mauern und Pflaster' mit italienischen Caminen, grossen Thüren und Fenstern. Denken S' nur, in unserm Klima, italienische Camine und Marmorwände! Alles unbrauchbar! Der Pater Hofmeister hat sein Getreide d'rin liegen und die übrigen Wirthschaftsgeräthe, Pferdegeschirre und allerhand Zeug. Das ist der einzige Gebrauch, den wir von diesem theuern Steinhaufen machen. Hätten wir lieber das Geld, was er mal gekostet hat! — Unsere Schatzkammer und die Bildersammlung muss ich Ihnen schon 'n andermal zeigen. 's ist freilich nicht der Müh' werth, mein' ich, 'n Reisenden dahin zu führen. 's gibt ja in der Welt so viele und grossartige Sammlungen, dass unsereins keine b'sondere Ehr' aufhebt, wenn wer die Herrlichkeiten sieht. 's sind vielleicht 'n paar Cabinetstücke d'rin: aber was will das sagen! Unsere geistlichen Herrn prahlen auch noch mit andern Kleinigkeiten, als wie z. B. mit der Orangerie, mit 'm Münzcabinet:

aber ich halt' nichts d'rauf. Unser Stift hat die Sachen, wie ich glaub', nur damit's nicht hinter den andern Stiftern zurückbleibt. Die Prälaten thun gern gross mit Kunst und Wissenschaft; aber die Zeiten sind vorbei, wo's Einer dem Andern auch in Geldausgaben zuvorthun konnte. Deswegen wird's auch niemals was rechtes! 's Geld fängt schon an sehr knapp zu werden trotz allem Reichthum. — Aber Ein's muss ich Ihnen doch noch in der G'schwindigkeit zeigen: unsere neue Bäckerei. Das ist mein Werk. Ich hab' sie nach meiner Idee bauen lassen. Die ist mir lieber, als der Marmortract oder das Orangeriehaus. Das ist doch was für's tägliche Brod. Jetzt kann mich auch der Pfister nicht mehr betrügen, wie's früher, aber ganz g'hörig, der Fall war.« —

»Bedürfen Sie denn einer so grossen Bäckerei?« — fragte der Professor. —

»Freilich! denken Sie sich die Menge Leut' im Hause und die vielen Deputatisten, dann die Roboter und Arbeitsleut'. Im Schnitt muss ich manchmal, wenn wir 'ne gute Ernte haben, jeden Tag für 500 Roboter Brod in's Feld schicken. Jeder bekommt so ein Laib, wie Sie da sehen. No, ihr Brod finden die Leut' schon, wenn s' für uns arbeiten, und 'n Glas Wein auch. — Nun aber muss ich mich empfehlen. Ich seh dort den Fleischhacker kommen; der liefert heut ab und da muss ich dabei sein. Sie sehen, dass 's für mich immer was zu thun giebt. Kein Wunder, in so 'n grossen Haus! Und ich bin da die Mutter und Hausfrau.« — Damit empfahl er sich in grosser Eile.

Gestern hatte ich Gelegenheit, zwei neue Bekanntschaften zu machen und Gespräche zu hören, die zwar mich und mein beginnendes Verhältniss weniger berühren, aber darum doch für meine Kenntniss der klösterlichen Eigenthümlichkeiten von grosser Bedeutsamkeit sind.

Nach dem Mittagstische war ich in den grossen Stiftsgarten hinausgegangen, der zwar wirklich »gross« ist, aber nur deshalb so genannt wird, um ihn von den kleinen Conventgärten zu unterscheiden; darin war ich etwa eine halbe Stunde herumgeirrt und betrachtete eben die mannigfachen Reichthümer, botanische Kunstwerke, deren Werth ich nicht zu schätzen weiss, nach alter Art zugeschnittene Obstbäume und Gesträuche, Laubgänge und Terassen, dann ein grosses Bassin mit unzähligen Goldfischen, Bildsäulen und Statuetten, die Orangerie, ein geräumiges Treibhaus und allerhand Herrlichkeiten: als mir Freund Professor nachkam, und mich einlud, an einem kleinen Ausflug in die Umgegend theilzunehmen. Pater Gideon wolle so freundlich sein uns als Wegweiser zu begleiten.

Als wir aus dem Garten traten, erwartete uns der Genannte schon, ein junger, durch sein gefälliges Aeussere und ein gewisses Maass von Freundlichkeit ansprechender Geistlicher. Die ernste Haltung, die der Grundzug seines ganzen Wesens zu sein schien, stand ihm gut. Zwar erwiederte er meinen Gruss nicht so herzlich, wie ich ihn darbrachte, aber das fand ich ganz in der Ordnung.

Wir machten uns auf den Weg. Das Wetter war herrlich, die Luft wie immer in gebirgigen Gegenden erfrischend. Wir mussten einen engen Felsenpfad hinabsteigen und ich blieb etwas zurück. Als ich die Beiden wieder einholte, waren sie in einem Gespräche begriffen, dass sogleich meine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. Das Thema war die wieder überhand nehmende Wirksamkeit der Jesuiten.

»Sie glauben demnach — sagte der Professor mit einigem

Eifer — dass Ihr Staat die Festigkeit seiner Existenz der Thätigkeit dieses Ordens mit zu verdanken habe. Erlauben Sie, dass ich Ihnen darüber meine Ansicht sage. Ich bin der entgegengesetzten Ueberzeugung und halte dafür, dass jedes System, welches sich, wenn auch nur theilweise, auf Jesuitismus stützen muss, es sei offenbar oder heimlich, mit der Zeit zu Grunde gehen werde.

»Ich bin kein persönlicher Freund der Jesuiten — erwiederte Pater Gideon in ruhigem Tone — sie sind auch, so viel ich weiss, der ganzen übrigen säcularen und regularen Geistlichkeit zuwider. Aber darum darf ich doch nicht läugnen, dass jeder katholische Staat der Kirche überhaupt und dem Jesuitismus insbesondere zu Dank verpflichtet ist und hierin noch manch eine alte Schuld abzutragen hat. Vergessen wir nicht, dass der Thron ein Stuhl ist, der nur auf vier Füssen fest steht. Der Jesuitismus ist einer dieser Füsse. — »Und die Andern?« — fragte neugierig mein Freund. — »Die Andern sind Ihnen ebenso gut bekannt wie der Eine: Adel, Militair und Polizei. Der Jesuitismus aber ist nach innen sowohl wie nach aussen ganz und gar unentbehrlich. Die Jesuiten erfüllen vollkommener, schneller, ich möchte sagen sicherer die Aufgabe, die sonst der ganzen Geistlichkeit, dem Lehr- und Beamtenstande zufällt.«

Ich betrachtete mir nun den Mönch, der solche Reden führte, viel genauer als vorher. Er war ein hübscher, hochgewachsener Mann von etwa 25 Jahren; seine Haltung war edel, fast stolz, sein Einherschreiten würdevoll, ruhig. Das lange, wallende Klostergewand unterstützte nicht wenig den Eindruck, welchen sein Wesen auf mich machte. Das hochstirnige, blasse Antlitz offenbarte eine gewisse Zufriedenheit und Genüglichkeit; um die feinen Lippen spielte die Freundlichkeit eines Weltmannes. Unter dem runden, breitkrämpigen Strohhute, wie ihn Städter im Sommer tragen, und dessen

hellgelbe Farbe nicht unangenehm von der Schwärze der Kleidung abstach, verbarg sich der üppige, aber kurz gehaltene, braune Haarwuchs. Keine Spur eines Bartes am Ohr oder Kinn. Den etwas hohen Hals umschloss knapp und korrekt eine schwarze, steife Binde, über die ein schneeweisser, fein gestickter Kragen umgeschlagen war. Aus den engen Aermeln des schwarzen Gewandes guckten die feinen Besätze der Leibwäsche hervor. Um seine Lenden war eine seidenartig glänzende Schärpe von ansehnlicher Breite mit gesuchter Zierlichkeit geknüpft; die langen Enden derselben flatterten mit den daran haftenden langen Frangen im Winde. Sein Fuss trug einen so schönen Stiefel, als sich ein feiner Stutzer nur immer vorstellen kann. Die ganze Erscheinung hatte für mich etwas Reizendes, Bestechendes und ich hatte grosses Gefallen an ihr. Sie erregte in mir aber auch noch ein Gefühl, dessen ich gewissermassen bedürftig zu sein glaube, eine Art Vergnügen an der äussern Erscheinung eines Mönchs und an der Aussicht, einst auch ein so zierlicher und feiner Benediktiner zu werden. Dass mir das Kleid ebenso gut stehen werde, bin ich zu glauben eitel genug; ich bin es sogar trotz aller vernünftigen Einsicht, trotz der Selbstkritik.

Mein Wohlgefallen, das ich von dem einzelnen Mönch auf den ganzen Orden ausdehnte, sollte aber im Laufe des gestrigen Tages nicht verringert werden.

Wir gingen auf Fusspfaden durch ausgedehnte Stoppelfelder, in deren reichem Graswuchs ansehnliche Schafherden weideten. »Felder und Heerden gehören dem Stifte.« — Wir überschritten die Landstrasse, an deren sichtbarem Ende ein stattliches Wirthshaus steht — unser Begleiter nannte es Taverne. — »Die Taverne gehört dem Stifte und ist verpachtet.« — »Die Landstrasse hat der jetzige Prälat bauen lassen.« — Zur Rechten sahen wir einen Meierhof, zur Linken in grösserer Entfernung einen zweiten. »Sie gehören dem Stifte.« — Wir

traten durch eine Pforte in einen grossen Thiergarten mit steinalten Eichen, Tannen und Föhren. Die theils gemauerte, theils von starkem Holz aufgerichtete Umfassung des Parks mag, nach der Versicherung des Stiftsherrn, unseres Begleiters, eine gute Meile lang sein. »Der Thiergarten gehört (natürlich) auch dem Stifte. In früherer Zeit wurde darin Hochwild den Prälaten zum Vergnügen und zur mühelosen Jagd gehegt. Jetzt ist er leer und dient nur zu Spaziergängen.«

Durch dunkles Gehölz gelangten wir auf gebahnten Wegen an einen steilen Bergabhang, den wir in allerhand Windungen bequem hinabstiegen. Wir hatten da eine herrliche Aussicht auf Felsen und Waldeshöhen, von denen hie und da Ruinen ehemaliger Ritterburgen herabsahen. Unter uns lag die reizende Thallandschaft, durch die sich ein Gebirgsstrom brausend hinwand. Eine klappernde Mühle, die mit ihrem zierlichen Gebäude aus dem mannigfaltigen Grün der Bäume hervorlugte, fehlte auch nicht. Aber die Mühle und der Strom, das Thal und die Felsen, die Waldeshöhen und alten Ruinen — alles gehört dem Kloster.

Das verstand sich mir nun schon von selbst und ich fing an, mich daran zu gewöhnen, Alles, was ich in der Umgegend des Stiftes bemerkte, als dazu gehörig anzusehen. Ein besonderes, früher noch nie im ganzen Leben gefühltes Vergnügen durchdrang mich, so oft ich das prächtige Wort aus dem Munde unseres Begleiters vernahm: »Das oder jenes gehört uns!« Denn so sagte er fast immer. Und er sprach es ohne alle Prahlerei, gerade wie Einer, der an grossen Besitz gewöhnt ist.

Das gehört uns! Himmel! welch' ein Zauber liegt in diesem Gedanken für einen armen Teufel, wie ich, der nie mehr hatte, als er mit Stundengeben kümmerlich erwarb, der höchstens einige Bücher und etwas Kleidung auf Zeit sein zu nennen pflegte, denn auch diese Kleinigkeit war ein unsicheres, der Vergänglichkeit rasch anheim fallendes Vermögen. Ja, ich

will Benediktiner werden! — so stieg zum ersten Male der Entschluss aus dem wirklichen Innersten meiner Seele empor als mein eigenster Gedanke. Warum auch sollte ich nicht hier, in diesem reichen Stifte Benediktiner sein? — Ich wusste in diesem Augenblicke keinen triftigen Gegengrund.

Wir kamen im Thale an der Mühle vorbei. Hinter derselben war im Wasser eine Vorrichtung, wie ich dergleichen noch nie gesehen hatte — ein sogenannter Forellenfang. Dass es auch »unser Forellenfang« sei, glaubte ich zuversichtlich. Und er war es. Diese prächtigen Forellen, in Zukunft auch für mich, »unser«!

»Für die Fasttage — sagte P. Gideon mit grosser Gleichgiltigkeit — ist da drüben auch ein Hechtfang. Dort unten sind die Fischbehälter: aber sie taugen nicht für die Fischgattungen, welche wir in grösserer Menge brauchen und ankaufen. Für sie wäre das Gebirgswasser zu hart und kalt. Für Karpfen z. B., davon das Jahr hindurch ziemlich viel verzehrt wird, haben wir oben an einigen Teichen besondere Behälter. Die eigene Fischzucht reicht für den Bedarf nicht aus. Die grossen Teiche, deren das Stift früher viele hatte, sind abgelassen und zur Feldwirthschaft trocken gelegt worden. Es sind das unsere fruchtbarsten Felder, und demnach ist jetzt der Ertrag auch viel grösser, als der ehemalige von Teichen war, die zu Zeiten sogar grosse Kosten verursachten.«

Das reizende Thal machte nun eine Biegung, und wir sahen vor uns auf nacktem Felsen eine dem Anscheine nach wohl erhaltene Ritterburg mit weitläufigen Baulichkeiten alterthümlicher Art. Auf eine Bemerkung von Seite des Professors erklärte P. Gideon, es sei das die grösste und vollständigste der Ruinen von Ritterburgen, deren es hier in der Umgegend und vorzüglich den Fluss entlang gebe; sie gehöre aber nicht dem Stifte.

Es traf mich komisch hart zu hören, dass denn doch nicht

Alles im Umkreise des Klosters »uns« gehöre. »Uns gehören zwar sieben Ruinen von ehemaligen Ritterburgen — fügte der Mönch hinzu, und es klang mir wie eine Entgegnung auf meinen geheimen Gedanken — sie liegen ganz nahe um das Stift herum und sind demselben sammt den dazu gehörigen Ländereien meist nach und nach durch Vermächtnisse zugefallen; aber keine ist so bedeutend, so gross und wohl erhalten wie die, so wir vor uns sehen.« —

Ueber das Besitzthum des Stiftes wurde dann im Laufe des Gespräches mancherlei mitgetheilt. Unter anderem erzählte P. Gideon, die meisten der »uns« gehörigen Ländereien seien in der Um- und Rundgegend des Klosters oder in der Nähe von wenigen Meilen mit Ausnahme einer einzigen, freilich aber ziemlich ausgedehnten »Herrschaft« unten im Weinlande. Alle Güter, gross und klein, stammen aus Schenkungen, Vermächtnissen oder Ankäufen älterer Zeit her, und es sei schon seit mehr als einem Jahrhundert kein erhebliches Geschenk oder Vermächtniss an das Stift gemacht worden. Zum Ankauf von liegenden Gründen seien die Herren aber aus mancherlei Gründen, eigenen und aufgenöthigten, in der Neuzeit nicht gekommen. Der Eifer, geistliche Stiftungen zu machen, sei sowohl in der Klasse des wohlhabenden Adels wie auch sogar unter den Reichen des Volkes ganz verloren gegangen und es fehle in unseren Tagen sogar der Muth der Oeffentlichkeit dazu, wenn auch in einzelnen Fällen Wunsch und Wille vorhanden wäre.

»Solche Mittel und Künste, — fügte Gideon mit grosser Würde hinzu — welche im Mittelalter häufig angewendet und in der Neuzeit hie und da mit zweifelhaftem Erfolg versucht worden sind, verschmähen wir; sie vertragen sich nicht mit unserem Ansehen und noch weniger mit der uns nöthigen Ehrfurcht; wir müssen beide sehr haushälterisch gebrauchen. Ausserdem bedürfen wir der Vergrösserung unserer Besitz-

thümer nicht.« Er meinte, Kirchen und Klöster seien überhaupt überflüssig gut dotirt, nur könne es eben als kein dem religiösen Wesen günstiges Zeichen der Zeit gelten, dass die Reichen ihr Geld mit Leidenschaft nur in materielle Unternehmungen und Speculationen stecken und einer sittlichen Idee zu opfern nichts übrig haben.

Der Professor entgegnete, er halte es im Ganzen für ein Glück unseres Zeitalters, wenn die Güter dem grossen Verkehr nicht entzogen würden, um sie kleinen Körperschaften anheim zu geben. — Das gestand ihm Gideon auch zu, konnte aber nicht missbilligen, dass es früher einmal geschah, dass es eine Zeit gegeben habe, wo zahlreiche und ansehnliche Güter in den Besitz der regulären Geistlichkeit gelangten. Das sei nicht nur etwa dieser allein, sondern auch dem gesammten Gemeinwesen zu Gute gekommen. Der Klöster sei zunächst dankbar zu gedenken, weil durch sie die Güter und Liegenschaften in jener traurigen Zeit des Faustrechtes der Theilung und Zersplitterung entgingen; sie seien so der Nachwelt erhalten worden. Dann müsse man aber auch anerkennen, dass viele Besitzungen von jener Zeit an, wo eine grosse Menge adeliger Familien ausstarb, ganz unbenützt dagelegen hätten, wenn sie nicht von geistlichen Händen in lebendige Cultur genommen worden wären.

Als dagegen der Professor einwendete, die Klöster würden doch nie jene vom Verfall geretteten Güter der Nachwelt wiedergeben, antwortete ihm der Geistliche mit aller Seelenruhe, das sei bereits, wenn auch nur erst theilweise, durch Aufhebung der Klöster und Uebergang der Güter an den Staat geschehen. Der Rest werde ihm auch nicht entgehen. »Mag dies auch vielleicht nicht gleich geschehen, jedenfalls ist alle Tage die Möglichkeit vorhanden, die kirchlichen und klösterlichen Besitzungen in den lebendigeren Verkehr des Volkes zurückkehren zu lassen.« Ein Staat, der noch derlei Güter einzuziehen habe, sei jedenfalls besser daran, als einer, der nichts der Art mehr

vornehmen könne. — »Uebrigens wäre eine solche Möglichkeit nicht an unsere Zeit gekommen, wenn die Vorfahren regierender Fürsten sich der einst herrenlos gewordenen Güter bemächtigt hätten. Dieselben Besitzungen, die man den Klöstern so sehr zu neiden pflegt, wären jetzt fürstlich, wenn sie nicht geistlich geworden wären, und der Staat hätte jedenfalls nicht den Nutzen davon, den er jetzt hat.« —

Wir gelangten in die Gegend des Holzrechens, der dazu dient, die auf dem ziemlich reissenden Gebirgsstrom schwimmenden Scheite aufzufangen. Dieselben ins Trockene zu bringen, waren mehrere Leute beschäftigt, die bei unserer Ankunft ihre Arbeit verlassend herbei eilten, um dem P. Gideon die dargereichte Hand zu küssen. Nachdem derselbe den Professor gefragt hatte, ob er nicht zu müde sei, zur Burg hinauf zu gehen, und dieser verneint hatte, bestiegen wir einen kleinen Kahn, um an das jenseitige Ufer übergesetzt zu werden.

Die Anhöhe, welche wir nun zu ersteigen hatten, war keineswegs so unbedeutend, als man ihr unten angesehen hatte. Nach einer Viertelstunde mühevollen Kletterns gelangten wir vor das erste Thor der Burg. Es stand weit offen, und wir betraten durch dasselbe »einen der grössten Turnierplätze, — wie P. Gideon äusserte — die irgendwo noch als Erinnerung an die ritterlichen Spiele und Festlichkeiten des Mittelalters erhalten sind.« Derselbe ist rings von gemauerten und dachbedeckten Gallerieen eingeschlossen. Noch fünf andere Thore, in symmetrischer Entfernung vertheilt, führen in diesen einstigen Tummelplatz des österreichischen Adels. Wie still, leer, öde sieht es hier nun aus!

Wir gingen weiter über Zugbrücken, durch Thore und Höfe, über alte, halbverfallene, steinerne Treppen, durch Säle, deren Tafelwerk theilweise ausgebrochen und — wie Gideon sagte — in die kaiserliche Antiquitäten-Sammlung zu Laxenburg gebracht worden ist. Auf einen der grossen Thürme

konnten wir nur durch lange Bodenräume, von Balken zu Balken springend, gelangen. Wir durchstöberten Alles, die geräumigen Quartiere der Ritter und Knappen, die Gemächer der Edelfrauen, das Kirchlein, worin sich noch eine schräg vom Kreuze herabhängende Christusfigur mit einem Arm, eine zerbrochene Kanzel und Rudera einer Orgel, ausserdem aber Betstühle und Logen von Holzwerk befanden; weiter eine Reihe ausgebrannter Zimmer, von deren kunstvoll geschnitztem Täfelwerk noch hie und da Stücke herumlagen. Wir sahen das Badehaus, den Zwinger, das Burgverliess; wir liessen nichts unbeachtet, was nur einigermassen an eine Zeit erinnerte, deren kulturhistorische Bedeutung unseren gläubigen und ungläubigen Kritikern so sehr zweifelhaft geworden ist. Der Professor machte sich Notizen und erklärte schliesslich, er müsse doch noch einmal hierher gehen, um einige Skizzen aufzunehmen. —

Niemand bewohnt das einst so grossartige Ritternest. Der Förster, dem die Aufsicht obliegt, hat sich mit seiner Familie nothdürftig in der ehemaligen Gärtnerwohnung eingerichtet.

Als wir auf einem der hohen Söller standen und die landschaftliche Umgebung übersahen, stellte sich uns auch ein Theil des Klosters, die Bibliothek und Kirche, dar. Aus dunkelem Waldesgrün schimmerten sie im Sonnenstrahl glänzend von der Höhe zu uns hernieder.

»*Benedictini amant colles* — sagte P. Gideon — *Cistercienses valles.*« — »Warum?« fragte mein Freund. — »Die Einen wollten dem Himmel näher wohnen, wie *fabula* sagt, und bauten deshalb grundsätzlich nur auf hohe Berge ihre *habitacula;* die Andern erklärten sich dessen unwürdig und bauten demuthsvoll in Thalniederungen.« — »Aber die Erde dreht sich.« — »Freilich, damals, als man so baute, war es noch nicht wahr, und die Sonne war es, die um die Erde herumging. Die bedeutendsten Klöster stammen aus der Zeit vor dem 13. Jahrhundert her. Da war der Mann noch nicht geboren, der zu behaupten

anfing, jeder Mensch befinde sich alle 24 Stunden einmal gerade in der entgegengesetzten Richtung zu der Gegend, in welcher er seinen Himmel zu finden hofft.« —

»Fühlen Sie nicht alle Tage neues Vergnügen, wenn Sie die herrliche Gebirgsnatur, die das Kloster umgiebt, betrachten?«

»Mein lieber Herr! das gewöhnt sich mit der Zeit so leicht, wie in Ihren Städten die Mauern vor den Fenstern. Wir Alle, die im Stifte leben, erkennen an, dass unsere Vorfahren sehr viel Sinn für die schöne Natur gehabt haben müssen, trotz aller Weltverachtung; ein Jeder von uns war auch einmal in der ersten Zeit des Hierseins wie Sie ganz entzückt; aber Sie finden keinen mehr, der noch eine absonderliche Freude über derlei Anblicke zu erkennen geben wird. Gewöhnung mordet jede Schönheit und jede Hässlichkeit.«

Wir kehrten auf demselben Wege in das Thal zurück und wurden auch wieder auf der unser harrenden Fähre über das Wasser gesetzt. Als wir das jenseitige Ufer betraten, zeigte P. Gideon auf eine kleine Hütte hin, die vor uns mitten unter Bäumen stand, und meinte, hier müssten wir uns ausruhen und den Heurigen versuchen. Da der Professor laut und ich im Stillen einverstanden waren, betraten wir den kleinen Obstgarten, der die Hütte umgab. Unter einem riesigen Apfelbaume, dessen weit ausgedehnte Zweige sich unter der Last röthlich schimmernder Früchte niederbeugten, standen Tisch und Bänke, und da nahmen wir Platz. Ein kleiner, alter Mann mit lebendigen, freundlichen Mienen kam, das schwarze sammtene Käppchen von seinem mit schneeweissen Locken reich bedeckten Haupte nehmend, und grüsste mit jener herzlichen Geberde, die dem Oesterreicher eigen ist. Dem P. Gideon drückte er wie einem vertrauten Freunde die Hand, und als er dessen Begehren nach Wein und Brod vernommen hatte, eilte er mit jugendlichen Schritten wieder davon.

Das sei ein fideles Haus — meinte P. Gideon — dieser

alte Zachäus; schon seit 51 Jahren sei derselbe noch Sänger in der Stiftskirche trotz seines hohen Alters. Eigentlich mehr arm als wohlhabend sei er sehr glücklich, immer frisch, gesund und zufrieden. Dabei treibe er gern Scherz und ertrage auch jede Neckerei. In seiner Kindheit habe er 7 Jahre als Sängerknabe im Stifte zugebracht und auch einen Theil des Gymnasiums daselbst absolvirt, worauf er sich jetzt noch viel einbilde; aber für Theologie und den geistlichen Stand habe er sich niemals entschliessen wollen und darum sei er entlassen worden. Jetzt erhalte er sich von dem kleinen Weinschank hier und von einem mässigen Deputat, das er als Sänger vom Stifte beziehe; er habe nicht Weib, nicht Kind und lebe mit einem niedlichen Mädchen, einer Verwandten, in diesem seinem Eigenthum. Seine Geschicklichkeit im Vortrage schwieriger Gesangstücke sei in der ganzen Gegend bekannt.

»Nun, alter Freund — redete P. Gideon den mit vollgefüllter Weinflasche heranrückenden Wirth an — sagen Sie mir, wann endlich gedenken Sie Ihr 50jähriges Sänger-Jubiläum feierlich zu begehen? Die Zeit ist längst da, und Sie sind es uns schuldig.«

»I, 'r Hohwürden, damit hat's noch immer keine Eil! Wenn S' mich begraben, bitt' ich. Das hab' ich mir auch schon vom Herrn Prälaten erbeten. Dann geht's gleich in Einem.«

»Ist das nicht ein wunderlicher Mann? — wendete sich P. Gideon zum Professor — sein einziger Wunsch und die Gnade, die er sich vom Prälaten ausgebeten hat, ist, mit Musik und so feierlich als möglich begraben zu werden. Wir sollen dazu ein grosses Traueressen veranstalten und alle Musiker der Gegend einladen. Ja, ja, der Alte hat doch immer noch so seinen Tic. Wissen Sie, lieber Zachäus! dass es doch noch das Beste wäre, sich zu guter Letzt' bei uns einkleiden zu lassen? Sterben Sie dann als geistlicher Herr, so folgt die

Erfüllung Ihres Lieblingswunsches von selber. Dann giebt's sogar noch grosse Ehren, und Ihre arme Seele wird durch vielerlei Chorgebete und Requiems dem ewigen Verderben entrissen. Meinen Sie nicht?« —

»Das schon — war die Antwort des auf den Scherz eingehenden alten Mannes — aber so treu und anhänglich ich meine Lebtag' dem Stift g'wesen bin und so gut ich's bei Ihnen auch g'habt hab', möcht' ich doch weder im Leben noch im Tod Ihr G'wandl tragen. 's ist schon so auch gut, 'r Hohwürden, und in Himmel komm' ich doch nicht.« — »Ei, wirklich?« — »Ja, ganz g'wiss. Und was wollen S' noch mehr? Leb' ich nicht ohnehin wie in 'n Kloster und wie Einer, der Profess abg'legt hat? — in Armuth, das heisst, von dem, was ich hab'. Dabei fehlt mir nur ein kleiner Vortheil, den geistliche Herren haben, dass sie zu Zeiten verschwenderisch leben können ohne Furcht, in Noth zu gerathen. Das geht bei mir nu freilich nicht. Dann leb' ich im G'horsam nicht nur gegen alle meine Vorgesetzte, sondern auch gegen alle meine geehrten Gäste und gegen jeden, der 'n Seitel Wein trinken mag für wenig Geld; na, und mein G'horsam ist am End' nicht so leicht, wie der Ihre, 'r Hohwürden. Sie haben nur einen Herrn, aber ich so viele als bezahlen wollen.« — »Und wie mag es mit dem dritten Gelübde stehen?« — fragte in munterem Ton Gideon, dem es offenbar nur darum zu thun war, mit dem Alten zu scherzen. — »Wissen S', 'r Hohwürden, wenn wir auf dies Capitel kommen, muss ich sagen, dass ich so keusch wie die geistlichen Herrn im Stift und ausserhalb auch leb', das heisst, dass ich nicht verheirathet bin.« — »Das will nicht viel sagen.« — »Nicht? Nu, dann weiss ich auch nicht, wie viel 's bei den geistlichen Herrn zu bedeuten hat.« — »Wenn man so alt ist, wie Sie, lieber Zachäus, kann man leicht enthaltsam sein.« — »Nu ja, freilich — lachte der Graukopf mit pfiffiger Miene — das seh' ich auch an den geist-

lichen Herrn. Wenn 's mal nicht anders geht, halten s' ihre Gelübde: fasten, wenn sie sich den Magen verdorben haben, gehorchen, wenn sie nicht widersprechen können, und« — »Na, lass gut sein, Alter! und thu' uns Bescheid. Trink hier aus meinem Krug deinen sauern Wein.« — »'r Hohwürden haben's heut wohl auf mich abg'sehen, aber ich thu' Ihnen den G'fallen nicht, mich zu ärgern. Der Wein ist gut, und Sie sollen's erst recht g'spüren, wenn S' mehr getrunken haben. Ihr Wohlsein!« —

Der Wein war auch wirklich gut, und wir blieben da lange sitzen. Ich entnahm aus den theils ernsten, theils heiteren Gesprächen der Anderen manche Andeutung über jene Verhältnisse, in die zu gerathen mir beschieden ist.

Die Sonne neigte sich bereits dem Untergange, als der alte Zachäus plötzlich und erfreut ausrief: »Siehste, schauste, da kommt noch Valerian, unser Neug'weihter.« — Wir blickten nach der Gegend hin, in welche der Alte zeigte. Den Waldpfad herab kam mit munterer Beweglichkeit ein hoher, stattlicher Mann im Mönchsgewande, fein und stutzerhaft, aber ohne die würdevolle Haltung Gideons. Mit dem eleganten Spazierstöckchen fuchtelte er lustig durch die Luft und sang ein Liedchen.

»Nu, 'r Hohwürden! — rief ihm Zachäus fröhlich entgegen — jetzt darf man schon so sagen, Sie sind g'wiss recht vergnügt, weil Ihr Ehrentag kommt. Was?« — »Ja, mein Alter! — war die Antwort — aber zuvor eine frische Halbe; als angehender Arbeiter *in vinea domini* habe ich auch den entsprechenden Durst. Lauf, Alter, und fall nicht!« —

Während dieser forteilte, fragte P. Gideon, nachdem er uns vorgestellt hatte, dem geistlichen Bruder die Hand reichend: »Du kommst spät und woher?« — »Aus hübscher Gesellschaft — erwiederte der Angekommene — ich habe mir noch schliesslich den Oberamtmann und seine Familie zum Sonntag eingeladen.« — »Gar nicht übel. Und er wird kommen,

das weiss ich. Wann erwartest du deine Verwandten?« — »Die werden wohl erst Samstag Abend hier sein können, denk' ich; 's gibt um diese Jahreszeit viel in der Wirthschaft zu thun und ausserdem haben sie einen ganzen Tag zu fahren.« Dann wendete sich der Neugeweihte an den alten Wirth, der eben aus dem Keller frischen Wein herbeibrachte: »Na, Za-Zo-Zuchee, alter Krummschnabel! bist du endlich da! Gib her! Und wie sieht's mit dem alten Willibald aus? ist er an dir wieder vorbeigeritten?« — »Ne — sagte der Alte — ich wünsch' mir's auch nicht und Sie brauchen sich's auch nicht zu wünschen.« — »Das kannst du gar nicht wissen, alter Kniebohrer! Sag' mir's nur, wenn du ihm wieder 'nmal begegnen solltest.« —

Der Professor fragte, von wem hier die Rede sei, und P. Gideon erklärte, es gehe in der Gegend die Sage, dass einer der letzten Prälaten, der seiner Zeit grosser Liebhaber der Wildjagd gewesen sei und alle freien Stunden in Wäldern zugebracht habe, ab und zu als Gespenst auf einem Schimmel durch die Gegend reite und das Wild jage. Viele wollten ihn gesehen haben und Zachäus sei einer von ihnen; es sei aber dieser Volksglaube nichts anderes als eine Variante des allbekannten Mährchens von der wilden Jagd.

»Mährchen? — entgegnete der Graukopf, der zugehört hatte, und eine eigenthümliche Freundlichkeit strahlte dabei aus seinen Mienen — 'r Hohwürden können behaupten, was S' wollen, ich aber hab' ihn doch g'sehen und jedesmal, wenn im Stift 'n Todesfall oder sonst 'n Unglück eintreten sollte. In der Nacht vor jenem Tage, an dem der Blitz bei Ihnen in den Thurm einschlug, und die Kuppel mit samt dem schönen Glockeng'läut' verbrannte, hab' ich ihn auch g'sehen, und ich nicht allein.« — »Aber hör mal, Alter! sagte P. Gideon, du bist ein halb und halb studirter Mann und sagst uns hier solch Zeug vor. Wenn du's den Holzhackern und Bauern er-

zählst, so hat es so viel nicht auf sich. Bei denen kommt's auf eine Handvoll Wundergeschichten mehr nicht an, aber uns! sollen denn wir dir glauben?« — »'r Hohwürden können 's auch lassen, das ist richtig, aber ich muss doch dabei bleiben, dass ich weiss, was ich sag.« — »'s ist schon gut, alter Ketzer! — rief ihm der Neugeweihte zu — wir wissen schon, wie du's treibst; nun fang wieder von was Lustigerem an.« — »Ja freilich, alter Ketzer! und von was Lustigerem! Als ob das noch nicht lustig g'nug wär, wenn ich bei meinem Glauben fest bleib'. Dafür schelten S' mich 'n Ketzer. Mach ich's doch nicht anders als Sie, lieber Pater Valerian, und alle geistlichen Herrn da oben im Stift. Ich glaub', was mir beliebt und was ich brauchen kann.« — »Und warum machst du's uns nach, alter Sünder! Bringt dir deine Gespensterseherei was ein? Gesteh's; ganz umsonst wirst du wohl die Leute nicht belügen.« — »So gute Tag bringen mir meine Lügen — wenn's schon Lügen sein müssen — nicht ein, wie — na, ich will nichts sagen, aber —« »Das verstehst du nicht, Weissbär! — unterbrach ihn Valerian. Wenn's uns besser geht als dir, so ist das nur ein Beweis, dass uns der liebe Gott auch lieber hat als dich.« — »Na du mein Joseph! — rief Zachäus mit komischem Ernst — da bleibt mir wirklich der Verstand steh'n.« — »Das scheint dir öfter zu passiren — lachte Valerian — wenn er wieder in Gang kommt, dann rede weiter. Ich will wissen, wie viel dir deine Lügen einbringen?« — »Ich hab's schon g'sagt: nicht so viel wie den geistlichen Herrn. 'n Bischen Respekt und —«

»Und damit begnüge dich auch, Alterchen — sagte P. Gideon aufstehend und sich zum Gehen anschickend — es ist wirklich nicht ganz wenig.« —

Valerian sah seinen geistlichen Collegen zweideutig lachend an, wollte etwas hinzufügen, überwand sich aber und schwieg. — Wir brachen sämmtlich auf.

Der Abend dämmerte vom blauen Himmel durch die Tannenzweige hernieder, als wir die Waldwege emporstiegen. Gideon hatte sich dem Professor angeschlossen; ich blieb dem Valerian. Er sprach viel und freundlich mit mir, und es freute mich das um so mehr, als mich P. Gideon während der ganzen Zeit unseres Zusammenseins nicht ein einziges Mal angeredet hatte. Desto mittheilsamer war dieser Neugeweihte. Er erzählte mir, dass er erst vor einem Jahre die Profess abgelegt und sich so für sein ganzes Leben gebunden, vorher aber 4 Jahre als Noviz und Kleriker im Kloster zugebracht habe. Nun sei er Priester geworden, und die lästige Vormundschaft des Novizenmeisters sowohl wie die Schulfuchserei des theologischen Studiums habe ein Ende. Da heisse es auf eine Anstellung warten. Dem Lehramte am Gymnasium oder irgend einer theologischen Professur möchte er sich nur ungern zuwenden, weil ihm das Schulmeistern sehr zuwider sei; für ein Officium im Stift oder einen Administratorposten auf den Gütern sei er zu jung; dazu würde ihn der Prälat auch so nicht auserwählen wollen, da er bei ihm nicht am allerbesten angeschrieben stehe; es bleibe ihm also nur die Seelsorge übrig, und da müsse er warten, bis ihm der Tod irgend eines Mitbruders dazu verhelfe. Es sei im Klosterleben nicht Alles so hübsch, als man es von Aussen ansehe; das gute Essen und Trinken wiege die tausend kleinen und grossen Verdriesslichkeiten nicht auf. Andrerseits aber müsse man darüber nicht grübeln oder sich gar zu sehr ärgern. Er habe es sich zum Grundsatz gemacht, an allem, was ihm vorkomme, so viel wie möglich, die heitere Seite aufzusuchen und die traurige zu ignoriren. So komme er in sich selber am leichtesten zur Ruhe. Er rathe mir, es auch so zu machen. Das könne aber freilich nicht jeder. Das Klosterleben habe viel Aehnlichkeit mit dem Kasernenleben der Soldaten: zur bestimmten Zeit müsse jeder in voller Montur auf dem Exercierplatze erschei-

nen, müsse dem Vorgesetzten aufs Wort gehorchen, dürfe oder könne nicht heirathen, habe zum Zapfenstreich nach Hause zu kommen und dergleichen mehr. Sonst aber habe man genug Freiheiten. Der grösste und schwerste Unterschied sei die Dauer der Dienstpflicht, die hier kein Ende nehme, so lange man lebe. Er empfehle mir übrigens einen alten Mönchsspruch als die allereinfachste und allertauglichste Norm des Betragens; er laute im barbarischen Klosterlatein:

Sedere post fornacem; cum omnibus habere pacem; semper bene loqui de patre Priore; omnia sinere vadere sicuti vadunt; bibere bonum vinum et laudare nomen divinum.

»Damit können Sie auskommen — fügte er freundlich hinzu — wenn Sie gesunden Magen und sonst keine Schmerzen haben.«

Das Urtheil, welches der mir freundlich geneigte Professor über die hiesigen Verhältnisse gleichsam aus der Vogelperspektive herab fällte, scheint mir von einiger Wichtigkeit in Bezug auf meinen Beruf zu sein und ich verzeichne mir dasselbe, so wie ich es bei verschiedenen Gelegenheiten der wechselseitigen Unterhaltung gehört habe.

»Sie können sich kaum vorstellen — sagte er einmal mit einiger Aufregung zu mir — welch tiefen Eindruck ich von den wenigen Erscheinungen empfangen habe, die mir diese einem Katholiken geheiligte Stätte bietet. Ich hatte bisher wenig Gelegenheit, oder — um es genauer zu bezeichnen — ich hatte weder Musse noch Geld genug, die Sonderlichkeiten des Klosterlebens in der Nähe anzusehen und zu diesem Zwecke Reisen anzustellen. Ich kannte die Möncherei nur aus Bil-

dern und Büchern oder vielmehr, ich glaubte sie zu kennen. Aber wie unbedeutend und mangelhaft sind alle Vorstellungen, die man sich am Schreibtische oder an der Staffelei macht, wenn sie an Ort und Stelle mit lebendigen Erfahrungen verglichen werden.« —

Er meinte, jene mittelalterlichen Mönche könne er hier nicht finden, die er so lange in der Phantasie mit sich herumgetragen habe. Das seien ganz andere Leute. Dieser Gideon! Dieser Valerian! Dieser Gastmeister! Und dann der Prior, der Prälat! Ob da ein einziger Fettwanst der Art zu finden sei, wie von solchen immer die Rede sei? — wie man sie auf Bildern und er selbst immer gezeichnet habe. »Diese Männer alle, wie sie hier sind, gleichen gar nicht jenen verrufenen Gestalten, die man gezeichnet findet.« — Freilich gebe es hier auch wie überall Gegensätze des Charakters und Wesens: aber was wolle das sagen, wenn er die Vorurtheile bedenke, mit denen er hergekommen sei. — Die Eigenthümlichkeiten jedes Einzelnen dieser Geistlichen seien gar nicht ungewöhnlich. Gideon z. B. sei eifersüchtig auf eigene und die Ehre seines Ordens bedacht; das gefalle ihm weit besser als das lässige, oft ungeziemend heitere Wesen Valerians, der sich gehen lasse und seine Schwächen preisgebe. — »Als ich gestern mit Gideon nach Hause ging, war er voll Feuereifer, mir nachzuweisen, dass den Protestanten in Oesterreich kein Unrecht geschehe. Er scheint sehr belesen zu sein und rabulistische Anlagen zu haben. Ich muss doch bei nächster Gelegenheit nachforschen, ob seine Angaben richtig sind. Er behauptet unter Andern, die Seelsorge der Protestanten sei da besser bestellt, als die der Katholiken; auf 5000 Seelen kämen 3 Geistliche und obwohl nur ein Zehntel der Gesammtbevölkerung protestantisch sei, so habe doch dieses eine Zehntel an dritthalb Tausend Geistliche. Dagegen wäre in der Hauptstadt des Kaiserthums für je 10,000 katholische Einwohner nur

ein Seelsorger.« — »Ich glaube ihm vieles, weil ich mich schon öfter überzeugt habe, dass in seinen Meinungen Wahrhaftigkeit und Gerechtigkeit vorwaltet, und wenn er mich auch nicht ganz überzeugen kann, wozu er sich einige Mühe zu geben scheint, so muss ich ihm doch oft zugestehen, dass seine Behauptungen und Schlüsse viel für sich haben.« — »Zum allerwenigsten finde ich in den Gesprächen der Mönche, die ich zu hören Gelegenheit hatte, irgend eine Uebertreibung, geschweige eine Spur jener theologischen Verzückung und Süssigkeit, die unsere Herrn Pastoren zum grossen Theile kennzeichnet.« — »Ihren Orden streichen die Herrn alle ganz besonders heraus, wenn auch nicht mit gleichförmiger Geschicklichkeit. Er stehe — behaupten sie — in der Entwicklungsgeschichte der menschlichen Cultur nicht anders als ehrenhaft da.« — »Ich muss gestehen, dass ich im Ganzen keine bösen oder schmerzlichen Gefühle von hier mitnehme.« — — Es freue ihn sehr — wiederholte er öfter — zu sehen, dass unter den vielen Geistlichen, die er hier getroffen, fast kein einziger sei, der nach Art nordischer Frömmlinge seine menschliche Natur verrenke und verkrüppele. Hier gebe es keine überwärts verdrehten Augen, keine heulenden oder auch nur kläglichen Stimmen, keine so schief geneigten Köpfe und gekrümmte Nacken. Alle, wie sie da seien, sprächen einfach, natürlich und aufrichtig und schienen sich zu geben wie sie eben seien. Nur Einer oder ein Paar hätten etwas Befremdliches im Benehmen, doch sei das keine Heuchelei, mehr Sonderlingswesen. — »Es ist hier doch viel weniger geistliche Comödie, als man bei uns zu sehen bekommt. Wenigstens fehlt jener grobe Typus der Gleissnerei, der so sehr verletzt. Die Herren mögen auch ihre Heuchler haben, aber es ist da so viel Kunst und Fleiss in der Verstellung, dass man an Täuschung gar nicht denkt, sondern die pure Wirklichkeit vor sich zu haben glaubt.« —

Ueber den Prälaten äusserte sich mein Freund dahin, dass derselbe, wie mehrere seiner Untergebenen, auf einem höchst mangelhaften Standpunkte geistiger Bildung stehe, wenn man das Wort im strengern Sinne fasse. In Süddeutschland nehme man es damit allerdings nicht so genau. Indessen scheine der Prälat doch die Mängel seines Wissens zu fühlen und gebe sich alle Mühe sie zu verdecken; es sei aber natürlich, dass ihm das nicht immer glücken könne. Leute, die stets um ihn waren, die ihn haben werden sehen, könne er unmöglich täuschen. Selbst unter den jüngern Priestern, von denen ihn einige an Kenntnissen weit überträfen, dürfte es ihm schwer werden, geistig zu imponiren. »Der Erste — sagte der Professor mit grossem Nachdruck — ist darum auch hier noch nicht der Vorzüglichste.« —

Gelegentlich fragte mich der Professor, ob ich nicht ein Tagebuch führe oder wenigstens Lust hätte, eines zu führen. Ich musste gestehen, dass es bereits seit vielen Jahren meine liebe Gewohnheit sei, die wichtigeren Erlebnisse zu skizziren. »Sie müssen mir etwas versprechen, junger Freund! — versetzte er darauf — ich habe mich überzeugt, dass es Ihnen nicht an Talent fehlt, alles, was Sie umgiebt, mit Ernst und verständigem Sinn zu betrachten. Es wäre gut und dahin geht auch meine Bitte, Ihre Gewohnheit hier fortzusetzen und das, was Ihnen Gutes oder Schlimmes begegnet, für die Erinnerung aufzubewahren. Ich hoffe, dass unsere Bekanntschaft, wenn Sie auf dieselbe irgend einen Werth legen, fortdauern werde. Vielleicht schreiben Sie mir auch manchmal, wie es Ihnen geht, und dann will ich Ihnen von mir Nachricht geben. — Ich werde meine Rückreise durch Ihre Vaterstadt machen

und Ihre Eltern besuchen. Sagen Sie mir nur, wo ich dieselben finden kann. Aber vor Allem versprechen Sie mir Ihre schriftlichen Erinnerungen.« — Ich versprach, worüber er sehr erfreut war und mir wiederholt die Hand drückte. Die Wohnung meiner Eltern schrieb er in sein Notizbuch. — Mir thut es unsäglich wohl, an diesem Manne einen Freund gefunden zu haben.

Als ich am Samstag in dem von mir noch immer allein bewohnten Studentenzimmer sinnend am Fenster stand, das den Blick in einen der grossen Wirthschaftshöfe gestattet, weckte mich heftiges Peitschengeknall aus meiner Träumerei. Bald auch sah ich zwei grosse Bauerwagen durchs Thor hereinfahren. Die hübschen, jungen, feurigen Pferde waren mit Blumen und farbigen Bändern geziert. Auf den mit Kränzen behangenen Leiterwagen sass eine Menge gastlich geputzter Leute. Es waren die Eltern, Geschwister, Verwandte und Freunde Valerians, des neugeweihten Priesters, der am morgigen Tage seine erste Messe feierlich begehen sollte.

Das war ein Leben und Gedränge, eine Fröhlichkeit und Plauderei dieser Landleute, die dem Aussehen nach alle dem wohlhabenderen Theile angehören. Die irdische Seligkeit, Glück, Freude — alles stand deutlich in ihren Mienen und Geberden ausgeprägt. Bald kamen auch Valerian und der P. Gastmeister herbei, die Gäste zu begrüssen. Welch eine Herzlichkeit! Wie rührend war das erste Wiedersehen der Eltern mit ihrem Sohne! Die Mutter Valerians, eine kräftige Frau mit hochrothen Backen, sprang wie ein junges Mädchen auf ihren geistlichen Herrn Sohn zu und weinte, ihn umhalsend, laut auf vor Wonne und Seligkeit.

Auch mir traten warme Thränen in die Augen, als ich diese Scene betrachtete; ich gedachte meiner eigenen Eltern und Geschwister, die in weiter Ferne, von mir getrennt, darauf harren, bis auch ich das mir vorgesetzte, heilige Ziel erreicht haben würde. Allein und verlassen stand ich da, schmerzvoll und bedrückt; aber im Grunde der Seele regte sich die Hoffnung, dass auch für mich ein so rührend schöner Tag kommen werde, an dem ich die Meinigen in einem ähnlichen Entzücken würde sehen können. Darum weidete sich mein Blick an der herrlichen Scene, die sich vor mir aufthat. — Wie der alte Vater herbei kam und sich bemühte, seinem hochwürdigen Kinde die Hand zu küssen, und dieser mit aller Macht abwehrte! Wie die Geschwister, zwei rüstige, frische Bursche und zwei niedliche Mädchen, ein kleineres und ein grösseres, alle zugleich den Bruder umringten, sich seines Halses und seiner Hände bemächtigten und ihn mit wahrer Herzenslust abküssten! Wie dann endlich die Freunde halb schüchtern herantraten und dem jungen Priester ehrerbietig die Hände boten! — O es war ein rührend schöner Anblick, ein lebendes Bild, wie es kaum zu malen, wie ich noch keines je gesehen habe. Des Grüssens und Dankens, des Kosens und Fragens war fast kein Ende, und das alles im grossen Wirthschaftshofe, zwischen Pferden und Wagen. Von ferne gafften Klosterknechte und Mägde dem Schauspiel schweigsam und — wie ich zu bemerken glaubte — gerührt zu.

Endlich gab der Gastmeister, der bisher von ferne gestanden hatte, der Scene eine Veränderung, indem er hinzutrat und sich von Valerian vorstellen liess. Bald entführte er die freundliche Gesellschaft meiner Betrachtung. Nur die zwei jungen Leute, Valerians Brüder, blieben zurück, die Pferde abzuspannen. Stiftsknechte traten hinzu, machten kurz Bekanntschaft und halfen die Pferde in den Gaststall bringen. Dann kamen die zwei Zimmermädel und bemächtigten sich all

der Sachen, die in grössern und kleinern Bündeln, in bunte Tücher geknüpft, auf den Wagen lagen. Sie trugen alles in die den Gästen angewiesenen Gastzimmer. Die Brüder und Knechte schoben die Wagen aus dem Wege auf einen abgesonderten Platz, und bald war's wieder still und menschenleer im Wirthschaftshofe.

Ich wanderte hinaus ins Freie, wo ich mir das eben gesehene Bild eines Familienglücks weiter ausmalte, das mir zur Nutzanwendung lange Zeit vorhalten sollte. Ja, es ist etwas Grosses — sagte ich mir — in der Selbstaufopferung. Seinen Eltern solch eine Seligkeit zu bereiten, wer würde anstehen und sollte es auch um hohen Preis geschehen müssen? Hoher Preis? Pah! Was ist hoher Preis für einen jungen Menschen?! —

Am Abend bekam ich von der Primiz-Gesellschaft Niemand zu sehen. Alle speisten bei dem P. Gastmeister. Die Abendtafel im Convente war überhaupt nur spärlich besetzt. Der Prälat befand sich dem Vernehmen nach in seinen Gemächern unwohl, der Prior, alle Offizialen und die älteren Mönche waren draussen bei den Gästen. Als ich in mein Zimmer kam, fühlte ich mich recht einsam und dabei sehr aufgeregt. Ich griff zu meinem alten Heilmittel, zur Thätigkeit, setzte mich an den Tisch und schrieb Memoiren. Ich kam spät zu Bette, um am andern Morgen spät aufzustehen. Vielstimmiges Glockengeläute, das mich weckte und an das Fest Valerians erinnerte, jagte mich aus den Federn und in die Kleider. Einige Zeit wartete ich noch, ob mir das Zimmermädel etwa meinen Caffee wie alle Morgen bringen möchte, musste aber bald glauben, man habe mich heute vergessen. Auf dem Corridor des Gastflügels war viel Leben, Gerede, Gelaufe, Gerufe. Da erklangen noch einmal die Thurmglocken und zugleich Töne eines Festmarsches. Ich eilte hinab der Gegend zu, woher die Musik erschallte.

Der Prälatenhof war schon voll Leute, das Prälatenthor angelweit offen; festlich geputzt strömte das Landvolk herbei. Aus dem grossen Speisesaale kam über die breite Treppe herab der Festzug. Voran zwei Fahnenträger, in roth und weisse, mit goldenen Tressen- besetzte Kirchengewänder gekleidet. Ihnen folgten etwa 12 Musiker mit Blasinstrumenten, die reichlich mit Blumen geziert waren. Dann kam eine Schaar paarweise geordneter Chorknaben, ebenfalls mit weissen und rothen und betressten Kirchengewändern angethan, je am linken Arm einen Blumenkranz, allerhand gottesdienstliche Geräthschaften in den Händen. Darauf folgte die Geistlichkeit in ihren reichen, weissen, mit Silber und rosenfarbiger Seide gestickten Ornaten. Zuletzt der Primiziant, begleitet vom Prior. Die Messkleider, die Beide anhatten, strotzten von Gold- und Silberstickereien. Jeder Geistliche trug am linken Arm einen Kranz von feinen, mit Goldfäden und farbigen Steinen durchwirkten Kunstblumen.

Der Primiziant hatte ein verklärtes Antlitz und sah ernst, blass, aber ruhig vor sich hin. Ihm auf der Ferse folgten trippelnd seine zwei Schwestern, als Kranzjungfern der geistlichen Hochzeit geputzt und auf reichgestickten Sammetpolstern je eine dem geistlichen Bräutigam gehörige Blumenkrone tragend, die eine von natürlichen, die andere von künstlichen Blumen gebaut. Die kleinen Jungfrauen selbst hatten bunte Rosenkränze auf den wohlfrisirten Häuptern. Sie sahen recht hübsch und höchlich vergnügt aus. — Hinter ihnen schritten Vater und Mutter des Primizianten, beide so seliggerötheten Angesichts, als man es sich nur immer vorstellen kann. Dann kamen paarweise, immer Mann und Frau oder Jüngling und Mädchen, Verwandte, Freunde und geladene Gäste, weltlicher und geistlicher Natur, dazwischen auch einige Mönche in wallenden Klostergewändern. Die Zuschauermenge schloss sich drängend an, ich mit.

In der Kirche gesellte sich zum Schalle der Thurmglocken und Instrumentalmusik noch ein rauschendes Orgelpräludium. Das gab eine grosse Disharmonie, die aber Niemanden störte.

Die Kirche war nach Möglichkeit geschmückt; alle Altäre glänzten in reicher Pracht; überall brannten mit Blumen gezierte Kerzen. Der Fussboden des Ganges, den die Prozession betreten hatte, war reich mit Gras und Wiesenblumen bestreut, so dass das Gehen auf dem glatten Marmor und im Gedränge mit einigen Schwierigkeiten verbunden war.

Eine dreifache Intrade von Pauken und Trompeten übertönte den schon vorhandenen feierlichen Lärm und zeigte an, dass der Primiziant am Hochaltar angelangt sei. Die Geistlichen und Hochzeitsgäste nahmen in den Chorstühlen Platz. Der Neugeweihte wurde unter Assistenz der Priester zum Prälatensitze als seinem heutigen Ehrenplatz geleitet. Die Kranzeljungfern stellten sich neben ihm auf; seine Eltern setzten sich ihm gegenüber auf den Platz des Priors und Alles ordnete sich in grosser Ruhe. Die Trompeten schwiegen; das Glockengeläute erstarb; der Organist modulirte in sanftere Accorde über, und das Predigtlied begann.

Ich war vom Volke weit nach vorwärts gedrängt worden, bis ich an eine Stelle kam, wo mich der kleine hässliche Rechnungsführer, der einen für die Stiftsbeamten abgeschlossenen Betstuhl ganz allein inne hatte, erblickte und zu sich hineinwinkte. Bei ihm nahm ich nun Platz. — Dass er von den vielen Stiftsbeamten hier ganz allein war, erklärte er mir auf Befragen dahin, er sei der einzige, der nicht musikalisch und von der Verpflichtung befreit sei, im Musikchor mitzuwirken, während alle andern Stiftsbeamten jeder irgend einen musikalischen Part übernommen habe. Der Herr Prälat nehme Keinen als Beamten auf, der nicht Musik treibe.

Gleich darauf betrat ein fremder Priester aus dem Orden der Cistercienser, eine kleine, lebhafte Gestalt, die Kanzel.

Nach Beendigung des Predigtliedes begann er zu sprechen. Seine Stimme war klar, seine Redeweise eindringlich, deutlich und überzeugend. Ich hörte ihm mit der grössten Aufmerksamkeit zu, denn er behandelte ein Thema, das gerade mich sehr nahe anging. Ich kann sagen, dass seine Rede mich tief bewegt hat. Sie ging von dem Text aus: »Ein grösserer ist nicht vom Weibe geboren« — und umfasste ungefähr folgende Darlegungen:

Wenn der Täufer Johannes den Vorzug hat, welchen ihm der Heiland als Prediger in der Wüste, als Bekehrer der Sünder, als Täufer der Bussfertigen und als den ersten Spender des schuldlösenden Sakraments zuerkennt, so theilt jeder wahre und würdige Priester nicht nur den Beruf dieses glorreichen Mannes, sondern hat auch Anspruch an die grosse Verheissung des Herrn: es ist kein anderer vom Weibe geboren grösser, wess Standes und Berufes er sonst sein möge. — Die erhabene Würde des Priesterthums erweist sich aus der wundervollen Wirksamkeit des Opferdienstes, kraft dessen schon in den ältesten Zeiten jeder Priester in seiner Person vor den Augen der übrigen Menschheit geheiligt sein musste, wie ja Jehovah selbst zu den Kindern Israel gesprochen hat: »Niemand von den Nachkommen der Priester, der ein Gebrechen hat, soll opfern dürfen. Sie sollen geheiligt sein wie ich, der ich sie mir geheiligt habe.« — Wenn nun Gott selbst den Priesterstand für seinen besonderen Dienst erwählt hat, so liegt eine Würde darin, der auf Erden keine andere gleich kommt. — Auch ist nur dem Priester vorbehalten, mit geweihter Hand die Geheimnisse der göttlichen Liebe zu begehen, wie sie von unserem Religionsstifter in seiner Kirche niedergelegt worden sind. Was der Herr ferner dem Apostelfürsten Petrus sagte: »Dir sind die Schlüssel des Himmels übergeben« — gilt jedem gesetzlich beorderten Stellvertreter der Apostel, jedem geweihten Priester. Dieser ist es auch, der das Amt des Johannes in der Wüste

zu verwalten hat durch Predigt und Belehrung. Alles Krumme wird gerade durch des Priesters beseligendes Wort. Nur dieses und kein anderes gibt Antwort auf die bedenkliche Frage: »Wer wird uns den Stein vom Grabe wälzen?« — Wer anders, als er, der dazu Beruf und Weihe hat.

Den Schluss der Rede bildeten Ansprachen an Vater und Mutter, Angehörige und Freunde; mit bewegter Stimme und bebendem Gefühle vorgetragen, verfehlten sie die beabsichtigte Wirkung nicht. Das erwies sich in dem lauten Weinen und Schluchzen fast sämmtlicher Zuhörer. Dann folgte eine Mahnung an den jungen Priester selbst, sein heiliges Amt segensvoll zu verwalten. Zuletzt erging ein Aufruf an das gesammte Volk, in dem Neugeweihten nicht nur den Diener des Herrn, sondern auch den rechtmässigen Führer zum Heil zu ehren.

»Danken wollen wir dem Herrn — so endigte der Prediger mit erhöhter, eifriger Stimme — dass die Quelle des Heils noch nach Jahrhunderten fliesst, und dass sie nach seiner Fügung niemals versiegen kann. Denn es erstehen immer neue Arbeiter im Reiche der Gnade, wenn die alten zur ewigen Freude abgerufen worden. Und bitten wollen wir den Herrn, dass seine Diener auch stets dem grossen Vorbilde nachstreben, auf dessen heiligsten Namen sie gesegnet sind in alle Ewigkeit.« — »Amen!« platzte die ganze Versammlung wie im Tempo nach; das wohlbekannte Schlagwort hatte auch mich dazu verleitet, obgleich es nicht beabsichtigt war.

Nach der Predigt trat einer der assistirenden Priester im glänzenden Ornate vor den Altar, sang das *Asperges me,* vom Musikchor herab secundirt, und reichte das Weihwasser den in den Chorstühlen Versammelten, dem Neugeweihten zuerst und jedem Gaste besonders, die sich damit die Stirne eigenhändig benetzten. Das übrige Volk wurde summarisch besprengt, indem der Priester in der ganzen Kirche auf- und abging. Ich bekam zufällig keinen Tropfen, während meinem hinkenden

Nachbar gleich einige auf einmal an das fein gewaschene Vorhemdchen flogen und zwar, wie mir scheinen wollte, nicht ganz zu seiner Zufriedenheit.

Nach der Ceremonie mit dem Weihwasser begann das Hochamt, wobei meine Aufmerksamkeit von der musikalischen Ausführung desselben fast ausschliesslich in Anspruch genommen wurde. Nach meiner oberflächlichen Schätzung mussten dabei an 60 Personen, Sänger und Instrumentalisten, thätig sein. Die Singstimmen der Solisten gefielen mir ausserordentlich. Mein kleiner Nachbar, der übrigens das Gebetbuch zwar offen vor das Gesicht hielt, aber viel nach rechts und links umherblickte, also auch nicht besonders andächtig betete, sagte leise zu mir, als ich wiederholt zu dem hinter uns befindlichen Musikchor umschaute, »ich solle nicht etwa glauben, dass da oben Frauenzimmer singen, das seien nur Knaben; die Messe, die aufgeführt werde, sei von Eybler; das wisse er g'wiss, weil es ihm der P. Regens Chori selber g'sagt habe.« — »Und der Tenor — ist der alte Zachäus?« — »Versteht sich; wer denn sonst? Der lässt sich sein Solo nicht nehmen.« — »Wer ist denn der Bassist?« — »Das ist unser P. Rupert. Der ist mir der liebste. Hören S' nur, was der für eine Stimme hat!« — Mir dagegen gefiel am besten eine Altstimme, die einem der Knaben gehörte und entzückend schön klang.

Das Hochamt mit allen seinen scenischen Abwechselungen hatte einen sehr langsamen Fortgang. Auch die zwei Kranzeljungfern hatten dabei einige kleine Verrichtungen. Ich sah sie ab und zu von ihren mit rothem Damast drapirten Knieschemmeln aufstehen, mit den Polstern, worauf die Blumenkronen lagen, zum Altar gehen und von demselben zurückkommen. Bald mussten sie die Kränze dem Bräutigam der hochheiligen Kirche darreichen, bald wieder dieselben von ihm abholen und wegsetzen. Uebrigens waren die Scenen oft ganz

unsichtbar. Weihrauchwolken hüllten Hochaltar, Ceremonien und Priester in einen zauberhaften Schleier.

So schön aber auch Alles war, mir dauerte es zu lange, denn — ich hatte Hunger. Dass doch dieser Tyrann nicht einmal den höchsten Gefühlen, denen der Religion, den Vorrang lassen will! Der Gedanke, nicht gefrühstückt zu haben, verdrängte immer die anderen alle, die ich herbeirief, das Ungethüm zum Schweigen zu bringen. Ach ja, die geistlichen Herrn mögen darin recht haben, dass sie auf Essen und Trinken halten! Satt kann man leicht andächtig sein, aber Hunger ist sehr störend. Ich fragte meinen Nachbar, wie lange diese Kirchenceremonien wohl noch dauern könnten, und er beruhigte mich nicht, indem er sagte, dass das Hochamt zwar bald zu Ende gehen werde — es hatte nun schon mitsammt der Predigt beinahe dritthalb Stunden gedauert — dass aber dann an ein Fortgehen noch nicht zu denken sei. Man müsse doch auch den Segen des Neugeweihten erhalten, und da dieserhalb grosses Gedränge entstehen werde, so könne es wohl lange währen, bis auch wir daran kämen. Vordrängen könne er sich nicht und mir wolle er auch nicht dazu rathen. — »Werden denn nicht alle auf einmal gesegnet, wie gewöhnlich?« — »Nein, jeder erhält seinen besonderen Segen, distinguirte Personen mit Auflegung beider Hände, die Uebrigen paarweise mit je einer Hand.« — »Müssen wir denn aber dabei sein?« — Der Kleine sah mich mit dem einen Auge erstaunt und maliciös an, während das andere in die weite Ferne schweifte, und antwortete nicht.

Es geschah übrigens, wie er gesagt hatte. Als das Hochamt zu Ende war, traten die Ehrengäste an die Stufen des Hochaltars und empfingen sammt der assistirenden Geistlichkeit knieend vom Neugeweihten den besonderen Segen. Darauf drängte das Volk mit einigem Ungestüm vorwärts, und es gab dabei manches unkirchliche Bild, manch Getöse und Gerede

Ich und mein Nachbar blieben im Betstuhle und entgingen so manchem Rippenstoss und Fusstritt, der dort vorne verabreicht worden sein mochte.

»Die Kirche ist in allen Winkeln voll« — sagte ich zu dem schielenden Kleinen, der schon längst sein Gebetbuch in die Rocktasche gesteckt hatte und nun müssig herumschaute. — »O ja — war die Antwort — zu solchen Gelegenheiten kommen die Leut' viele Meilen weit.« — »Warum? Wer das einmal gesehen hat, müsste daran genug haben; und so gar selten kommen solche Feierlichkeiten nicht vor.« — Wieder sah mich der maliciöse Gezeichnete verwundert an und ich wäre vor seinem stechenden Auge vergangen, wenn er nicht mild gesprochen hätte: »Sie vergessen, um was es sich bei dem guten Volke handelt. Der gemeine Mann setzt alles daran, den Segen eines neugeweihten Priesters zu erhalten. Und das ist von ihm auch sehr schön und recht.« — »Muss denn das aber gleich sein, ich meine, gleich am ersten Tage? P. Valerian wird ja halb umkommen, wenn er diese Menge Menschen, jeden einzeln, segnen soll?« — Der Gefragte, der im Zweifel zu sein schien, was er aus mir, dem Stifts-Candidaten machen sollte, nahm die Miene der Zurechtweisung an und sagte hochfahrend: »Sie wollen mich vielleicht foppen, aber schad't nichts. Ich weiss, was ich weiss. Die besondere Kraft des Segens eines neugeweihten Priesters dauert zwar acht Tage lang, aber das kann sich Jeder sagen, dass sie am ersten auch am frischesten und wirksamsten ist. Das weiss selbst der Bauer. Und unser Landvolk ist noch gut und hat noch Religion. Deshalb wird ihm nichts zu sauer und schwer, wenn es die Religion von ihm fordert.« Er sprach sich überhaupt sehr lobend über das Volk aus, versetzte der überhand nehmenden Freigeisterei, von der auch schon einige Geistliche angesteckt seien, manchen Hieb und meinte, Religion sei die erste Nothwendigkeit und ein Mensch ohne Religion sei

aller Schlechtigkeit fähig. Ich hörte ihm nicht ganz harmlos zu, denn ich erinnerte mich wieder, nichts gefrühstückt zu haben; aber ich erkannte dafür, dass mein kleiner Gezeichneter einfach ein guter und eifriger Katholik sein müsse, und dass ihm das bekannte Sprichwort trotz seinem Aussehen vielleicht doch Unrecht thun möchte. Hüte dich vor den Gezeichneten! Ich finde in dieser Mahnnng eine grosse Ungerechtigkeit gegen Menschen, die ohnehin unglücklich genug sind und durch die Voraussetzung, dass sie auch schlecht seien, noch unglücklicher gemacht werden müssen.

Endlich hatte das Gedränge nachgelassen; das Segnen ging schneller, als ich gedacht hatte. Schaarenweise entfernten sich die Leute. Mein Kleiner erklärte nun auch vortreten zu wollen. Ich ging mit und sah, dass ihm die Leute, von denen ihn Viele zu kennen schienen, Platz machten. So kamen wir bald an die Stufen des Hochaltars, wo wir niederknieten. P. Valerian kam; mit hochrothem, in Schweiss gebadetem Antlitz und sichtlich abgespannt, legte er auf einen kurzen Augenblick die eine Hand auf mein, die andere auf des Kleinen Haupt und sprach etwa zwei Worte eines lateinischen Segensspruches, den er bei andern, die an die Reihe kamen, fortsetzte, so dass sich wohl unserer zwölf oder sechzehn in das ganze Gebet zu theilen hatten. Da sehe ich deutlich an einem besonderen Falle die Wohlthat ein, die im gottesdienstlichen Gebrauche einer fremden Sprache liegen kann. Während es einerseits unmöglich zu verlangen wäre, dass der segnende Priester tausendmal und öfter ein und dasselbe Gebet spreche — der Zeitdauer gar nicht zu gedenken — ist andrerseits als gewiss anzunehmen, der Bauer, der bei Allem seinen vollen Preis herausschlagen will und oft meilenweite Wege macht, um den Segen eines Neugeweihten zu erhalten, würde nicht ganz befriedigt sein, wenn er die Vertheilung der Gnadenworte verstände. Freilich ist auch denkbar, dass sich das

Volk an dieses abgekürzte Verfahren ebenso gewöhnen würde, wie an manches andere.

Ich ging mit meinem Antheil zufrieden davon. Eine besondere Wirkung verspürte ich vor der Hand nicht; aber mein Hunger hatte zugenommen. Als ich mit meinem hinkenden Kleinen vor die Kirchenthüre trat, schlug die Thurmuhr Eins. »Nun wollen wir nur gleich in den Speisesaal hinaufgehen — sagte er — um Eins sollte gegessen werden.« Das war süsse Melodie für mein Ohr, trotz der heiseren Stimme des Sprechenden.

Wir traten in den Saal. Er hat die prächtige Ausstattung wie die Bibliothek, aber nicht die Grösse. Glänzender Marmor und bunte Freskogemälde, Arabesken und Goldverzierungen aller Art bedecken sämmtliche gerade und krumme Flächen des Raumes. Auf den in Hufeisenform aufgestellten Tafeln mochten über hundert Gedecke liegen.

Eine Menge Gäste waren anwesend, die Verwandten des Primizianten, die Kranzeljungfern, viele geputzte Damen und allerhand Kloster- und Weltgeistliche. In Gruppen stand Alles umher und in eifrigen, meist heiteren Gesprächen begriffen. Den alten Eltern wurde von bejahrteren Mönchen, den Mädchen und Frauen von jüngeren der Hof gemacht. Nach längerer Zeit erschien der Primiziant mit dem Prior, und dicht hinter ihnen traten Diener mit gewaltig grossen Suppentöpfen ein. Der Prior hatte kaum die Eltern des Neugeweihten an die Hand genommen und ihrem Platze an der Tafel zugeführt, als er auch schon sein Sammetkäppchen vom Kopfe nahm und ein mehrseitiges St! St! die redselige Versammlung zur Ruhe aufforderte. Diese war noch nicht hergestellt, als das kurze, stille Gebet des Priors wieder zu Ende war. Man setzte sich mit all dem einer so grossen Versammlung verzeihlichen Geräusch. Das war ein gewaltiges Durcheinander, ein Drängen und Schieben, um sein oder ein passendes Plätzchen zu finden! —

Den Vorsitz führte der Held des Tages, ihm zur Rechten

und Linken sassen Vater und Mutter, Geschwister und Freunde; ihm gegenüber der Prior mit den zwei Kranzeljungfern und dem Festprediger. Der Prälat war unwohl und daher abwesend. Bei der Tafel hörte ich später einen hämischen Tadler sagen, der sei an solchen Festtagen noch immer krank oder unwohl gewesen.

Alle übrigen Tischgenossen setzten sich nach Gefallen in bunten Reihen; weder Rang und Ansehen noch das Recht des Aelteren kam zur Geltung. Da ich bescheiden wartete, bis für mich ein Platz übrig bliebe, gerieth ich an das eine Ende der Tafel unter die kleinen Beamten. Dort sass auch zu unterst der P. Gastmeister. Er war heute als Küchen- und Kellermeister in voller Amtsthätigkeit, indem er das gesammte Tafelwesen beaufsichtigte, die Diener hierhin, dorthin kommandirte und den Schenktisch vor allem Andern im Auge behielt. Oft stand er von seinem Platze auf, die Runde um die Tafel zu machen oder Befehle und Winke unter die Dienerschaft auszutheilen. Acht Diener waren in geordneter Bewegung um die Speisenden her, andere gingen aus und ein, lange Speisebretter tragend. Jeder schien ein gewohntes Geschäft zu haben. Der Binder oder Weinküper, die rechte Hand des Kellermeisters, füllte die Weinflaschen und hatte mit den ihm untergebenen Burschen vollauf zu thun. Jeder Tischgenosse hatte eine eigene Weinflasche von niedlicher Form vor dem Teller stehen, und da sie nicht sehr gross war, musste sie oft von Neuem gefüllt werden.

Ich hatte mir vorgenommen nicht nur tüchtig zu essen, sondern auch zu beobachten, was alles auf die Tafel komme, aber es gelang weder das Eine noch das Andere. Theils wurde ich durch die Unterhaltung meiner fröhlichen Umgebung von einer allgemeinen Aufmerksamkeit abgezogen, theils stieg mir der Wein bald zu Kopfe, und da ich mir gleich die ersten Gerichte gut schmecken liess, konnte ich nicht daran denken,

die nachfolgenden auch nur zu kosten. Darin erkannte ich an mir den leibhaftigen Anfänger.

Als die mannigfachen Braten aufgetischt wurden, erhob sich der Prior von seinem Sitze und brachte mit milder Stimme und wenigen Worten ein Hoch auf den Primizianten und seine Eltern aus, das im Nebenzimmer durch einen dreimaligen Tusch von Trompeten und Pauken und seitens der ganzen Gesellschaft, die aufgestanden war, mit Jubel beantwortet wurde. Mehr Toaste kamen nicht vor, aber Alles war vergnügt und es wurde viel Lärm gemacht. Verschiedenartige Extra-Weine in dickbäuchigen Flaschen wurden auf die Tafeln gesetzt und ihr Inhalt ziemlich rasch in die Unterwelt gefördert.

Der Primiziant musste die Tafel, die übrigens von halb 2 bis 6 Uhr dauerte, frühzeitig wieder verlassen, weil sich auf den Treppen und unten in den Höfen an Tausend Menschen versammelt hatten, die, am Vormittag verhindert, nun um den Segen des Neugeweihten bitten liessen. Diesen gab ihnen auch Valerian mit all der Resignation, die dem geistlichen Amte so eigen ist. Als er matt und müde wieder zurückkam, wurde die Tafelei geendet. Nach einem kurzen Stillsein, das ein Gebet war oder vorstellte, machten die Tafelgenossen einen Rundgang, um dem Primizianten und seinen Angehörigen ein freundliches: »G'speist zu haben!« oder: »Wünsch' wohl g'speist zu haben!« zu sagen.

Was ich hätte vermuthen können, war nicht; es hatte Niemand zu viel getrunken oder mehr, als er vertragen konnte; auch ich nicht. Mir war sehr wohl zu Muthe. Höchst komisch klang mir das beständige: »Wünsch wohl g'speist zu haben!« ins Ohr, das Einer dem Andern zurief und worüber ich einigemale hatte auflachen mögen, denn ich sah zugleich die glänzenden Wangen als Beweis an, dass man allerdings schon sehr wohl gespeist habe. Passender, denk ich, wäre gewesen,

nach so vielem Essen: »Wohl bekomm's!« zu sagen, obgleich auch das für manchen vielleicht unnöthig war.

Als der alte Tenorist an mir vorbeikam, sagte er: »Nu, Herr Candidat! machen wir nun auch 'n Tanzerl?« — »Tanzerl? Was meinen Sie, alter Herr?« — »Was ich mein', sollen S' gleich sehen. Kommen S' nur mit.« — Und indem er mich am Arm mit sich fortzog, sagte er weiter: »Auch bei 'ner geistlichen Hochzeit darf der Tanz nicht fehlen. Capiren S'? Weil aber der Herr Prälat davon nichts merken will, so wird immer so'n Hochzeitsball hinten im Gastflügel abgehalten. Gehn S' nur immer mit. 'n junger Mann muss sich drehen können.«

Wir langten im Gastflügel an und betraten einen kleinen, leeren Saal. Da es noch heller Tag war und die gewohnte Beleuchtung eines Balles, wie ich mir ihn vorstellte, ganz abging, konnte ich mich anfangs mit der ganzen Sache nicht recht befreunden. In einer Ecke sassen um einen Tisch herum die Musikanten und rüsteten sich mit Trinken zur kommenden Arbeit. Im Nebenzimmer standen Spieltische nebst einem wohlversorgten Schenktisch. Nach und nach kamen Gäste und der Platz füllte sich immer besser. Der Primiziant führte die Kranzeljungfern herein, seine Eltern folgten, und bald ging der Tanz los. Der Neugeweihte eröffnete ihn mit seiner älteren Schwester. Andere Paare folgten. Die jüngeren Mönche und Civilisten bemächtigten sich der Frauen und Mädchen, und mehr als die Hälfte der Gesellschaft war in kreisender Bewegung. Der alte Tenorist mitten darunter. Das Elternpaar Valerians fehlte auch nicht. Die Musikanten spielten einen reizenden Oberländer. Ich sah, dass der lange Klostertalar kein Hinderniss beim Tanzen abgebe. Warum sollte er auch?

Gern hätte ich mitgetanzt, aber mir war keine Tänzerin übrig geblieben. Am liebsten hätte ich mögen das hübsche, derbe Zimmermädel, das letzthin meinem Freunde, dem Professor,

so sehr gefallen hatte und das sich eben im Spielzimmer allerhand zu schaffen machte, herbeiholen; aber es ging doch nicht an. Ich tröstete mich demnach und sah zu. Mein Schicksal theilten ja auch noch andere junge Leute.

Der Primiziant wechselte beständig die Tänzerinnen und nahm der Reihe nach alle anwesenden vor, selbst seine in Wonne strahlende Mutter. Der gute Valerian! Welch einen mühevollen Tag hatte er heute durchzumachen. Seine Arbeit mochte jetzt ebenso anstrengend sein, als die des Segengebens vor und nach Mittag; aber vielleicht war sie ihm doch auch so lieb wie die andere. Mindestens sah er nicht matt und blass aus.

Nach und nach lichtete sich das Gedränge; viele Zuschauer und Tänzer verzogen sich in das Nebenzimmer an die Spieltische und an den Schenktisch. So kam ich schneller, als ich anfangs geglaubt, zur Erfüllung meines Wunsches. Der P. Gastmeister, der selber zwar nicht mit tanzte, den aber die allgemeine Fröhlichkeit sehr zu ergötzen schien, hatte mich schon einige Mal im Vorübergehen zum Tanzen aufgefordert; jetzt fasste er mich an der Hand und führte mich zu einer der fein geputzten Frauen, sprechend: »Da, Frau Verwalterin! bring' ich Ihnen 'nen Tänzer aus 'ner Hauptstadt; der kann's g'wiss recht.« — Mit grosser Freundlichkeit und ohne jede Ziererei stand die junge Frau von ihrem Sitze auf und stellte sich an meine Seite. Bald wirbelte ich mit ihr in einem höchst angenehmen Galopp durch den Saal. Dass ich mich dann auch an die andern Tänzerinnen wagte, versteht sich.

Als ich wieder stille stand und Athem schöpfte, Himmel! da fuhr ein Blitzgedanke mir durch den Kopf: der Novizenmeister, der grobe, strenge Richter über mein sich entspinnendes Dasein — was wird der zu meinem tollen Getanze sagen?! Doch, es war nun einmal geschehen und ich verscheuchte bald alle Bedenklichkeiten. Was sich die Jugend immer in ähn-

lichen Fällen zu sagen pflegt, sagte ich mir auch: Wer weiss, ob er's erfährt! oder: 's Leben kann's nicht kosten! Ich verharrte also im Genusse meines Vergnügens.

Gegen neun Uhr wurden Lichter gebracht und die Gesellschaft verringerte sich ganz bedeutend. Der Primiziant und seine Angehörigen, die älteren Geistlichen und Amtleute mit ihren Frauen und Töchtern gingen zur Abendtafel und kamen nicht wieder. Die jüngeren Mönche, die unverheiratheten Stiftsbeamten und einige der auswärtigen Gäste blieben zurück, spielten, tanzten, tranken. Bald sammelte sich in den geöffneten Thüren ein Zuschauerpublikum von Köchinnen, Lehrmädchen, Maiermägden. Der schwache Rest von Etiquette schien zu fallen; die Beamten und jüngeren Geistlichen tanzten mit den Dienerinnen, und es dauerte gar nicht lange, so hing auch ich an dem grossen Zimmermädel, das übrigens den ganzen Abend sehr begehrt war.

Das Vergnügen dauerte bis gegen Mitternacht. Müde und matt suchte und fand ich bald mein Zimmer und entschlief auf dem bequemen Lager unter ernster Betrachtung des Umstandes, dass ich den P. Gideon beim Klosterballe nicht gesehen habe. Er war nach der Tafel mit meinem Freunde, dem Professor, mit dem ich übrigens gestern kein Wort zu sprechen Gelegenheit fand, fortgegangen.

Heute am frühen Morgen reiste mein Freund ab. Der aus dem nahen Städtchen bestellte Postwagen war zur festgesetzten Zeit eingetroffen; das Gepäck wurde von den zwei Zimmermädeln in den Hof hinab zum Wagen getragen, und mein Professor nahm Abschied. Mit vielen verbindlichen Redensarten dankte er dem anwesendeu P. Gastmeister für die so

reichlich genossene Gastfreundschaft und bat ihn, diese Danksagung auch dem Herrn Prälaten nochmal bestellen zu wollen. Mir drückte er recht herzlich die Hand und bat mich P. Gideon bestens zu grüssen. Im Hinabgehen fand sich noch Gelegenheit, mir leise zu sagen, ich solle während des Noviziats von ihm keine Briefe erwarten, da die Correspondenz ihm bedenklich scheine und der P. Novizenmeister, wie ich wisse, die der Novizen beaufsichtige; aber es bleibe im Uebrigen bei unserer Verabredung. Ich solle ja mein Tagebuch nicht vernachlässigen. Ich gab ihm zum Zeichen meiner dauernden Ergebenheit nochmals die Hand, die er mehrere Augenblicke recht innig fest hielt; er stieg dann in den Wagen, der Postillon knallte, und fort ging's zum Thore hinaus. Zuletzt ertönte noch ein Lied auf dem Posthorn, das in der Ferne verhallte und dem ich mit Gefühlen des Verlassenseins nachhorchte.

Zwei Tage noch blieben die Angehörigen des Primizianten im Stifte; ich aber bekam sie wenig zu sehen. Sie speisten ausserhalb der Clausur beim P. Gastmeister und fuhren häufig fort, die schöne Umgegend oder die Stiftsgüter zu besehen. Zu diesem Zwecke wurden ihre hübschen Pferde an die Kloster-Equipagen gespannt.

Während dessen führte ich ein sehr einsames Leben. Ausser jener kleinen halben Stunde, die ich täglich, eben nicht sehr angenehm bei dem P. Novizenmeister zubrachte — von meiner Theilnahme am Ball liess er übrigens noch kein Wörtchen fallen — und ausser den wenigen Stunden, die an der Conventtafel Mittags und Abends vergingen, sass ich meistens in meinem Zimmer und schrieb oder las. Lange Briefe, die ich nach Hause schickte, waren da mein Vergnügen.

Nach zwei Tagen fuhr die Hochzeitsgesellschaft ab und P. Valerian mit ihr. Er hat auf acht Tage Urlaub erhalten, um das Fest der ersten Messe in seinem Geburtsorte, im Vaterhause, in seiner Dorfkirche noch einmal zu begehen. »Bei solchen Dorf-Primizen — belehrte mich mein rothnasiger Tischnachbar — geht es noch viel feierlicher und fröhlicher zu als im Stift.« — Da die Eltern Valerians wohlhabende Leute sind, lässt es sich allerdings denken, dass sie sich ein solches Fest werden etwas kosten lassen. So etwas kommt ja nicht oft und nicht Jedem.

Schon seit einigen Tagen sehe ich mich bei Tische und in der Kirche nach P. Albin, aber immer vergeblich um, nach jenem Mönch, den wir bei unserer Herreise im Walde erblickt hatten und von dem der Postillon gemeint, er sei geisteskrank. Er geht, wie man mir sagt, nur selten aus seinem Zimmer, wandert auf einsamen Wegen, spricht mit Niemand und schliesst sich von aller Theilnahme an den klösterlichen Angelegenheiten aus, sie mögen nun freudiger oder trauriger Art sein.

Als sich an jenem Tage unser Wagen langsam durch die magern Schatten des Föhrenwaldes den steilen Weg emporbewegte, und wir, Freund Professor und ich, jeder in eine Ecke gelehnt, plaudernd da sassen, wendete sich der Postillon plötzlich nach uns um, winkte mit den Augen und deutete mit der Peitsche nach einem Punkte seitwärts hin. Der Professor richtete sich vor, um hinzusehen und ich folgte seiner Bewegung. An einem mit Moos bedeckten Felsenstücke, wie deren mehrere zerstreut umherlagen, lehnte nachlässig eine Gestalt im langen schwarzen Gewande, das Antlitz mit der rechten Hand bedeckt,

mit der linken, die schlaff herabhing, einen schwarzen Filzhut haltend. Wir hätten die Erscheinung kaum bemerken können, so wenig trat das Bild aus dem dunkeln Hintergrunde der Bäume hervor, wenn der Kutscher nicht so bestimmt darauf hingewiesen hätte. Die Ankunft unseres Wagens schien den schwarzen Mann nicht zu stören. »Das is d'r Pat'r Albin« — sagte uns leise der Postillon. — »Der geistliche Herr scheint unwohl zu sein — erwiederte rasch der Professor — er sieht so ermattet aus. Halt, Kutscher, ich werde aussteigen und ihm einen Platz im Wagen anbieten.« — Der Postillon sah erst eine Weile den Professor an, als ob er etwas entgegnen möchte, dann gehorchte er und hielt die Pferde an. Der Professor sprang aus dem Wagen und eilte zu dem Geistlichen, der bei seiner Annäherung die Hand von den Augen nahm und ihm gleichgiltig entgegen sah, ohne seine Stellung zu verändern. Sein blasses, abgezehrtes Antlitz deutete wirklich auf grosses Unwohlsein. Der Professor redete ihn an und fragte, ob er ihm nicht seinen Wagen anbieten dürfe. Der Geistliche erwiederte mit dankender Bewegung, er fühle Kraft genug zu gehen, sobald es ihm hier nicht mehr gefallen würde. Demnach abgewiesen kehrte mein Freund in den Wagen zurück. Der Postillon warf noch einen eigenthümlichen Seitenblick auf den Kranken und fuhr weiter.

»Kennt der Schwager diesen geistlichen Herrn?« — fragte der Professor den Postillon. »Joh, g'wiss werd' i' 'n kennen — antwortete der Mensch träge, indem er seinen Sitz änderte und mit halb zu uns gewandtem Gesichte freundlich darein sah — bin joh drei Jahr Conventkutscher im G'stift g'wesen und kenn' d' Herrn alle nacheinand'.« — »Was ist es mit ihm?« — »Was wird's viel mit ihm sein? Er is holt 'n wenig wild.« — »Wild?« — »Joh, wild; im Kopf; 's sitzt ihm holt im G'müth und er harmt sich. Keinen schaut 'r an, mit Keinem red't er was, und allen Leuten geht 'r aus 'm Weg.

Die an'ern Geistlichen können 'n a nit leiden und 's kümmert sich ein's um's and're nit. Alleweil geht 'r im Wald wie in d'r Irr' h'rum und thut nix und red't nix. Ih glaub', der wird a nit alt werd'n, denn seit i 'n kenn', sieht 'r von Jahr z' Jahr immer magerer aus. Ang'fangen hat 's damit, dass 'r unz'frieden wurd'. Da hat 'r sich dann abi kränkt, wie Einer, der nit recht g'scheidt is. Ih mein' aber, wenn Einer sein schön's Leben hat, wie d' Herr'n im G'stift, seine Ruh und all' Tag sein guet's Essen und kei' schwere Arbe't, höchstens das Bisserl Messlesen und kei' Sorg' für Weib un' Kind, wie unserein's, der könnt' doch z'frieden sein. Aber sich aus lauter Kummer krank machen, mein' i, das muss a grosse Sünd' sein. D' Leut' sag'n, dass es sonst 'nmal 'n ganz gueter, lieber Herr g'wesen is, der Pat'r Albin, und a 'n guet's Trinkgeld hergeb'n hat, bis dass er so menschenscheu worden is. G'rad so wie der Pat'r Felix, der vor 5 Jahren vom Heurigen g'storben is.« — So räsonirte der Postknecht. Was daran wohl wahr sein mag!? —

Das Benehmen der Convent-Dienerschaft hier ist ganz eigenthümlich und anders, als ich es erwarten mochte. Es ist mir — wenn ich die Wahrheit gestehen soll — unangenehm. Zwar soll man das häufig finden, dass die dienende Klasse, die aus vielfachen Veranlassungen von der Herrschaft in's Vertrauen gezogen wird, so etwas wie Geringschätzung derselben, die unter Umständen weh thun muss, an den Tag legt; aber hier fällt mir ein gewisses Conglomerat von Frechheit, Dummheit, Kriecherei und Selbstüberhebung als Grundzug aller Reden und Geberden der sogenannten Conventdiener auf. Ich will nicht von mir sprechen, denn meine Person hat hier nichts zu bedeuten; aber ich ärgere

mich, wenn ich sehe, wie diese Leute im Einzelnen gegen Geistliche auftreten und welchen Ton sie in ihren Auseinandersetzungen anschlagen. Ich denke nach, wie das bei der allgemeinen Ehrerbietung, die das Volk für den geistlichen Stand hat, so kommen könne, und weiss es mir nicht zu erklären. Der erträglichste unter allen den mir bis jetzt vorgekommenen Dienern scheint noch jener zu sein, der mich allabendlich leuchtend in mein Zimmer geleitet, und sich mir als »Diener der künftigen Herrn Ovitzen« präsentirte. Nachdem er mich einmal über alle denkbaren Verhältnisse dreist wie ein Spitzel ausgefragt hatte, erzählte er, auch er habe einen Bruder Geistlichen, der sei im nahen Cistercienser-Stift, aber erst Cleriker. Er selber (der Diener) hätte es von Hause aus gar nicht nöthig zu dienen, weil seine Eltern ein grosses Bauernhaus haben, aber es mache ihm halt Spass, im Kloster zu sein und mit den geistlichen Herren umzugehen. »So guet hätt' er's zu Hause ohnedem nicht, obgleich seine Eltern reich seien, und so sauber wie hier wär's ninderst. Hier könne Einer auch Bildung und Politur bekommen und sein Vater habe all' sei' Gelehrsamkeit von den geistlichen Herr'n, bei denen auch er 'mal als Conventkutscher gedient hätte. Dazu sei hier ein hübsches Stückel Geld zu verdienen.« — *Quod erat demonstrandum!*

Als ich eines Nachmittags auf dem Wege zum Walde war, um mich darin einsam zu ergehen, kam Pater Valerian, der eben erst von seiner Urlaubsreise glücklich zurückgekehrt war, des Weges nach und redete mich nicht nur freundlich an, sondern lud mich auch ein mit ihm einen Besuch bei Bekannten zu machen. Mit Freuden willigte ich ein. Es waren für

mich einige frohe und genussreiche Stunden, die ich da mit ihm zubrachte. Wir betraten romantische Gebirgslandschaften und gelangten zu Leuten voll Biederkeit und herziger Freundlichkeit. Was aber für mich von dauerndem Nutzen sein wird: Valerian gab mir während unseres Ganges bedeutende Erläuterungen der eigenthümlichen Verhältnisse, in welche ich einzutreten Willens bin. Vorzüglich interessant erscheint mir der Punkt, um welchen sich meine Aufnahme und die bevorstehende Einkleidung dreht, die Beide durchaus noch nicht als gesichert anzusehen sind.

Ich verzeichne, was mir dieser gutmüthige und dabei fröhliche, junge Priester über die Bedingungen einer von dem Prälaten vorläufig getroffenen, von Seiten des gesammten Conventes aber erst zu vollziehenden Aufnahme mitgetheilt hat. In der Regel sehen die Prälaten bei der Auswahl von Candidaten auf wohlgewachsene und hübsche Männer von einnehmender Gesichtsbildung, oft aber sei die Auswahl nicht gross; Noth oder besondere Talente und vorzüglich Empfehlungen machen darin manche Ausnahme von der Regel. Bekannt sei es, dass eitle Aebte auch gerne über »saubere Leute« herrschen. Es sei auch wahrscheinlich — mindestens werde es vielfach behauptet — dass sie dabei klösterliche und kirchliche Zwecke vor Augen haben. Er wolle das indessen aus Mangel an Ueberzeugung nicht als gewiss ansehen. An sich gereichen freilich hübsche Priestergestalten nicht nur zur Zierde eines Herrnstifts, sondern sie erfüllen auch die Bestimmung des Priesterthums, das doch in unserem Zeitalter allen Klöstern einverleibt sei, mit grösserer Sicherheit und Leichtigkeit. —

Valerian machte mich auf die Verschiedenheit des Erfolges aufmerksam, den ein hübscher Kanzelredner, Beichtpriester, Pfarrer oder Catechet bei gleichem Talente und Eifer demjenigen gegenüber haben müsse, der hässlich, ungestaltet oder nur äusserlich unangenehm wäre. Jedenfalls möchte die

kirchlich-pädagogische Rücksicht, wenn sie bei der Auswahl eines Candidaten genommen würde, als eine leicht zu rechtfertigende anzusehen sein.

Neben dem gefälligen Aeussern halte die Gesundheit gleichen Schritt, und der Prälat werde nie unterlassen, sein prüfendes, aus seelsorglicher Praxis her schon geübtes Auge auf das Aussehen des Candidaten zu werfen, um den Grad seiner körperlichen Dauerhaftigkeit so viel als möglich zu erkennen. Eine Berathung mit dem Klosterarzt sei für zweifelhafte Fälle ohnehin vorbehalten. In dieser Beziehung gebiete schon der pecuniäre Vortheil des Stiftes die grösstmögliche Vorsicht, denn so ein junger Mensch koste, ehe er zu einem verwendbaren Mitgliede der kirchlichen Heilsanstalt herangebildet werde, viel Geld. Wenn auch das Jahr des Noviziats als Probejahr nicht ins Gewicht falle, so wägen die 4 Jahre des theologischen Studiums, die jeder Priesterweihe vorhergehen müssen, um so schwerer. Man rechne da im Durchschnitt für einen geistlichen Klosterkopf tausend Gulden in einem, also vier Tausend in vier Jahren. So viel betragen Pension für Wohnung und Kost, Professorengehalt (das theologische Studium werde auf klösterliche Kosten entweder an fernen Universitäten oder in einem der wenigen dazu bestimmten Klöster vollendet) und andere Ausgaben für Kleidung, Bücher, ärztliche Hilfe, Reisen und tausend Kleinigkeiten, die nicht einzeln aufgezählt werden können. —

Man betrachte es daher auch als ein besonderes Unglück, das einem Kloster widerfahren könne, wenn junge Mitglieder sterben oder nur invalide werden. Natürlich sei es da nicht um das junge Leben an sich schade, denn das lasse sich leicht wieder ersetzen, wohl aber um die vergeblich gemachten Auslagen. Ausserdem gebe es freilich auch einzelne so brauchbare Individuen, dass sie sich in ihrer Art nicht ganz leicht ersetzen lassen.

Darum werden nebst ungestalteten, hässlichen oder widerwärtigen, auch alle jene Candidaten abgewiesen, die das Zeichen eines wahrscheinlicher Weise früh eintretenden Todes oder einer dauerhaften Krankheit auf dem Antlitz tragen.

Die Armen! Gerade für sie — dachte ich mir — müsste es eine Wohlthat sein, in dieser eigenthmlichen Herrlichkeit des klösterlichen Lebens ihr kurzes Dasein zu vollenden. Mancher würde vielleicht gesund im Kloster, besonders wenn sein kränkliches Wesen in ausgestandener Armuth und in Entbehrungen aller Art wurzelt. Mancher mag nur ausgehungert sein, wenn er blass und dürr wie ein Todes-Candidat den Prälaten anstarrt. Man weiss ja, wie traurig es bei uns zu Lande manchem Studenten geht. Wie in ein Paradies blicken wir Armen in die Gefilde des klösterlichen Lebens hinein.

»Was die Klöster einst waren, sind sie nicht mehr: Zufluchtsstätten für Alle, die der Erlösung von Lebensqualen bedürfen. Jedenfalls sind sie nicht um der Mönche willen da. Es sind kirchliche, zum Theil auch staatliche Anstalten, die zur Erreichung allgemeiner, sogenannter höherer Zwecke mitzuwirken haben« — sagte Valerian.

Daher werde weder hier noch in irgend einem andern Kloster auf etwaige geistige Bedürfnisse oder auf das seelische Verlangen eines Candidaten entscheidendes Gewicht gelegt; ja man fürchte sogar die Zeichen religiöser Schwärmerei als Uranfänge praktischer Unbrauchbarkeit und misstraue einem jungen Mann, der sich vom Ideal des Klosterlebens hochbegeistert zeige. Was man fordere und brauche, sei Verwendbarkeit in einer wohlorganisirten Seelsorge und im Volksunterricht oder blinde Erfüllung solcher Aufgaben, die aus den höheren Interessen der Religion überhaupt und aus den klösterlichen insbesondere hervorgehen.

»Sonst — ich meine die vergangenen Jahrhunderte — retteten sich alle Schwermüthigen, Kränklichen, an überirdischer

Sehnsucht oder Weltüberdruss Leidenden, alle Menschenscheuen und Blasirten, alle die stillen, in sich genügsam Guten, alle die im Bewusstsein einer leichtfertig froh durchbrachten Jugend Niedergebeugten — in die Klöster und erlösten dadurch auch die Nebenmenschen von ihrer unleidlichen Gegenwart. Das kommt jetzt nicht vor, wenigstens nicht mit Wissen und Willen derjenigen, von welchen die Aufnahme in ein Kloster abhängig gemacht ist.«

Dass es ferner dem Convente als einer Gesellschaft, die so nahe zusammengedrängt sei und deren Mitglieder unter allen Umständen miteinander leben müssen, ebensowenig als dem Vorsteher gleichgiltig sein könne, was für einen Zuwachs sie nicht nur in physischer, sondern auch in moralischer Beziehung erhalten, das lasse sich vollkommen begreifen, wenn man erfahre, dass oft ein einziger unpassender Charakter das ganze Haus in Allarm und Unfrieden nach Innen, in Schande und Verdruss nach Aussen gebracht habe. Daher finde sich nichts Sonderbares darin, dass ein Candidat, nachdem ihm die Aufnahme von Seite des Abtes zugesagt sei, dennoch von jenen Mitgliedern des Klosters, die dessen fähig sind, mit allem Eifer und so zu sagen ängstlich beobachtet und geprüft werde.

Ich bin in dieser Beziehung von P. Valerian freundlichst gewarnt worden, mich nach allen Seiten hin in Acht zu nehmen und mein Betragen immer — selbst wenn ich mich nicht beobachtet glaube — strenge abzumessen. So sei ein Candidat leicht das Opfer der heuchlerischen Geschicklichkeit mancher Späher, die so thun, als ob sie sich um Einen nicht im Mindesten kümmerten, während sie ihn nicht aus den Augen lassen. Namentlich haben die den Deutschen widerstrebenden Landsmannschaften, als Böhmen und Mährer, insofern einen schwierigen Standpunkt, als sie ein nationales, tief wurzelndes Vorurtheil zu überwinden hätten, das nämlich, für falsch zu gelten. Den Glauben, dass alle, die von slavischen Völkern

abstammen, es weder untereinander noch viel weniger gegen Oesterreicher aufrichtig meinen, ganz und gar zu benehmen, soll fast unmöglich sein.

Ausser dieser persönlichen Prüfung eines Candidaten stelle man in aller Stille Untersuchungen über sämmtliche Verhältnisse und über das öffentliche Gerede an, das über seine Familie oder ihn selbst im Gange sei. Es finde sich da gewöhnlich Einer oder der Andere unter den geistlichen Herren, der in dieser Angelegenheit grössere Mühe anwende.

»Solch ein eifrigerer Inquisitor forscht nach der Lebensgeschichte des Candidaten, wenn sie nicht ohnehin stadt- oder dorfkundig ist, mit allen möglichen Mitteln. Stammt der Candidat, wie das so häufig der Fall, aus der klösterlichen Nachbarschaft, ist er vielleicht gar Sohn eines Unterthans oder Stiftsbeamten, dann erleichtert die Fraubaserei, der die Mönche nie zu ferne stehen, jene grosse Arbeit. Ist er aber vom weiten hergekommen, wie ich oder Sie, so wird dahin, woher er stammt oder wo er seine Studien gemacht hat, an ehemalige Lehrer, Professoren oder Vorsteher der Schule um nähere Auskunft geschrieben, oft sogar an Leute, deren Namen zufällig bekannt geworden sind und die man im Interesse einer heiligen Sache um ihr Urtheil über die betreffende Persönlichkeit bittet. Gewöhnlich bekommt bei sehr wichtigen Fällen oder da, wo über die Aufnahme eines Candidaten grosse Meinungsverschiedenheit waltet, einer der Mönche Vollmacht, Alles, was zum Zwecke führt, auszubeuten, um bei Gelegenheit der Abstimmung über das fragliche Subject vollkommenen Bericht geben zu können. Diese beauftragte Spürnase, dieser *diabolus rotae* der heiligen Inquisition hat demgemäss auch eine über die Aufnahme des Candidaten entscheidende Stimme.«

Ich hätte, wie leicht erklärlich, gerne erfahren, wer etwa mir gegenüber diese bedeutsame Aufgabe zu erfüllen habe; aber Valerian versicherte, dass es mir gar nichts nütze, ihn

zu kennen, ja dass es mich vielleicht nur beunruhigen und in der Sicherheit meines Betragens stören würde. Ich solle mich im Ganzen vor jedem der geistlichen Herrn gleichermassen in Acht nehmen, wenn es mir nun einmal darum zu thun sei, in die klösterliche Gemeinschaft aufgenommen zu werden.

»Auch vor mir — fügte er lachend hinzu — denn auch ich habe Augen und Ohren, die ihre Schuldigkeit thun. Auch mir ist es nicht gleichgiltig, wie das neue Schäfchen beschaffen ist, das zu uns in den alten Schafstall gesperrt zu werden wünscht. Vielleicht bin ich sogar selber der Inquisitor.«

»Dann könnte ich ganz ruhig sein — antwortete ich ohne jeden Hintergedanken — Hochwürden werden, glaube ich, Niemand Unrecht thun.«

»Das glaub' ich auch — erwiederte er mit freundlichem Blick — ich necke die Leute gerne, aber ich meine es mit Jedermann gut. Es ist auch nicht mein Wille, einen jungen Mann, der die Caprice hat, Klosterbruder zu werden, in seinen Absichten zu behindern. Indessen mögen Sie sich darum nicht vernachlässigen. So etwas kann ich nicht leiden. — Aber Einen will ich Ihnen nennen, vor dem Sie sich ganz besonders in Acht nehmen und dessen Umgang Sie wie eine böse Krankheit meiden mögen. Er ist kein Geistlicher, sondern nur Zuträger der hochwürdigen Herrn. Ich meine den Neffen des Prälaten, den vielfach von Gott gezeichneten Brindler. Der hat durch seine Klatscherei und Bosheit schon viel Unheil angerichtet und manchen Candidaten vertrieben.« —

»Und trotz alledem und alledem, trotz alle, alle, alledem — fuhr Valerian fort — gibt es bei uns nicht lauter ausgezeichnete, liebenswürdige und verträgliche Menschen. Wir nehmen Manchen auf, der nicht so viel werth ist, als der Zipfel an seiner Capuze. Die Erfahrung werden Sie erst machen.«

»Was soll man dazu sagen? — entgegnete ich — und wie lässt sich das begreifen?« —

»Sie, mein Lieber! thun am besten, wenn Sie vorläufig gar nichts dazu sagen; aber begreifen können Sie es einigermassen. Das kann Ihnen nicht schaden. Jedenfalls machen Sie sich darauf gefasst, in dem heiligen Gemäuer allerhand Vögel zu finden, auch leichtsinnige, zänkische, ränkesüchtige, melancholische, eigensinnige, hochmüthige neben guten, liebevollen und duldsamen Seelen, kurz ein Gemengsel ohne Gleichen. Wie das trotz aller Inquisition zu Stande kommt, und wie es bei aller Vorsicht dennoch geschieht, dass man Leute zur Qual und zum Aerger der ganzen Gesellschaft hineinlässt, will ich Ihnen mit zwei Worten sagen: Mit demselben Leim, mit welchem sich die ganze Welt seit Adams Zeiten fangen lässt, wird man auch hier gefangen. Candidaten und Novizen wissen oder erfahren bald, was sie zu thun habe nund sie leisten dann, was sie können. — Sie werden es auch so machen müssen. Das grosse Loosungswort: Verstellung — wird auch hier respektirt. Alle Candidaten und Novizen sind nach Möglichkeit bescheiden, demüthig, gehorsam, artig und gemüthsweich wie ungesalzene Butter; aber Vieles ist — mehr oder weniger — Verstellung für die kurze Zeit der Prüfung. Nach Ablegung der Gelübde tritt die wahre Natur wieder in voller Kraft hervor. Aber daran sind wir selber Schuld, weil wir es nun einmal nicht anders haben wollen, obgleich wir Alle es fest wissen und dann, weil wir Bescheidenheit, Demuth, Selbstbeherrschung und dergleichen für grosse Tugenden halten, während sie es nicht — wenigstens nicht unter allen Umständen — sind. Die Gränzen, auf der sie Tugend zu werden anfangen, sind schwer aufzufinden.« —

Wider alle Erwartung hörte ich diesen fröhlichen Geistlichen, der sonst nur Spässe zu machen liebt, so ernsthaft und strenge urtheilen. Einige seiner Meinungen erregen in mir eine Ueberlegung der Sache, mit der ich nicht zu Ende kommen

kann. Nur das Eine glaube ich vorläufig, dass Valerian Recht haben mag. —

Er erzählte mir ferner, dass ein Candidat selbst unter den allergünstigsten Verhältnissen und auch bei entschiedener Zuneigung des Prälaten oder der Conventualen dennoch nicht aufgenommen werden dürfe, wenn nicht auch alle canonisch festgesetzten Bedingungen erfüllt seien. Da die Bestimmung eines jeden in das Kloster Eintretenden sei, Priester zu werden, und Laienmönche im Benediktiner-Orden ebensowenig wie in allen geistlichen Orden höheren Ranges geduldet werden, so dürfe ein Candidat keinen einzigen der im *jus canonicum* bezeichneten Mängel an sich haben. Dahin gehören: der Mangel der legal vollzogenen Taufe, der Mangel einer wenigstens äusserlich erkennbaren Rechtgläubigkeit, der Mangel physischer Mannbarkeit, der Mangel ehelicher Eltern und der Mangel politischer Unbescholtenheit.

Demnach seien alle Ungetaufte, Juden oder Heiden, alle Ketzer und Protestanten, Castraten, uneheliche Kinder und alle polizeilich Bescholtenen von vornherein abzuweisen. Dass ein Candidat nicht verheirathet sein dürfe, verstehe sich von selbst.

Fast ebenso hinderlich wie die canonischen Mängel seien die Fälle, dass Einer übelriechenden Athem habe, an Epilepsie leide, verlobt sei oder sich grosser Schulden erfreue. Wenn Einer als Student Liebschaften gehabt habe, so komme es nicht viel in Betracht und auch nicht, wenn er ein fröhliches Temperament zeige. Schlimmer sei es dagegen, wenn er sich bei Zeiten als Trinker oder Spieler auszeichne. Später lerne er zwar das Trinken und Spielen viel gründlicher, ja er müsse es sogar lernen, um sich nicht abzusondern oder um nicht abgesondert zu werden; aber es erscheine denn doch bedenklich, wenn Einer schon mit grossen Anlagen für diese zwei bei Geistlichen sehr beliebte Exercitien heranrücke.

Was aber die geistigen Fähigkeiten betreffe, so fürchte

man die grossen und gewaltigen mehr, als man sie wünsche, weil sie gewöhnlich zur Anmassung, Ueberhebung und also zum Unfrieden führen. So'n Mittelding von einem guten, stillen und gesunden Kopf sei schon das liebste. — »Ja, ja, mein Lieber! — fügte Valerian mit zweideutigem Ernst hinzu — brauchbar und gut soll Einer sein, aber besser oder brauchbarer als seine Mitbrüder nicht. Das ist der Cardinalpunkt, um welchen sich alle Schwierigkeiten und Hindernisse des klösterlichen Friedens drehen. Eine solche Aufgabe zu erfüllen macht mir oft verfluchten Spass, aber bisher ist sie mir nur halb und halb gelungen. — Haben Sie denn schon allen Herren Ihren Kratzfuss gemacht? Bei mir waren Sie, soviel ich mich erinnern kann, noch nicht.« —

Ich antwortete, der Herr P. Prior habe mir gesagt, ich müsste mit den zwei andern Candidaten und nicht allein bei den Geistlichen die Aufwartung machen.

»Richtig. Nun, wenn Sie dann zu mir kommen werden, sollen Sie sehen, wie ernst und gnädig ich Sie aufnehmen werde. Wissen Sie auch, wie Sie sich dabei zu benehmen haben? — Ich will es Ihnen zeigen. So!« —

In demselben Augenblicke stand der herrliche, lebenslustige Mann da wie ein armer Sünder, den Kopf geneigt, die Augen traurig niedergeschlagen und beide Hände unter das Scapulir verborgen. Fast hässlich geworden, war er nicht wieder zu erkennen; doch gleich wieder nahm er sein offenes, ehrliches, lachendes Wesen an und war ein schöner, glücklicher Mann.

»Aber die Herren selber sind ja nicht so« — sagte ich mit aller Offenherzigkeit. —

»Ja, mein Lieber! die brauchen auch nicht mehr so zu sein. Der Candidat dagegen zeigt, was er kann, wenn's einmal Noth thut. Merken Sie sich das wohl, denn Sie scheinen mir die Sache doch ein wenig harmlos anzusehen. Man verlangt gewissermassen die Kunst der Verstellung und muss sich

Jeder darauf auch aus andern Ursachen verstehen. Ausserdem liegt immer ein Zeichen von Respekt und Unterwürfigkeit in solcher Haltung und Beide sind nicht nur angenehm, sondern auch für den Anfang gut. Sie können das in jedem Geschäfte der socialen Welt finden. Aller Anfang ist nur dann leicht, wenn man sich Andern unterwürfig zeigt.«

»Und hören Sie, diesen angehenden Schnurrbart putzen Sie ja recht bald sauber weg. Es ist zwar so gut wie gar nichts daran, aber Mancher unter uns könnte doch das Bischen falsch ansehen. Zur Einkleidung wird man Sie freilich ganz fein rasiren. Aber denken Sie lieber noch früher daran, sich ohne Haare auf den Zähnen zu zeigen. Bärte, die einstigen Zierden und volksthümlichen Abzeichen der Gottseligkeit, sind jetzt ein so weltlicher Artikel geworden, dass kein Geistlicher sich damit schmücken darf. Das Einzige, was in dieser irdischen Angelegenheit geduldet wird, ist etwas Backenbart, der aber nicht weiter als bis an das Ohrläppchen herabreicht. Was darüber hinausgeht, ist vom Uebel, und der Bischof als oberster Schirm- und Schutzherr aller ascetischen Tugenden leidet auch nicht ein Härchen über das Normalmaass.«

»Da ist im vorigen Jahre dem P. Modestus in Dingsda ein eigener Spass passirt. Weil sein Pfarrer nichts dagegen hatte, trug der liebe Amtsbruder einen schönen, langen Backenbart und pflegte ihn mit väterlicher Sorgfalt. Er kam mit dem Ding ordentlich in Ruf und hiess in der ganzen Gegend »der Kaplan mit dem saubern Backenbart.« Der Bischof, der seine Spitzeln hat wie jede Behörde, erfährt das. Auf einer Reise begriffen, macht er nun einmal einen kleinen Umweg und hält an einem schönen Mittage vor dem Pfarrhause an. Pfarrer und Kaplan sitzen eben beim Essen, als die Köchin ins Zimmer stürzt und athemlos meldet, unten halte der bischöfliche Wagen still und es werde nach ihnen Beiden gefragt. Der alte Pfarrer springt hinab zum Wagen, der Kaplan

ihm nach. Als sie vor den Bischof treten, sieht dieser sie ernst grüssend an und sagt: »Erschrecken Sie nicht, lieber Herr Pfarrer! ich will nicht bei Ihnen zu Mittag speisen und muss gleich wieder weiterfahren. Haben Sie einen Bader im Orte? — Ja? — Nun dann lassen Sie ihn holen und ich werde unterdessen ein wenig bei Ihnen eintreten.« — Der Pfarrer lässt eiligst den Verlangten rufen, und da er meint, Seine bischöflichen Gnaden wollen sich barbiren lassen, so muss die alte Köchin gleich alle nöthigen Anstalten dazu machen.« —

»Der Bader erscheint und der Bischof sagt zu ihm: Seien Sie so gut, dem ehrwürdigen Pater Modestus den Backenbart abzunehmen. — Erschrocken setzt unser Kaplan sich hin, und — ritz! ratz! hat der Barbier den schönen Bart auf seinem Finger. Darauf grüsst der Bischof mit angemessener Kopfneigung und fährt, ohne weiter ein Wort zu verlieren, davon. — Schauen S', so kann's einem edlen Backenbart gehen, wenn er grösser sein will als eines Mannes Orthodoxie.« —

»Auf den grossen Bildern, die im Kreuzgang hängen, haben alle Benediktiner sogar Schnurr- und Knebelbärte« — bemerkte ich lachend.

»Allerdings! erwiederte Valerian — früher gehörte der Bart zum Stiftsherrn, gerade so wie er jetzt nicht zu ihm gehört. *Tempora mutantur!* Also fort mit Ihren unter der Nase hervorstrebenden Jünglingen. Dafür können Sie Ihrem Kopfhaar eine grössere Pflege zuwenden. Nichts kann einem jungen Benediktiner und seinem kleidsamen Gewande besser anstehen, als ein gut geordneter Kopf und — blanke Stiefel. Wenn der Talar noch so sauber und der Mann noch so hübsch wäre, ein unschöner Haarwuchs und unsaubere Stiefel würden ihn widerwärtig und hässlich machen. Es geht uns darin ebenso, wie den hübschen Mädchen.« — Traurig blickte ich nieder auf meine weit ausgetretenen, alten und glanzlosen Stiefel die einzigen, die ich hatte. Auch Valerian warf noch ein-

mal einen Blick darauf und sagte: »Ihrem Haar mehr Form zu geben, ist leicht; auch den Stiefeln könnte mehr Wichse gegeben werden, aber was einmal verbraucht ist, kann nie wieder gut aussehen. — Bei der Einkleidung werden Sie Schuhe erhalten. Bis dahin ist es aber freilich noch lange und es mag Ihnen selber nicht angenehm sein, so unförmliches Zeug zu tragen. Wenn Sie indess nichts Besseres haben, will ich gern aushelfen. Es braucht Keiner darum zu wissen. Ich habe grossen Vorrath, denn ich halte was darauf. Kommen Sie deshalb morgen früh zu mir.«

Der Mann war zu freundlich und gut gegen mich, so dass ich kein Bedenken trug, sein Anerbieten anzunehmen. In jedem andern Falle würde ich darin eine Beschämung finden.

Am andern Tage ging ich, nachdem ich dem P. Novizenmeister die mir für jeden Tag auferlegte Visite gemacht, zu Valerian, der mich ohne alle Ziererei herzlich begrüsste. Er hatte ein Paar Stiefel schon bereit gestellt und nöthigte mich, dieselben sofort zu probiren, und da sie ganz vortrefflich passten, auch gleich anzubehalten.

Darauf sagte er, indem er mich zu einem Sitz am Fenster führte: »Ich bin nicht arm, bin es auch nie gewesen — dabei blickte er mit gleichgiltiger Miene um sich in seine zwei, reichlich und man möchte sagen vornehm ausgestattete Zimmer, in denen Alles vorhanden war, was Reichthum bieten, Liebe zur Bequemlichkeit verlangen und Sinn für Schönheit, Kunst und Geschmack erwarten kann — wünsche es auch nicht zu sein, aber ich kenne die Leiden der Armuth und nehme jene Rücksichten gerne, die sie verdienen. Leider thun das nicht nur wenige Menschen, sondern auch wenige Geistliche. Auch hier im Stift gilt der Wohlhabende mehr als der Dürftige, wenn es das Decorum nur halbwege erlaubt. Darum kann es wenigstens nicht schaden, wenn Sie Ihre Armuth so viel als möglich verheimlichen. Sie sind, wie ich gehört habe, mit einem Studenten-

Staatliche Bibliothek Passau

ränzchen auf dem Rücken angekommen; das hat bei Einigen schlechten Effect gemacht. Man sagt ferner, Ihre andern Sachen würden nachkommen. Wie verhält sich das?« —

Ich erklärte nun aufrichtig, dass ich auf die Worte des Herrn Prälaten hin mich eingerichtet habe. Bei meiner Aufnahme habe er ausdrücklich erklärt, ich brauche keine Habseligkeiten mitzubringen und würde hier Alles Nöthige bekommen. Das hätte mir auch ganz gut gepasst, denn meine pecuniären und sonstigen Verhältnisse seien sehr kleinlich.

Darauf erwiederte Valerian: »Die Sache ist so, wie der Prälat Ihnen gesagt hat, der übrigens auch keinen Armen zurückweisen wird. Dennoch aber haben Sie seine Worte zu genau genommen. Officiell und nach der Ordensregel sollen Sie alles, was Sie brauchen, hier erhalten; unsere Hausstatuten und ein uralter Gebrauch verlangen jedoch, dass Sie einiges schon mit hierher bringen, nicht als ob das Stift damit etwas ersparen sollte, sondern für den Fall, dass Sie etwa einmal vor abgelegter Profess freiwillig oder unfreiwillig wieder austreten würden. Alles das, was Sie hier erhalten haben, müssten Sie ja dann hier zurücklassen — was an sich ganz in der Ordnung wäre. — Davon hat Ihnen nun freilich der Prälat nichts gesagt. Er ist auch viel zu gut und grossherzig, um an derlei zu denken. Im schlimmsten Falle hilft er, und alle Angst hat dann ein Ende. Aber es kommt noch etwas ganz anderes in Betracht. Wir haben hier auch mehrere Herren, welche die Armuth nicht kennen, Söhne aus guten Bürger- und Bauerhäusern. Die machen sich ganz eigenthümliche Begriffe von armen Leuten und pflegen das Sprichwort im Munde zu führen: »Wer nichts hat, ist ein Haderlump; ordentliche Leute bringen's zu was!« —

»So empörend und kränkend ein solches Urtheil unter Umständen sein mag, es ist gangbar geworden, und wo es nicht ausgesprochen wird, lässt man es fühlen. Darum finden Can-

didaten aus wohlhabenden Familien wie überall auch hier leichter Eingang und ist manch Einer da, der vom Hause mehr Groschen als Verstand mitgebracht hat.

»Dann aber macht man noch ausser diesem Falle die traurige Erfahrung, dass selbst solche, die einst arm waren und im Stift so zu sagen wohlhabend geworden sind, ihre eigene Vergangenheit vergessen und grossthuerisch werden. Wie das kommt, ist freilich unbegreiflich; dass es aber so kommen kann, sieht man hier ebenso wie im grossen Weltgetreibe an vielen einzelnen Fällen. Wenn ein Bettler auf's Pferd kommt, wird er noch hochmüthiger als der darauf geboren worden.

»Darum sage ich auch, es wäre besser gewesen, wenn Sie nicht so armselig angekommen wären. Ein lumpig aussehender Student hat immer etwas Verdächtiges und daher auch ein armer.«

»Es wäre also gar nicht unmöglich — fügte er, in sein scherzhaftes Wesen zurückkehrend, hinzu — dass einer der Geldaristokraten hier Sie für zu arm erklärte, um das Gelübde der Armuth ablegen zu können. Doch will ich Ihnen rathen, sich's in solchem Falle nicht sehr zu Herzen zu nehmen. Die Welt ist gross und hat Platz genug für alle, die hier im Kloster keinen finden. Sollte Ihnen aber das Schicksal dennoch so gram — gewogen sein wollt' ich sagen, — und eine lebenslängliche Pension im Stift einräumen, so müssen Sie sich vor allem mit Geduld rüsten, um eine gewisse Missachtung zu ertragen, mit der Sie hie und da, vielleicht selbst von ihren Connovizen, die beide von wohlhabenden Leuten stammen, werden angesehen werden. Uebrigens will ich mein Bestes thun, um das Gerücht zu verbreiten, dass Sie nicht so gar arm seien. Schreiben Sie Ihren Eltern, sie möchten Ihnen bald einen grossen Koffer nachschicken, und müssten sie denselben mit Brennholz ausfüllen. Später heizen Sie damit hübsch ein und die Angelegenheit hat ein Ende. Steckt Einer nur erst mal in

der Kutte, dann kann er auch leicht seine wirkliche Armuth verbergen, gerade so wie man damit den Reichthum zudecken kann. Sehen Sie sich den P. Onufrius an; in seiner schäbigen Kutte könnten Sie ihn für einen sehr armen Benediktiner halten, und doch hat er einige Gulden und Metalliques irgendwo verborgen. Dagegen werden Sie, wenn Sie zu Gideon kommen und seine Einrichtung sehen, meinen, er sei wie ich von reichem Herkommen. Er war aber mal noch ärmer als Sie sind. Die Kutte deckt alles zu und gleicht alles aus.«

Wie dankbar bin ich diesem lieben Mann für seine Winke und Unterweisungen! Wie entzückend ist seine freundliche Theilnahme! Denke ich mir nun noch diese Seele vom Menschen in der Thätigkeit eines Geistlichen, in der Hütte des Armen, am Krankenbette des Nothleidenden, unter den Bedrängten seines Kirchspiels, — welchen Segen wird er spenden! Alle Priester mit Ansichten und Gefühlen Valerians, welch ein Glück wären sie für die Menschheit! — Ich bin hingerissen von der Liebenswürdigkeit dieses Einen der Mönche und will gern allen andern die Unarten vergeben, deren sie sich vielleicht mir gegenüber schuldig machen werden.

Meine beiden Collegen, die mit mir das Noviziat antreten, sind hier gewesen; der Aeltere, Sohn eines Fabrikanten in der Nachbarschaft, eine etwas kleine aber niedliche Figur, voll Beweglichkeit und Leben, mit höchst vergnüglichen Mienen und freundlich zuvorkommenden Blicken; der Andere, Kind reicher Bauern, eine hohe, schlanke Gestalt, mit hochmüthiger Haltung, blühendem aber etwas albernem Antlitz, das eben darum, weil es den Stempel geistiger Beschränktheit zeigt, trotz seiner regelmässigen Züge nicht für schön erklärt werden kann. Beide

machten auf mich den Eindruck, als ob sie in sich und mit sich vollkommen befriedigt wären. Sie kamen von ihrem ländlichen Aufenthalte auf einen Tag hierher, um die vor dem wirklichen Eintritt übliche Runde bei allen Klostergeistlicheu zu machen und diese um ein günstiges Votum für die im Capitel zu beschliessende Aufnahme zu bitten. Ich und sie, wir kamen grüssend an einander, wie in solchen oder ähnlichen Fällen junge Leute Bekanntschaft mit einander zu machen pflegen. Obwohl mich das Gefühl beseelte, ihnen beiden, wenn es darauf ankäme, vielleicht an geistigen und sittlichen Kräften überlegen zu sein, war ich doch in ihrer Gesellschaft etwas befangen, während sie es in der meinen nicht waren. Sie schienen sich hier auf vollständig sicherem Boden zu befinden. Mich dagegen bewegten allerhand Gedanken; die Winke, welche ich bereits erhalten, der Ernst und die Folgen dieser ganzen Angelegenheit, Erinnerungen an manche ungerechte Behandlung, welche sich die Nationalitäten gegen einander, Deutsche gegen Slaven und diese gegen jene zu erlauben pflegen, — Alles wirkte so niederbeugend auf mich, dass ich nicht nur die gewohnte studentische Dreistigkeit ganz verlor, sondern auch — um es in ein Wort zu fassen — mich anfangs in dieser Gesellschaft unbehaglich fühlte. Indessen trat später der Gedanke versöhnend dazwischen, dass sich ja im klösterlichen Zusammensein die Selbstverläugnung lernen und üben lassen werde; durch sie wird es — glaube ich — möglich gemacht, selbst neben einem Feinde in Ruh und Frieden zu leben.

Wir machten mit einander die Runde und zwar — wie angeordnet worden — nach der im Kloster herrschenden Rangordnung zuerst bei dem Prälaten, Prior und Senior, dann bei jedem Einzelnen nach dem klösterlichen Alter, vom Senior bis zum Jüngsten hinab, bei jedem, der durch Ablegung der drei Gelübde wirkliches Stiftsmitglied und stimmberechtigter Capitular

geworden ist. Jeder wurde in seiner Wohnung aufgesucht; eine zufällige Begegnung durfte nicht benutzt werden. Mein kleiner Fabrikant, unter uns dreien der Aelteste nach dem Datum des Aufnahmegesuchs gerechnet — ich bin der Jüngste und demnach der Letzte — mein kleiner Senior also hatte überall den Vortritt und führte das Wort, während wir beiden Andern nichts anders zu thun hatten, als uns stumm zu verneigen und hinter unserem kleinen Anführer aus- und einzugehen. Mir fiel noch als Jüngsten und Letzten das Amt zu, die Thür zu schliessen, wodurch ich stets zur Anredeverbeugung zu spät kam. Dafür war ich immer wieder der Erste, der davon ging.

Jeder der Geistlichen sagte nach Anhörung des von Seite unseres Wortführers gleichförmig eingerichteten Vortrags irgend eine nicht viel verheissende, mehr oder weniger freundliche Floskel, und in einer Minute war solch eine Visite abgemacht. Nur bei Valerian nicht. Der machte allerhand Spässe, nannte uns geistliche Rekruten und Musketiere der himmlischen Königin, beklagte sich über unsere ungleiche Grösse und die schiefe Linie, in der wir aufmarschirt seien, wünschte, dass uns das Stiftscommissbrod wohl bekommen möge und dergleichen mehr. Er war auch der Einzige, der uns bis vor seine Zimmerthür geleitete. »Das ist doch mal Aner, der 'n Menschen behandelt, wie sich's g'hört« — meinte halblaut der Bauersohn und warf sich etwas mehr in die Brust. Der Senior aber grinste ihn freundlich lachend an und schwieg.

Gideon empfing uns steif und strenge. Höchst gutmüthig war der P. Gastmeister, ohne jedoch viel mit uns zu sprechen. Da seine Redseligkeit wohl bekannt ist, muss es mir allerdings auffallen, ihn bei dieser Gelegenheit so schweigsam gesehen zu haben. — P. Albin, den ich am Tage meiner Ankunft zu allererst im Walde und dann nicht mehr gesehen hatte, hielt, als wir bei ihm eintraten, ein Taschentuch vor

den Mund, liess den Senior kaum aussprechen, machte eine kleine Verbeugung und ging in sein zweites Zimmer. Da wir uns gleich wieder entfernten, war ich als der zuletzt Eintretende in seinem Zimmer nicht einmal auf beide Füsse zu stehen gekommen. Meine Collegen schienen von diesem Betragen nicht überrascht zu sein. Sie mögen vorher gewusst haben, wie es der »wilde« Herr sonst zu machen pflegt; aber auf mich wirkte diese kurze Scene in ganz eigenthümlicher, ich möchte sagen erschütternder Weise. — Unser künftige Novizenmeister hatte uns auch kurz aber doch mit einigen Worten abgefertigt: »Mein Vot brauchen S' später nothwendiger als jetzt; führen Sie sich darnach auf.« —

Als wir unsere Runde gemacht hatten, schlug der Senior vor, ins Refektorium zu gehen und zu frühstücken; er sei durstig geworden. Wir gingen dahin. Der anwesende Conventdiener musste uns Wein und Brod bringen, und der Senior bezahlte mit der Versicherung, das hätten wir nicht etwa als »Einstand« anzusehen, er werde sich als Senior bei uns nicht so lumpig einführen. Die Gläser erklangen und ich trank auf glückliche Bekanntschaft, was die Beiden einander zweideutig zulächelnd erwiederten. Der Senior schlug vor, uns von nun an wechselseitig zu dutzen und brachte auch sofort seinen Vorschlag zur Anwendung, gleich als ob sich unsere Zustimmung von selbst verstände. Nach und nach erwärmten wir uns für einander — wie mir schien — und trennten uns erst, als die Conventdiener anfingen die Tafel zu decken.

Heute bezog ich ein mir innerhalb der Clausur angewiesenes Zimmer. Zelle kann ich es wegen seiner passabeln Grösse nicht wohl nennen. Ueberhaupt darf in einem so reich und

gut ausgestatteten Stifte von engen Klostergemächern, wie sie in alten Zeiten gang und gäbe waren oder wie man sie theilweise jetzt noch bei Mönchen niederer Gattung vorfinden soll, nicht die Rede sein.

Was nun dieses Zimmer betrifft, das ich soeben mit dem Gastzimmer vertauschte, soll dasselbe mir zum Aufenthalte während des Probejahrs dienen. Es ist acht Schritte lang, sechs breit und hat eine hohe Wölbung. Ein Fenster gewöhnlicher Grösse gewährt freundliche Aussicht auf die Conventgärten und in die waldbedeckten Berge. In diesen vielfach getheilten, mit einer etwa 12 Fuss hohen Mauer umgebenen Klostergärten soll auch mir eine Abtheilung zur eigenen Pflege und Bearbeitung zufallen. Das herbstliche Aussehen lässt mich darüber im Zweifel, wie sorgfältig diese Gärtchen gepflegt worden sein mögen; einige unter ihnen scheinen etwas verwahrlost zu sein, während andere das Gegentheil verrathen.

In meinem Zimmer sieht es ziemlich einfach aus. Die ganze Ausstattung besteht aus einer Bettstelle mit ordinären Betten, einem kleinen Tische, zwei Stühlen, einem Knieschemel, Wäschkasten und Waschtisch, auf welchem letzteren ein irdener Wasserkrug nebst gleichem Waschbecken steht. Auf dem Knieschemel liegen die vier dickleibigen Gebetbücher oder Breviere, für jede Jahreszeit Eines, die mir vom P. Novizenmeister zum Studium übergebenen Bände und einige andere in Schweinsleder gebundene Schriftwerke, deren Inhalt ich noch kennen lernen soll.

Die Wände sind kahl; mit ihrer weissgrauen Farbe harmonirt der helle Oelanstrich von Thür, Fenster und Möbeln. Alles grau in grau. In der Thüre finde ich eine kleine Klappe, von aussen zu öffnen und von innen nicht zu schliessen. Sie ist nicht grösser als nöthig, um mit einem Auge das ganze Zimmer zu übersehen und mich in meiner Einsamkeit zu belauschen. Sie macht auf mich keinen angenehmen Eindruck,

denn dieselbe Einrichtung findet sich in Strafanstalten und Gefängnissen.

Wenn ich an Valerians mit den schönsten Möbeln und Bequemlichkeiten ausgestattete Wohnung denke, dann ist die meine allerdings sehr, sehr armselig; aber ein armer Student, wie ich, ist an solche Einfachheit so vollständig gewöhnt, dass sie ihm durchaus nicht weh thut. —

Ganz genau wie bei mir sieht es bei meinen beiden Collegen aus; die Gleichförmigkeit der ganzen Einrichtung scheint absichtlich, die Einfachheit gesucht zu sein. Ob es den Beiden ebenso gleichgiltig ist, wie mir, und ob sie nicht an Luxus oder Bequemlichkeiten gewöhnter sind, ist wohl keine Frage.

Als wir unsern zweimaligen Umgang bei allen Mönchen zu machen hatten, gab es Gelegenheit, einige eilige Blicke auf die Beschaffenheit ihrer Wohnungen zu werfen, und die grösste Mannigfaltigkeit in Bezug auf Comfort und Einrichtung zu bemerken. Zellenartig und armselig im Sinne alter Zeiten ist keine derselben. Jeder Mönch hat mindestens zwei geräumige Zimmer, von denen er aber in der Regel nur eines bewohnt. Die Officialen haben deren mehr. In der Einrichtung und Ausstattung unterscheiden sich die älteren Herren von den jüngeren ungefähr so, wie überhaupt Alter von Jugend. Jene haben meist alte Sachen um sich, ohne jedoch etwas von dem, was zur Bequemlichkeit oder zum Vergnügen dient, zu entbehren. Bei den jüngern dagegen sieht Alles neu und modern, oft nur luxurios und unnöthig aus.

Ich weiss zwar vom Hörensagen, dass trotz aller Gelübde an eigentliche Armuth in keinem der Stifter und Klöster zu denken sei, und erwarte auch hier nicht, irgend welche Zeichen von Dürftigkeit zu sehen; aber ich bin doch durch den grossen Aufwand überrascht, den einige der jüngeren Geistlichen machen, die die Mittel dazu vom Hause aus erhalten mögen. Wenigstens hatte ich, ehe ich ihn hier sah, von

diesem Luxus keine Ahnung. Nur wenige der jüngeren Mönche, vielleicht zwei, haben in ihren Zimmern leere Stellen, kahle Wände und gemischte, nicht zusammenpassende Möbel. Dagegen sah ich bei Andern eine für meine bescheidenen Ansprüche seltsame und übermässige Pracht. Mit schwerem Seidenstoff bezogene |Sophas und Stühle, elegante, wahrscheinlich von zarten Händen gestickte Polster, vergoldete Tische mit geschweiften und kunstvoll geschnitzten Beinen, feine Bücher-Repositorien oder Schränke, auf denen stellenweise anstatt Büchern Silberzeug und Porzellan-Vasen stehen, grosse Spiegel in Goldrahmen, reiche Fenstergardinen, an den Wänden werthvolle Bilder, daneben Jagdflinten, Meerschaumpfeifen und dergleichen. Alles das erregt mein gerechtes Erstaunen. Doch — wie gesagt — thut mir die Armuth in meinem Zimmer nicht weh und ich habe — wäre ich seiner bedürftig — den Trost, dass auch mir eine bessere Zukunft entgegenlacht, als die Vergangenheit war.

Der Tag der Einkleidung rückt heran. Meine zwei Noviziatsgenossen sollen morgen eintreffen und übermorgen die vorbereitenden Exercitien beginnen. Soeben theilte mir der gute Prior, den ich besucht und wie immer am Tische neben seinem Zeisig sitzend gefunden habe, mit, dass das versammelte Capitel fast einstimmig beschlossen habe, die drei Candidaten, welche der Herr Prälat vorläufig aufgenommen hatte, zum Noviziat zuzulassen. Einige Redereien habe es zwar gekostet; aber das sei gewöhnlich so. Einmal gebe es viele Köpfe und Sinne und dann seien die gescheitesten gewöhnlich auch die unruhigsten und unfriedlichsten. Die hätten immer etwas zu opponiren und thäten es schon darum, um zu zeigen, dass sie manchmal auch

was zu sagen haben und der Abt nicht immer und überall der Allmächtige sei. —

Bei diesen Andeutungen erinnerte ich mich an Einiges von dem, was mir Valerian schon früher einmal gesagt hatte und ich fragte den guten Prior, ob gegen meine Aufnahme viel eingewendet worden sei. Er meinte, meine vorzüglichen Studien-Atteste hätten die Wenigen bald zum Schweigen gebracht, die immer und ewig gegen Aufnahme solcher Candidaten eiferten, welche nicht pure Oesterreicher seien. Das wäre aber immer gewesen; die Böhmen und Mährer hätten immer zu leiden; er selber sei auch Böhme von Geburt und hätte deshalb immer, sogar jetzt noch im hohen Alter, mancherlei Sticheleien anzuhören. Das sei einmal nicht anders im grossen Kaiserthum Oesterreich. Der Deutsche halte den Slaven von vornherein für falsch und diebisch, der Böhme den Deutschen für einen Grobian und Dummkopf. Daher die vielen wechselseitigen Spitznamen. Am Ende aber — meinte gutmüthig der Prior — müssten Alle einander ertragen; sie hätten Einen Gott, Einen Kaiser und Eine Zukunft. »Da unten — fügte er hinzu — wenn sie in der Gruft neben einander liegen, machen sie sich keine Vorwürfe mehr und geben Ruhe; aber hier oben beissen sie sich. Wozu? Gelt, du kleiner Spirifax mit der gelben Weste! Du beisst Keinen. Schauen S', wie er auch frägt: Wozu? Er verträgt sich mit allen Leuten. Freilich hat er auch seine Feinde, die Katzen.«

Darauf wendete sich der Prior zu mir und sagte: »Nun müssen Sie heute oder morgen wieder bei allen Conventualen die Runde machen und sich für die Aufnahme bedanken. Thun Sie's aber nicht allein; gehen Sie alle drei miteinander. Im Noviziat müssen Sie überhaupt nichts für sich allein unternehmen; es könnte Ihnen sonst so ausgelegt werden, als ob Sie sich vor den andern Zweien auszeichnen wollten. Das müssen S' immer vermeiden, wenn Sie Ruh haben wollen. Der

Neid hält im Kloster Tag und Nacht die Augen offen; *tamquam leo rugiens circuit, quaerens quem devoret.*«

Er schwieg nun eine Zeitlang, ganz ernsthaft vor sich hinblickend, stand auf, um im Zimmer auf und ab zu gehen, und mahnte dann wohlwollend, es nicht als eine blosse Redensart anzusehen, sondern wirklich aller Eitelkeit zu entsagen, denn die bereite jedem, der mit Klosterleuten zusammen leben müsse, unendlichen Verdruss. Ueberhaupt müsse Einer hier einen ganz neuen Menschen anziehen und nicht etwa bloss eine neue Haut. Die Einkleidung deute nur auf eine solche Umwandlung, in Wirklichkeit müsse sie geistig geschehen. Das neue geistliche Kleid dürfe den Weltmenschen nicht bloss verbergen; es sei auch nicht dazu da, die Leute zu betrügen. Nicht der Rock allein, der ganze Mensch müsse *secundum Deum* werden. — Darum erhalte auch jeder Eingekleidete sogar einen neuen Namen und müsse den alten ganz ablegen. Der Taufname habe dann keinen besondern Werth mehr, und selbst der Familienname werde nur noch höchst selten genannt in den wenigen äusserlichen Verhältnissen, in denen der Mönch als Unterthan des Staates lebt und bleibt. Hier werde der Elternname nicht genannt, weil der Geistliche auch Vater und Mutter verlassen habe, um Christi Jünger zu werden.

Plötzlich änderte der gute Mann den Predigerton und, indem er vor mir stehen blieb, sagte er neckisch: »Was für 'n Namen Sie bekommen werden, kann ich Ihnen nicht sagen, denn ich weiss ihn noch selber nicht. Der Herr Prälat wählt ihn nach Belieben und nennt ihn nicht früher als im Momente der Einkleidung. Aber Sie können beruhigt sein, denn ein heiliger Name ist's gewiss. Ich denke mir, dass der Herr Prälat es damit so halten wird, wie sonst; er wird Namen von verstorbenen Mitbrüdern, die ihm besonders lieb oder achtenswerth waren, bestimmen, um ihr Andenken aufzufrischen; Namen von Leuten, die 'mal unter uns gelebt haben, an die wir aber nicht

gerne erinnert werden, verfallen der Vergessenheit. Wer möchte auch gerne so heissen, wie irgend ein böser Mensch, Sträfling, Trinker und sonst was geheissen hat. Auch das Volk sieht Einen darnach an. Im Namen liegen die grössten Vorurtheile. Und mit dem Volk haben wir als Priester gar viel zu thun. Von seiner Lieb' und Achtung hängt alles ab, was wir vornehmen und was wir haben. Dazu hilft ein hübscher und seltener Name oft nicht wenig. Ich weiss aus meinen frühern Jahren, dass die Bauern, wenn sonst nichts im Wege war, das Messgeld lieber zu einem Pater Gabriel oder Julian und Aemilian hinbrachten, als zu Einem, der so hiess wie sie selber: Paul, Franz oder Georg. Ja, ja! Lachen S' nicht; es ist kein Spass. — Bei einem hübschen Namen ist der Mensch auch viel zufriedener als bei einem hässlichen. Was für einen Aerger würden Sie zeitlebens haben, wenn Sie sich müssten Thaddäus oder Jonas oder Habakuk nennen lassen! So hat Alles seinen Werth und seine Bedeutung.«

Die Exercitien haben begonnen. Sie bestehen ausser einem mehrmaligen Kirchenbesuche und einigen Andachtsübungen in schriftlicher Ausarbeitung aufgegebener Betrachtungen. Wir kommen den erhaltenen Weisungen genau nach. Jeder sitzt in seinem Zimmer allein, liest, schreibt, declamirt oder schweigt und grübelt vielleicht, wie ich, der Vergangenheit und Zukunft nach.

Die schriftlichen Aufsätze sind weder gross noch schwierig. Sie scheinen den Zweck zu haben, aus uns den sogenannten Weltgeist, oder vielleicht überhaupt den Geist, jedenfalls aber den Universitätsdünkel auszutreiben und neue Ideen in unsere Denkungsart einzuführen. Theilweise und nach aussen hin wird

— was mich betrifft — dieser Zweck auch sicher erreicht werden. Ich schreibe in den mir auferlegten Meditationen mancherlei mir ganz fremde Gedanken nieder, Gedanken sogar, die ich nicht nur für geist-, sondern auch für herzlos halte. Sie sind nicht mein Eigenthum; ich sehe sie als fremde Gäste an, und behandle sie wie sichere Boten der kommenden Selbstverläugnung und Demüthigung.

Die Themata, welche ich zunächst — an jedem der drei Tage Eines — zu bearbeiten habe, und die — wie der P. Novizenmeister sagte — Reverendissimus selber ausgewählt hat, sind folgende:

1. Der uralte, durch göttliche Offenbarung empfohlene, durch Ueberzeugung vollkommener Menschen geheiligte Glaube, dass das weltliche Leben voll Eitelkeit und Vergänglichkeit ist, die klösterliche Einsamkeit und Entsagung dagegen allein zu aller Vollkommenheit führt, erfüllt nun auch mich und leitet mich zu der neuen Bahn, die ich zu betreten entschlossen bin.

2. Der Mensch ist und bleibt durch seine Schwächen und Verirrungen verächtlich und niedrig; nur eine sein natürliches Wesen vernichtende Lebensweise erhebt ihn zu den Sphären der Heiligen und Reinen.

3. Die wahre und einzige Jüngerschaft Jesu, deren ein Mönch gewürdigt werden kann, besteht in einer lebenslangen Zerknirschung und Busse.

Da diese Grundgedanken der schriftlichen Auseinandersetzung meiner gesammten Lebensanschauung vollständig fremd sind und ich mich damit auch nicht befreunden kann, so bleibt mir nichts anderes übrig, als alle die Redensarten und Aussprüche alter Glaubenszeiten, wie ich sie in den mir zur Hand liegenden lateinischen Werken lese, zu sammeln, zu ordnen und niederzuschreiben. Dies geschieht mit einigem Leichtsinn; ich sehe, dass hie und da so Manches nicht recht passt. Doch wenn ich mir selber meine Arbeit vorlese, klingt alles so

erbaulich und erhaben, dass mir zu Muthe wird, als röche ich puren Weihrauch heraus. Ist solche Thätigkeit gegen Lust, Bewusstsein und Fähigkeit nicht Selbstverläugnung? Selbsterniedrigung? Demüthigung? — Ich halte dafür.

Mehr noch wartet meiner am dritten Tage. Da muss ich zur Beichte gehen. Was ich alles bekennen werde, weiss ich noch wahrlich nicht. Milder erscheint mir diese Aufgabe durch den Gedanken, dass ich einen guten Mann, den Prior, zum Beichtvater haben werde. Er ist uns vom P. Novizenmeister als derjenige genannt, den wir uns freiwillig erwählen sollen. Den hätte ich mir ohnehin gewählt oder den P. Valerian. Diesen Beiden könnte ich alle meine Schwächen gestehen. Was ich jedoch nicht sagen zu dürfen glaube, werde ich wohl trotzdem verschweigen müssen. Ist Verschwiegenheit eine Unwahrheit? Im gewöhnlichen Leben nicht, aber im Beichtstuhl. In den die Beichte einleitenden Worten steckt die Unwahrheit, wo man verspricht, alle seine wissentlichen und unwissentlichen Sünden zu bekennen. — Kann man sich da nicht helfen? Ich denke, indem ich aus der Einleitung jene Worte weglasse. — Ob es aber angeht? Will sehen.

Wenn ich an die morgige Beichte denke, stört die Erinnerung an einen Act studentischen Uebermuths nicht wenig meine Seelenruhe. Soll ich Ihnen, bester Freund, die alberne Geschichte erzählen. Zeit habe ich dazu in Ueberfluss, denn mit meinen Aufgaben bin ich fertig und der Tag ist um die Hälfte länger als sonst. Ausserdem hängt an dieser Erinnerung auch der Kern aller jener tragischen Verwicklungen, die mein Geschick kennzeichnen. Da ich ohnehin meditiren soll,

so kann ja das auch dafür gelten, dass ich — reuig — meiner Vergangenheit nachsinne.

Um mich Ihnen verständlich zu machen, ja, um den losen Sinn meines Wesens zu erklären, der sich auch hier in allen meinen Mittheilungen ausspricht, muss ich etwas weit ausholen.

Schon seit meinen Kinderjahren trage ich mich mit einer Art Abneigung gegen Alles, was nach Kirche und Priesterthum riecht. Sie staunen vielleicht und fragen mit Recht, nicht nur, woher dieselbe komme, sondern auch, wie ich glauben könne, mich in ein Wesen hineinzuleben, dem ich abgeneigt sei. Diesmal will ich nur auf die erstere Frage antworten.

Woher? weiss ich so recht genau selber nicht und habe nur Muthmassungen. Das Eine behaupte ich, dass diese meine Abneigung, wie sie sich im Laufe der Jahre befestigt hat, nicht vereinzelt da steht. Unter Studenten und Gymnasiasten ist sie — wie ich sicher weiss — häufig und ich glaube, dass der Keim dazu durch die eigenthümliche Art der Erziehung gelegt wird, welche diese junge Menschheit zu erhalten pflegt. So wurden wir als Kinder schon in den niedersten Schulen zum Beten und Kirchenbesuch mit grosser Strenge angehalten oder vielmehr gezwungen, und dauerte dieser Zwang fast die ganze Jugendzeit hindurch. Die Religiosität, die dadurch bei einem ansehnlichen Theil der mir bekannten Mitschüler und Gespielen bewirkt wurde, war nur eine Treibhauspflanze und kein natürliches, im Wetter und Klima ausdauerndes Gewächs. Waren es schon die kindlichen oder waren es erst die jugendlichen Gefühle, welche da — man muss sagen — ununterbrochen verletzt wurden, genug, die meinen waren und blieben verletzt.

So denke ich an die 6 Jahre des Gymnasiums, wo ich tagtäglich morgens mit der ganzen Heerde zur Messe geführt wurde, ohne dass ich dazu je einmal wirkliches Bedürfniss gefühlt hätte. Und wie schlimm, wenn ich einmal ausgeblieben

oder zu spät gekommen wäre! Die Strafen, welche darauf standen, waren fast verhängnissvoll zu nennen, denn ein solches Verschulden konnte die begonnene Laufbahn zerstören.

Viermal des Jahres mussten wir beichten; wir, ganze oder halbe Kinder, die oft im Grunde genommen nichts zu beichten hatten, wenn kindisches Wesen und Unwesen unvermeidlich, natürlich, und daher nicht sündhaft ist. Wie selten kommen bei Kindern wirkliche Sünden vor, Sünden, die sie in voller Zurechnungsfähigkeit begangen haben, deren Schuld sie mit Bewusstsein tragen!

An so manch einem schönen Tage, wo wir mit unsern Gedanken lieber vor die Stadtthore eilen mochten, um Ball zu spielen oder Schmetterlinge zu fangen, brachte man die ganze Mannschaft von 6 bis 700 Köpfen — denn so besetzt war damals das Gymnasium — in die kleine Kapelle und schloss dieselbe hinter uns ab, damit sich keiner früher, als bis alle gebeichtet hätten, davon schleiche. Dann wurden viele Gebete der Reue und Busse vorgebetet und endlich hiess es, Einem der zehn oder zwölf Schwarzröcke, die hie und da zerstreut, von Knaben dicht umkniet, auf Stühlen umher sassen, aus dem im Gebetbuche bereit liegenden Normal-Sündenzettel beichten. Und was beichteten wir?

Ein grosses, langes Register von allerhand Kleinigkeiten war uns vorher diktirt worden. Daraus hatte Jeder zu wählen, was er für passend halte. Da hiess es denn bei mir gewöhnlich: Ich habe mein Morgengebet ein oder zehnmal zu eilig gesprochen oder ganz und gar unterlassen; ich habe mein Abendgebet im Einschlafen verrichtet; ich habe die Namen Jesus, Maria so und so oft unnöthiger Weise ausgesprochen; ich habe an gebotenen Fasttagen Verlangen nach Fleischspeisen gehabt u. s. w.

Der Priester hörte das mit der grössten Gleichgiltigkeit an — wie auch billig — und beeilte sich, Jedem einiges von

Gottes Zorn und menschlicher Besserung zuzuflüstern — denn leise musste die ganze Verhandlung geschehen, wenn nicht nachher unter uns Schülern allerhand Neckereien statt haben sollten. Endlich erhielt jedes Männchen mit der Absolution als Busse die Aufgabe, ein Paar Vaterunser kniend abzubeten. War nun Einer für seinen Theil fertig, musste er dennoch mit allen Andern bleiben, um zum Schlusse die vorgebeteten Danksagungen und guten Vorsätze gemeinsam nachzusprechen. So ging der ganze Nachmittag bis zum Abend in dieser kirchlichen Haft dahin. Herr Jesus! wie hab ich mich da manchmal geärgert und wie weh that mir der Verlust kostbarer Zeit! —

Am andern Vormittage wiederholte sich die Geschichte; die Heerde wurde zur Communion geführt. Ausser dem Nachbeten von allerhand Vorstellungen und Versicherungen, die uns nicht vom Herzen kamen und auch nicht einmal dem kindlichen oder jugendlichen Charakter angemessen zu sein pflegten, hatten wir nicht viel zu thun. Die eigentliche Communion dauerte kaum eine halbe Minute. Aber wir mussten beisammen bleiben, bis dann gegen Mittag gemeinsame Gebete, die von uns ebenfalls nachgesprochen wurden, der Andacht ein Ende machten. Das waren nun zwar immer für uns zwei rechte Busstage, nur aber nicht im kirchlichen, noch viel weniger im religiösen Sinne, und ihre Nachwirkung war, wie ich annehmen zu müssen glaube — jene dauernde Abneigung, deren ich oben erwähnte und die noch in mir vorhanden ist. Sie konnte auch nicht aufhören, weil der kirchliche Zwang fortdauerte. Selbst die ersten Universitätsjahre waren davon nicht frei.

Wie froh war ich, als ich endlich so weit emporgekommen war, dass ich hoffen konnte, meine künftige Laufbahn werde mir die erwünschte Freiheit geben. Da ich Medizin studiren wollte, stand sie in naher Aussicht. Schon jubelte ich, dass die Beichte, welche ich — es sind erst wenige Monate her —

zum Schlusse des letzten Cursus zu verrichten hatte, die allerallerletzte meines Lebens gewesen sei. Doch diese Freude dauerte nur wenige Tage. Es war die Mutter, die ihr ein so schnelles Ende machte, und nun werde ich wohl nicht nur beichten müssen, sondern noch vielmehr Beichte hören, was ich mir ebenso schwer vorstelle. O, es giebt eine Nemesis! —

Doch ich will meine Mittheilung vervollständigen und Ihnen aus wahrem Vertrauen selbst jene Schwächen eingestehen, deren ich mich zu schämen habe.

Es war heuer am 4. Juli, an dem Tage, an welchem wir dem Religionsprofessor unmittelbar vor dem beginnenden Schlussexamen die Beichtzettel abzuliefern hatten. Beichtzettel sind schriftliche Bescheinigungen über vollzogene Beichte und Communion. Von zehn zu zehn Wochen war jeder Akademiker verpflichtet, in irgend einer der Stadtkirchen — nach eigener Wahl — irgend einem Priester zu beichten und zugleich von ihm — im Nothfall auch von einem Anderen — die Communion zu empfangen. Wer etwa nicht die nöthige Zahl Beichtzettel beizubringen im Stande war, konnte zum Examen nicht gelangen und demnach auch nicht auf die zur Fortsetzung der Studien nöthigen Zeugnisse rechnen.

Nun giebt es zwar in den Kirchen gedruckte, allgemein lautende Beichtscheine für das Volk, die auch ohne Beichte leicht zu bekommen sind. Derlei durften wir nicht bringen. Sie wurden zurückgewiesen und solche gefordert, die mit Nennung aller Spezialitäten, des vollständigen Namens, des bestimmten Tages und mit der eigenhändigen Unterschrift des Beichtvaters versehen waren. Warum? Um Unterschleife und Betrügereien von Seite — gottloser Studenten zu verhüten, die wohl manchmal und zwar in auffälliger Weise stattgefunden haben.

Unser Religionsprofessor kontrollirte diese Beichtscheine mit aller möglichen Strenge und schickte solche, die ihm ver-

dächtig vorkamen, den betreffenden Beichtpriestern zur Anerkennung ihrer Unterschrift zu.

Auch durften wir bei den Gulden-Paters im Dom nicht beichten; das sind Priester, die aus gewissen, dem Volke unbekannten Gründen auf disciplinarischem Wege pensionirt, davon leben, dass sie täglich für die Messe, die sie lesen, einen Gulden bekommen. Da dieselben kein anderes regelmässiges Einkommen haben, so geriethen sie — ob mit Recht oder Unrecht, kann ich nicht sagen — in den Ruf, für wenig Geld Beichtscheine an Studenten zu liefern.

Trotz aller dieser Vorsichtsmassregeln fehlte es nicht an einzelnen Fällen, in denen kleine, fein ausgedachte Unregelmässigkeiten vorfielen. Ich weiss deren einige, die aber weiter nicht entdeckt worden sind.

Also am Tage vor meinem Examen hatte ich die zwei legalen Beichtzettel in der Hand, als ich in den Hörsaal eintrat. Der den Stunden einer Vorlesung gewöhnlich vorhergehende Lärm der anwesenden »Herrn Philosophen« — so werden bei uns in Oesterreich die Schüler der ersten zwei Universitäts-Lehrjahre genannt — schallte mir auch an diesem Tage entgegen. Die Einen pfiffen, schrien oder sangen, die Andern balgten sich oder polterten mit Stöcken und Füssen. An der Thür stand gewöhnlich ein Häuflein Muthwilliger, die den Ankommenden, wenn sie nicht Mützen sondern Hüte trugen, diese antrieben. Wer sich nun dem allgemeinen Lärm oder wohl gar Misshandlungen nicht aussetzen wollte, musste auf dem Corridor oder im Hofe die Ankunft des Professors erwarten, die dann dem gemeinen Treiben ein Ende machte.

Nur Einzelne wussten soviel Respekt einzuflössen, dass man sie wenigstens muthwillig nicht zu beleidigen wagte; zu solchen zählte auch ich mich und trat in den Hörsaal. Mein Nachbar auf der Collegienbank und Namensvetter, ein guter, ehrlicher Freund und eminenter Student, begrüsste mich nach

Studentenart. Als er die Beichtzettel in meiner Hand sah, sagte er lachend: »Also wirklich zum letzten Male? zum allerletzten Male?« — »Ja, Gott sei Dank! antwortete ich — zum allerletzten Male, so wie ich Euch gesagt habe.« — Ein paar Bekannte traten hinzu und horchten, als mein Freund sagte: »Nun, ich hoffe, dass es auch bei mir für immer abgethan sein wird. Mein Freund und ich — so wendete er sich erklärend an die Umstehenden — wir haben uns so zu sagen das Wort gegeben, allem Kirchenthum so viel als möglich aus dem Wege zu gehen. Ob's wirklich ausführbar sein wird, ist freilich *altera res.*« — »Bei mir ist es gewiss, sagte ich froh, ich könnte darauf schwören.« — Indem ich das sagte, trat Einer der Umstehenden, ein lustiger Bursche, der gerne Witze machte, an mich heran und rief: »Schwören wollt. Ihr? Ihr wollt schwören? Wie heisst?« — Dann sang er mit emporgehobenen Armen und Don Ottavio nachäffend: »Ich schwör's bei meinem Leben, ich schwör's bei meiner Ehre. Schwört — declamirte er weiter — wenn Ihr den Muth habt, hier auf diesem heiligen Catheder.« — Dann sprang er hinauf zum Professorensitz, schlug mit dem Stock aus allen Kräften auf das Pult, und als Alles hinhorchte, rief er mit Heftigkeit in die Menge hinein: *Silentium! Silentium!* und zum dritten Mal *Silentium! Admodum reverendus, perillustris ac doctissimus Dominus noster* . . . wird im nächsten feierlichen Augenblicke den schrecklichen Schwur ablegen.« — »Meine Herren, nur keine Verschwörung!« rief Einer dazwischen. — »Dummes Zeug!« schrie ein Anderer dagegen. — »Was will er beschwören?« brüllte ein Dritter. »Er will sich dem Satan verschwören« — antwortete der Erste. »Oder was dasselbe ist, er will das Pfaffenthum abschwören« — corrigirte der Andere. »Bravo — applaudirte die Menge — er schwöre, wir schwören mit!« — »Aber er hat keine Courage! — schrie wieder Einer dazwischen — seht Ihr, wie er bebt und zittert?« — »Nichts da — ant-

wortete der Chor — wir wollen schwören. Also vorwärts! *Exurge Domine!*« —

Ich bestieg lachend das Catheder und erklärte, dass ich mir bloss vorgenommen habe, nicht mehr zur Beichte zu gehen. »Oho, oho — jubelte und klatschte die Menge — einverstanden! bravissimo! wir auch! aber schwören müssen wir.« — »Von heute an — rief ich, die rechte Hand feierlich erhebend — wollen wir keinem Priester beichten.« — »Aber einer Priesterin« — riefen Einige. »Das will ich nicht verreden« — entgegnete ich. Da ging der Sturm los. Einige streckten die Hände, andere Mützen und Stöcke in die Höhe, wieder andere klatschten aus Leibeskräften. Alles schrie durcheinander: »Ja, ja, nur einer Priesterin! Schwöret Alle! Wir schwören! Auch wir! *Pereat* die Beichte! Nieder mit den Pf — Pst! Pst!«

Das Wort erstarb, denn der Religionsprofessor, ein sehr beliebter, hochgeachteter Priester des Kreuzherrn-Ordens mit dem rothen Stern, trat in den Saal. Jeder begab sich still auf seinen Platz und die Ablieferung der Beichtscheine begann. Die namentlich Aufgerufenen traten vor das Catheder und überreichten sie eigenhändig.

Scherzhafter Weise, aber auch mit einiger Befriedigung erzählte ich am Abend, als ich mit meinen Eltern und Schwestern traulich zusammen sass, den Studentenwitz des heutigen Tages; doch that ich es mit einiger Vorsicht in den Ausdrücken, um die gut kirchlich gesinnten Meinigen nicht zu verletzen. Ich setzte ihnen auseinander, dass ich auch gar nicht mehr in die Nothwendigkeit gerathen würde, zur Beichte zu gehen, da ich entschlossen sei, die Medizin zu meinem Lebensberuf zu erwählen und die Mediziner, wie bekannt, eine in jeder Beziehung unabhängige Stellung hätten.

Schon während meiner Erzählung konnte ich eine gewisse Verlegenheit bemerken, in die meine Eltern geriethen. Die Mutter sah wie erschrocken meinen Vater öfter an und als ich

zu sprechen aufhörte, brachen Thränen aus ihren Augen hervor. Der Vater blickte ernsthaft vor sich hin. Die Schwestern, die anfangs bei meiner Erzählung gelacht hatten, waren immer stiller geworden, als sie den Eindruck bemerkten, den der Spass auf die Eltern machte. Ich meinte nun, die Art meiner Erzählung habe das gläubige Gemüth der Mutter doch — trotz aller Vorsicht — beleidigt und war eben im Begriffe, die Sache in heiterer Weise beizulegen, als mir der Vater wiederholt winkte, stille zu sein und ihm in die Küche zu folgen.

Da erfuhr ich denn zu meinem unaussprechlichen Schrecken umständlich, was ich hier nur ganz kurz mittheilen will: Meine Mutter hatte, als ich, noch nicht zwei Jahre alt, schwer krank darniederlag, auf Anrathen einer befreundeten Frau während der Messe das feierliche Gelübde gethan, ihren Sohn, den einzigen unter fünf Kindern, der Mutter Gottes zu weihen, wenn er aus dieser lebensgefährlichen Krankheit gerettet würde und am Leben bliebe.

Solche Gelübde sollen unter Frauen der bürgerlichen Volksklasse nicht wenig beliebt sein und daher häufig vorkommen. Im ersten Augenblicke der religiösen Aufregung mögen sie genug Reiz haben und — sie sind auch wohlfeil.

Es kann auch sein, dass dem geängsteten Mutterherzen kein anderes Gelübde von ausreichender Wirkung geschienen habe. Zu jenen bedeutsamen Gelöbnissen, wie sie von reichen Leuten manchmal gemacht werden, fehlten jedenfalls die Mittel.

Ausserdem ist es allbekannt, dass unsere katholische Frauenwelt am Priesterthum viel Wohlgefallen hat, und ein unermessliches, unaussprechliches, wenn die eigenen Kinder ihm angehören. Endlich ist der geistliche Stand nach allgemeinem Dafürhalten des Volkes die allerbeste Versorgung, die ein Mensch sich wünschen kann.

Das Alles rechtfertigt mir meine Mutter. Ich wurde durch

ihr Gelübde — vielleicht — dem körperlichen Tode entrissen, das war ihr genug; dass ich — auch vielleicht — dem geistigen verfallen würde, ahnte und wollte sie jedenfalls nicht. Und ich? — — —

Der Vater brauchte mir nicht viel zuzureden; ich war schnell entschlossen, die Wünsche der Eltern um jeden Preis zu erfüllen, obwohl ich mir einige Tage Bedenkzeit ausbat. Die Mutter dagegen erklärte, niemals darauf dringen oder mir nur zureden zu wollen, sondern Alles still zu tragen, was Gott über sie verhängt habe.

Mein Vater hatte öfter schon, noch ehe der entscheidende Zeitpunkt herangekommen war, Versuche angestellt, der Angelegenheit eine andere Wendung zu geben. So hatte er beständig eine Umänderung des Gelübdes in ein anderes oder nöthigenfalls eine geistliche Dispens im Sinne, aber die priesterliche Behörde, der die Sache allein angehörte, scheint nicht geneigt gewesen zu sein, seinem Gesuche zu willfahren. Die Mutter war weit entfernt, um irgend einen Nachlass einzukommen. Sie hielt ihr Gelübde für ein unauflösliches; so habe — sagte sie — ihr Beichtvater sie belehrt, dem sie in ihrer Herzensangst auch beichtete, dass ich immer weniger Lust, Beruf und gläubigen Sinn für den heiligen Priesterstand an den Tag lege. Auch darüber sei sie von ihm beruhigt und getröstet worden. Er soll unter Anderem gesagt haben — und ich glaube das unbedingt — Beruf und Neigung seien zu einem Amt im Anfange gar nicht nöthig; sie schlummerten beide in der Brust eines jungen Menschen und würden schon zu rechter Zeit geweckt werden; selbst der Widerwille würde nach und nach durch Pflicht- und Ehrgefühl überwunden, wie sich das ja täglich in allen Ständen offenbare. Der Glaube, dass es so Gottes Fügung sei, lasse auch das Unglaubliche gelingen; die heilige Priesterweihe sei ein Sakrament voll geheimer Wunderkraft; daher vorzüglich komme das bekannte

Sprichwort: »Wem Gott ein Amt giebt, dem giebt er auch den nöthigen Verstand« — also einen Verstand, den er früher gar nicht hatte; dieser von Gott verliehene Verstand sei dann die Quelle, aus welcher der eigentliche Beruf entspringe. Meine Mutter möge nur den Segen nicht ausser Acht lassen, den zu verbreiten dem Priesterthum vergönnt sei, wie keinem andern Stande auf der ganzen Welt. —

Ich muss gestehen, dass diese und ähnliche Gründe des Beichtvaters, als die Mutter sie mir auseinander setzte, auch für mich etwas Ueberzeugendes hatten. Ich fügte in meinem Sinn noch einen andern hinzu, den meine Eltern zwar nicht jetzt, wohl aber früher oft ausgesprochen hatten: dass die gute Versorgung des geistlichen Standes doch auch etwas Schönes sei. Darin lag für die Eltern jedenfalls eine grosse Beruhigung, nöthigenfalls auch ein Hoffnungsanker für mich selbst.

Bei jeder Standeswahl spielt das Verlangen nach Versorgung eine grosse Rolle. Kein Wunder, dass sie auch hier ins Gewicht fiel und die Waage der Entscheidung in Bewegung setzte. Der Gedanke, seinen Eltern in ihren alten Tagen leicht hilfreich beistehen zu können, hat etwas Ueberwältigendes.

Kurz und gut; ich entschied mich nach dem Willen meiner Eltern und wollte das Gelübde erfüllen, nur die freie Wahl des Ordens und die Entfernung aus der Heimath behielt ich mir vor. Dieser letzte Punkt, auf den ich grosses Gewicht legen musste, war zwar etwas störend, doch war die Freude der Meinigen gross. Ich aber habe nachher im Stillen viel gelitten. Ich konnte mir nicht verhehlen, dass die Ausführung der mütterlichen Wünsche mit meinem ganzen Wesen, mit meinem Charakter und Ehrgefühl im Widerspruch stehe. Es schien mir oft sogar Alles ein ehrloses, unredliches Spiel, ein Betrug zu sein. Ueber diesen Punkt bin ich auch heute, obgleich ganz resignirt und ruhig, noch nicht hinaus. Ab und zu beschleicht mich eine schreckliche Bangigkeit und ich mache

mir Vorwürfe mancherlei Art, die sich alle durchkreuzen und wechselseitig kräftigen. Dann siegt wieder mein Gemüth und der Verstand schweigt.

Leider kann ich nicht, wie mir P. Valerian rieth, Alles von der komischen Seite nehmen; in diesem meinem Schicksal finde ich keine Komik. Alles, was ich hier vorhabe, ist vor meinen Augen gut und schlecht, recht und unrecht, wahr und falsch, schön und unsauber zugleich, und wenn ich soeben mich resignirt und beruhigt finden konnte, bin ich für den nächsten Augenblick vor dem Gegentheil nicht sicher.

Nun werden Sie, lieber Freund, auch begreifen, wie sehr mich der studentische Schwank, von dem ich Ihnen eben schrieb, verdriesst und ärgert.

Aus dem Noviziat.

Wir sind eingekleidet. Die ganze Ceremonie war höchst einfach und kurz. Der Abt las um sieben Uhr morgens eine sogenannte stille Messe am Hochaltar der Kirche, wobei die Assistenz nur eine alltägliche war. Die Capitularen waren in voller Zahl erschienen und nahmen ihre Chorstände ein. Für uns drei war je ein ordinärer Knieschemel vor den Altarstufen aufgestellt, wo wir meist knieend Platz nahmen. Nach Lesung der Epistel wurde die stille Messe um der nun folgenden Ceremonie willen unterbrochen. Ein hoher, reich verzierter Lehnstuhl wurde in die Mitte vor den Altar gestellt; auf diesen liess sich der Abt, die Bischofsmütze auf dem Haupte, nieder. Wir mussten, unsere geschriebenen Petitionen in Händen haltend, auf den Altarstufen vor ihm niederknieen. Zu unserer Rechten der Prior, zur Linken der Novizenmeister, hinter uns im Halbkreise standen die gesammten Professen.

Ein grosses Buch wird dem Prälaten vorgehalten; er liest die betreffenden Sprüche und Anreden. Dann frägt er: »*Quid petitis.*« Wir antworten die vorher einstudirten Worte: »*Misericordiam Dei et ordinis.*« Mit uns zugleich antwortet die ganze Versammlung, und der Prior nimmt die Schriftstücke aus unseren Händen und legt sie auf den Altar nieder. Darauf liest der Prälat eintönig und kalt die vorschriftsmässige Mahnrede aus dem grossen Buche ab. In der Aufregung meines

Gemüths habe ich von dem Latein wenig verstanden. Thränen traten mir in die Augen, aber nicht in Folge der Ansprache. Ich fühlte mich so gar sehr verlassen. —

Nach beendigter Mahnrede steht der Abt auf, lässt sich die Mitra vom Haupte nehmen, verrichtet einige Gebete, wobei die Anwesenden im tiefen Bass brummend respondiren, nimmt wieder die Mitra, legt Weihrauch in das Kohlenfass, besprengt die für uns bestimmten, auf einem Seitentische ausgebreiteten, neuen Mönchskleider mit Weihwasser, räuchert sie ein und liest dazu den Segen.

Hierauf wendet er sich zu jedem einzelnen von uns und spricht die bedeutungsvollen Worte: »*Exue veterem hominem*« — und nach einer längeren Pause: »*et indue novum hominem, qui secundum Deum creatus est.*« Das macht sich nun — äusserlich — viel schneller, als man sich vorstellen möchte. Die umstehenden Mönche fassen an, und ehe der Prälat ausgeredet hat, ehe ich weiss, wie mir geschieht, hat man mir Frack, Halstuch und Weste abgenommen, den langen Habit über den Kopf gezogen, meine Arme in die Aermel geschoben, das klösterliche Halsband umgelegt und festgehaftelt, das Cingulum um die Lenden gebunden und das mit einer grossen Capuze versehene Scapulier übergeworfen. Die übrigen zum Ganzen gehörigen Kleidungsstücke, Wäsche, Beinkleider, Strümpfe, Schuhe hatte ich bereits vorher in meinem Zimmer anziehen müssen. Und so war ich im Nu fertig, ein *novus homo!* — —

Die in der Kirche anwesenden profanen Zuschauer bekamen von der wundervollen Metamorphose nichts zu sehen, da uns die schwarzen Gestalten dicht umstanden. So waren wir wie mit einem Zauberschlage Mönche geworden, aber noch nicht gebunden durch irgend ein Versprechen. Dieses ist für eine spätere Zeit vorbehalten.

Nun rief der Prälat Jeden bei seinem neuen Namen — ich hörte nur den meinen, — und segnete ihn, wofür wir ihm

die Hand oder vielmehr in Folge erhaltener Anweisung den Brillantenring am viertem Finger der linken Hand küssten.

Inzwischen waren die Geistlichen in ihre Chorstühle zurückgekehrt und der P. Novizenmeister bedeutete uns, vom Prior an die Runde zu machen und jedem Priester zur schuldigen Danksagung die Hand zu küssen. Das geschah. Die Messe nahm ihren weiteren Fortgang und wir betraten, nachdem die Händeküsserei glücklich vollbracht war, die uns angewiesenen Stände im Chor.

Später traten wir noch einmal an den Altar, um aus der Hand des Prälaten das geheiligte Abendmahl zu empfangen. So bewegt ich war, blitzte mir noch einmal der Gedanke an jenen übermüthig leichtsinnigen Schwur, den ich vor einigen Monaten auf dem Catheder des Lehrsaales gethan, durch die Seele und die innere Scham und Reue, die mich erfüllten, erachtete ich als einen Theil der Sühnung, welche ich für die frivole That noch schuldig bin.

Die Verwandten und Freunde meiner beiden Collegen waren in grosser Zahl erschienen, um der Einkleidungs-Ceremonie beizuwohnen. Von den Meinigen war der grossen Entfernung wegen Niemand da. Aber gerade das Gefühl der grossen Entfernung war es, was mein Herz so zusammenpresste, dass die hellen Thränen aus den Augen quollen. Ob irgend einer der geistlichen Herrn eine kleine Ahnung davon hatte, wie weh mir geschah, ich weiss es nicht. Es mag dies wohl auch ziemlich gleichgiltig sein.

Ich muss des Vergnügens entbehren, durch meine äussere Erscheinung auf mich selber einen Eindruck zu machen, ich, der *novus homo, qui secundum Deum creatus est* — denn

weder ich noch die Connovizen haben einen Spiegel. Nun bin ich in meiner Zelle allein und überaus neugierig, wie mich denn wohl das heilige Gewand kleiden mag. Ich untersuche es. Alles glänzt in der Schwärze der Neuheit. Der bis an die Fussknöchel reichende, nach allen Seiten geschlossene Rock mit engen Aermeln muss über den Kopf an- und ausgezogen werden. Der Conventschneider hat, als er mir Maass nahm, gesagt, dass das Anziehen des Habits für den Anfänger zwar grosse Schwierigkeiten habe, aber bei einiger Uebung leicht erlernt werde; man müsse nur das richtige Tempo beobachten und zu allererst mit beiden Armen zugleich in die Aermel fahren, während man den Kopf durch die Halsöffnung steckte. — Welche Anstrengung! Kopf und Hände voraus durch die enge Pforte! Aber dann bin ich es auch wahr und wahrhaftig! —

Sonderbar! Wenn ich im Frack dastehe, werde ich vom Volke nicht beachtet; ohne Frack oder ohne Rock würde ich ausgelacht und in der Kutte hält man mich hoch und sagt zu mir: Euer Würden! Ehrwürden! wohl gar: Hochwürden! Und bin im Grunde doch derselbe Mensch! — Komisch! —

Aber wie wahr hat der Conventschneider und wie schön hat er gesprochen, ohne es selber zu verstehen, als er sagte: »Man muss das rechte Tempo beobachten« — ja wohl, um mit Kopf und Händen zugleich und auf einmal ein ganz anderer, ein geweihter, ein heiliger Mann vor den Augen der Leute zu werden. So achte ich die Sache, denn so und nicht anders steht sie da vor dem Richterstuhle meiner Gedanken.

Das Collar ist, was es heisst, ein Halsband und zwar viel mehr Halsband als etwa nur Halsbinde; denn es ist dick, steif und fest und wird vorne mit eisernen Hafteln zusammen gehalten. Ein weisser Umschlagkragen, dessen Spitzen unter dem Kinn enge zusammen stossen, ist mit Stecknadeln daran befestigt. Dieses Stück des geistlichen Gewandes verursacht mir Schmerzen. Ich habe bisher meinen Hals frei getragen,

und wenn es mir sonst noch so hart erging, fühlte ich mich dennoch frei bei freiem Halse. Nun bedrückt und beengt mich das Collar auf alle Weise. Die Kehle ist wie zusammen geschnürt, das Gesicht ist emporgereckt und vor Schmerz steigt mir das Blut zu Kopfe. Mir ist in diesem Halsbande, als wäre ich nun leibeigen geworden oder als trüge ich ein Joch auf dem Nacken.

So ein Halsband muss wohl ein beständiges Memento sein, wenn man sich daran nicht wie an Alles zu gewöhnen weiss. Wenigstens sehe ich nicht, dass die Herren hier durch ihre Collare besonders belästigt werden. Oder sollten sie sich dasselbe auch bequem zu machen verstehen? — Am Ende ist es gar nur der Schneider, der mir mit diesem engen, steifen und groben Dinge Pein macht. Schneider machen Leute, Priester, Mönche, aber sie können es ihnen auch recht bequem machen.

Das Cingulum umgürtet wie eine Schärpe meine Lenden. Fünf Ellen lang, ist es um den Leib gewickelt, auf der linken Seite geknüpft; die Enden sind mit seidenartigen Frangen geziert. Dies Stück macht viele Flausen; es prahlt ordentlich. Mir fällt ein, Schillers Wort zu parodiren und zu glauben, dass hier »mit dem Gürtel, mit dem Schleier der schöne Wahn eigentlich erst beginne.« —

Beim Ankleiden sollen wir beten; für jedes Stück des Gewandes ist ein besonderer Spruch bestimmt. Eigenthümlich ist das Gebetlein, das dem Cingulum gewidmet ist. Es lautet:

> »*Praecinge me, Domine, cingulo puritatis et exstingue in lumbis meis humorem libidinis, ut maneat in me virtus continentiae et castitatis.*«

Ich wünschte, das Gebetlein würde geistig erhört, aber wörtlich genommen scheint es mir selbstmörderischer Natur zu sein. Ueber den Werth und die Bedeutung unserer körperlichen Säfte bin ich nicht zweifelhaft; dass sie zum Leben, zur Gesundheit, Kraft und Thätigkeit unentbehrlich nothwendig seien, ist klar.

»*Humore libidinis in lumbis extincto virtus continentiae deesse nequit.*« Ob es aber in diesem Falle erlaubt sein mag, von Tugend zu sprechen? — Wo Unfähigkeit zur Untugend ist, wie könnte da Tugend sein! —

Das Scapulier ist ein ganz eigenthümliches Kleidungsstück: ein etwa fünf Ellen langer, eine halbe Elle breiter Streifen schwarzen, wollenen Zeuges, in dessen Mitte ein Einschnitt ist, um den Kopf hindurch zu stecken. Wäre das Zeug breiter, könnte man sagen, es bilde eine Schürze nach beiden Seiten; das mag vielleicht auch der ursprüngliche Zweck gewesen sein, da die Mönche der grauen Vergangenheit dem Handwerk und grober Arbeit hingegeben waren. — Das Scapulier wurde seit jeher als ein besonders geheiligtes Kleidungsstück angesehen und die Ordensregel schreibt vor, dass es niemals abgelegt werden solle: »*Scapulare nunquam deponas!*« — Die Bedeutung, welche es in religiöser Beziehung hat, muss einst sehr gross gewesen sein, da sich im Klosterkalender ein besonderer Fest- und Andachtstag zu Ehren des heiligen Scapuliers, das die Mutter Gottes getragen hat, vorfindet. Ich erinnere mich auch aus meiner Kinderzeit noch sehr wohl, wie meine Mutter einem kleinen Schwesterchen, das an Zahnfraisen lebensgefährlich erkrankt war, ein niedliches, kleines, rosaseidenes, von Priesterhand geweihtes Scapulier auf den fiebernden Körper legte, im vollen Vertrauen, es würde eher helfen als alle ärztlichen Mittel. Es hat aber nicht geholfen; mein Schwesterchen starb und wurde, mit dem heiligen Scapulir angethan, begraben. — In den ascetischen Werken ist oft von diesem Kleidungsstück die Rede und es soll eine empfindliche Strafe für den Mönch, der etwas verschuldet hatte, gewesen sein, dasselbe eine Zeit lang nicht tragen zu dürfen.

Als nothwendige Zugabe ist bei uns Novizen eine grosse Capuze in der Gegend des Nackens an das Scapulier festgenäht; sie soll während des Chorgebetes in orientalischer Weise das

Gesicht verhüllen. Bei den Professmönchen ist die Capuze frei umzuhängen und nicht angenäht; sie wird von ihnen auch nur beim Chorgebet angelegt und gilt demnach bei uns und bei Clerikern, welche sie immer zu tragen verpflichtet sind, als äusseres Zeichen der Unreife und Erziehung.

Die wirklichen Mönche, welche die Gelübde bereits abgelegt, haben ausserdem auch das Recht, ein Kleidungsstück zu tragen, das uns Novizen ganz vorenthalten wird. Es ist das eine Art Gebetmantel, Flocke genannt; gross, weit, warm, mit riesigen Aermeln versehen, aus durch und durch gefaltetem, schwarzem Wollenstoff kunstvoll gefertigt. Es wird bei allen feierlichen Gelegenheiten gebraucht, soll aber ziemlich theuer herzustellen sein.

Uebrigens kann ich nicht sagen, dass ich mich in meinen neuen Kleidern bequem fühle, obgleich sie darnach aussehen. Namentlich ist mir das Gehen beschwerlich und kann ich nur in kleinen, langsamen Schritten einherwandeln. Alle Eile und jede grössere Ausschreitung bringt in die Gefahr, über den Habit, der sich zwischen den Beinen verwickelt, zu fallen. Dieses erzwungene Langsamgehen sieht aber, wenn ich andere betrachte, nicht übel aus; es hat etwas Ehrbares und Ehrwürdiges und ich muss nun annehmen, dass die Würde und Haltung der Mönche, die so oft meine Bewunderung erregt hat, nicht ganz willkürlich sei, sondern — vielleicht grossentheils — aus dem Anzuge hervorgehe. — Doch für diese Befriedigung meiner Eitelkeit, ein ehrwürdiges Aussehen zu haben, kann ich mir schon etwas Zwang und Unbequemlichkeit gefallen lassen.

O du liebe Eitelkeit! Wo bist du nicht! Welche grosse Kleinigkeiten spielen nicht um deiner willen eine gewaltige Rolle im Leben! Ich komme hieher, um der weltlichen Eitelkeit zu entsagen und dafür die klösterliche einzutauschen. Welche

von beiden weniger Werth hat, welche milder und unschuldiger ist, wer kann es mir sagen! —

Um noch etwa der übrigen Kleidungsstücke zu erwähnen: Die Schuhe und schwarzen Baumwollstrümpfe haben nichts Besonderes an sich ausser der Grobheit; das ist aber das allgemeine Merkmal der ganzen Novizenkleidung: grober Stoff, grober Zuschnitt, grobe Naht. Grobheit scheint dem Novizen zu gebühren — das hat mir wenigstens der Meister gleich bei Zeiten zu verstehen gegeben — ist aber weder für die Seele noch für den Leib angenehm. Das grobe leinene Hemde und die noch viel gröberen Unterbeinkleider, die komischer Weise an die Tuchhose angeheftet sind, so dass beide ein untrennbares Stück ausmachen, bringen auf der Haut ein beständiges, höchst widerwärtiges Jucken hervor. Daher mag vielleicht auch das Vorurtheil im Volke entstanden sein, dass die Mönchskleider, namentlich die der niedern Orden, viel Leben enthalten.

Hier ist die Abschrift einer für uns festgesetzten Tagesordnung, im Lieblingstil des Meisters abgefasst:

»Im Sommer wird um 4, im Winter um 5 früh aufgestanden. Unter Sommer comprehendire man die Zeit von Ostern bis Michäli. Schnelles Ankleiden mit stillen Oratiunculis und Abwarten, bis zum *Ministerium missae Reverendissimi* gerufen wird. Da nur Zwei ministriren, soll der Dritte der heil. Messe *in stallo* andächtig assistiren.

Von ½ 7 bis 7 Meditation. Um ½ 8 Uhr Schulmesse, wobei zwar nicht zu ministriren, wohl aber *in stallis* zu assistiren. Um 8 Vorbereitung zum grossen Chorgebet; um ½ 9 Uhr müssen *novitii fratres* in ihren *stallis* stehen; um

$^{3}/_{4}$ 9 beginnt der Chor und folgt die Conventmesse, bei welcher der jedesmalige *hebdomadarius* zu ministriren hat.

Um 10 Uhr *appareant fratres novitii coram R. P. Magistro.* Von 11 bis $^{3}/_{4}$ 12 *colloquium* oder Gartenarbeit; um $^{3}/_{4}$ 12 *adoratio SS. sacramenti* auf dem Musikchor der Kirche. Um 12 Uhr pünktlich im Refectorium.

Die Tafel dauert bis $^{1}/_{2}$ 2, darauf *colloquium* oder Spaziergang im Convent-Garten. Von 2 bis 4 schriftliche Ausarbeitung des Pensum. Um $^{1}/_{2}$ 5 Vorbereitung zur Vesper; $^{3}/_{4}$ 5 *in stallis;* 5 Uhr Chor. Um 6 Uhr *colloquium* oder Beschäftigung im Garten; um $^{3}/_{4}$ 7 *adoratio;* um 7 pünktlich im Refectorium zur Abendtafel. Nach derselben betet jeder *frater novitius* allein in seiner *cella* die Litanei *de omnibus sanctis* und geht um 9 *sine strepitu* zu Bette.

Dinstag, Donnerstag und Sonntag Nachmittag Recreation; statt dem schriftlichen Pensum Spaziergang ausserhalb der Clausur bis 4, wozu jedoch von dem hochwürdigen P. Novizenmeister jedesmal eine besondere Permission durch den *frater senior* eingeholt werden muss.

Ein *frater novitius* darf niemals die *cellam* verlassen, ohne vollständig gekleidet zu sein. Stiefel zu tragen, wird strengstens inhibirt, ausgenommen im Winter zum Ausgang in Schnee oder Regen.

Vehementes Husten, Reden, Rufen, Niessen, Gehen, Laufen und alles Rumoren wird untersagt.«

So sehr die festgesetzte Tagesordnung dafür zu sorgen scheint, dass der ganze Tag mit Beschäftigung ausgefüllt werde, so hat dieselbe doch manche Lücken und es bleiben mir viele Zeitsplitter übrig, in denen ich nichts rechtes anzufangen weiss. Ausser den mir zugewiesenen Büchern habe ich nichts zu lesen und zu studiren. Ich sehne mich nach Beschäftigung. Selbst wenn wir drei zusammen kommen, was ausser der vorgeschriebenen Colloquiums-Zeit ab und zu in unerlaubter Weise

geschieht, habe ich Langeweile, weil mich das Besprechen der alltäglichen Vorgänge nicht mehr interessirt und weil ich in der Gegend zu unbekannt bin, um an den Schicksalen derjenigen Personen Theil zu nehmen, die in den Gesprächskreis meiner Connovizen gehören.

Mit dem frühen Aufstehen ist es nicht so sehr schlimm. Der Meister selber schläft lange und controlirt uns daher in der Morgenzeit nicht. Der Prälat liest allerdings, wenn er gesund ist, immer schon bald nach 5 Uhr Messe, wobei wir zu ministriren haben. Gar häufig ist er aber krank oder kränklich. Wenn er in solchem Falle in seiner Zimmer-Kapelle Messe liest, sind wir von der Bedienung frei; der Kammerdiener ministrirt. Tritt aber das Gegentheil ein, dass er die Kirche besucht, weckt uns der Kammerdiener aus süssem Schlaf. Dann gilt's freilich, sich rasch anzukleiden. Zum Glück ist der Prälat sehr umständlich, oder ich will lieber sagen, gewissenhaft pünktlich in Verrichtung aller vor der Messe und während der Anlegung der Messgewänder zu sprechenden Gebete; das kostet Zeit, und so kommen wir denn auch immer zum Dienste noch zurecht. Anfangs waren wir sehr ängstlich, und es ist mir da einmal begegnet, dass ich, noch ungeübt in schnellem Ankleiden, die Unterbeinkleider wegliess und blos die Kutte, Strümpfe, Schuhe und das Scapulier anzog, um schneller fertig zu werden. So ministrirte ich denn im kühlen Selbstgefühl eines Sansculotten. Die Kutte deckt ja alles zu.

Von den in der Tagesordnung erwähnten stillen Gebetlein während des Ankleidens kann bei der Eile und nöthigen Aufmerksamkeit auf die Kleidung keine Rede sein. Wohl aber pflegt manchmal ein kleines Gestöber zorniger Redensarten einzutreten, wenn sich etwa die langen Kleider verwickeln, die Hafteln am Collar nicht gleich in einander greifen oder gar sich verbiegen. Und gerade in der grössten Eile begeht man die ärgerlichsten Ungeschicklichkeiten. Wer könnte da noch

Stossgebetlein hersagen! — Doch, wie gesagt, der Kammerdiener klopft uns nur selten heraus, und so wird es regelmässig 7, wenn wir aus dem Bette kommen. Eigentlich fangen wir also die Tagesordnung erst mit der Schulmesse an, die so genannt wird, weil sie für die Kinder der Pfarrschule gelesen wird. Sie dauert eine gute Viertelstunde. Fehlen dürfen wir nicht, da es gleich bemerkt und angezeigt würde. —

Die nun folgende, allerdings schwierige Vorbereitung zum Chorgebet darf auch nicht fehlen; sie wird aber dadurch beschleunigt und erleichtert, dass wir uns alle Drei zusammensetzen und die Aufsuchung der jeder Zeit nöthigen Psalmen, Versikeln und Antiphonen wechselseitig unterstützen. Ebenso genau müssen die folgenden Punkte der Tagesordnung erfüllt werden, doch fallen da auch Zwischenpausen ab, die zur Unterhaltung benutzt werden. Nach 10 Uhr gewinnen wir noch die meiste Zeit, da der Besuch, den wir dem Meister zu machen haben, höchstens eine Viertelstunde und nur ausnahmsweise eine halbe dauert.

Die Adoration um $^{3}/_{4}12$ ist bei mir bereits zu einem aufmerksamen Studium der grossen Frescogemälde ausgeartet, welche die Kuppel und Wölbungen der Kirche zieren. Diese Betrachtung gewährt mir viel Vergnügen. Noch nie zuvor habe ich den zahlreichen Kunstschöpfungen, welche den katholischen Kirchen zur Zierde dienen, so grosse Aufmerksamkeit zugewendet. Hier fange ich an, sie hochzuachten.

Von der nachmittägigen Tagesordnung ist weiter nichts zu sagen; ihre Beobachtung macht sich wie die vormittägige. Was öffentlich geschehen muss, geschieht gewiss und pünktlich, was nicht — nicht.

Die vor dem Schlafengehen angeordnete Litanei aller Heiligen habe ich, seit ich eingekleidet bin, noch nicht gebetet. Litanei! — Wer weiss, was eine Litanei ist, wird begreifen, dass ich, mir allein überlassen, sie nicht hersagen kann. Auf den

Schemel hinknien und das Brevier vor mir aufschlagen muss ich, denn die Thüre hat ein Guckloch, und es kann zufällig ein Auge vor demselben offen stehen. Nur am ersten Tage warf ich einen Blick auf das Register der Heiligen, um zu sehen, ob darin auch mir bekannte Namen vorkommen. Ich fand deren genug, und wehmüthige Erinnerungen traten mir vor die Seele. Bald standen mir Thränen in den Augen.

Ach, ich war an diesem ersten Abend ein sehr, sehr unglücklicher Mensch. Ich weinte mich tüchtig aus; die Thränen waren mir Wohlthat. — O Eltern! Ihr seid so glücklich in dem Gefühle, dass eure Wünsche und Gelübde sich erfüllen. Euer Glück soll durch meine Trauer, wenn sie in einsamer Stille über mich kommt, nicht getrübt werden. Möge euch davon nichts träumen, dass euer Sohn manchmal auf den Knien liegt und eine lange Thränen-Litanei betet! —

Die Vorschriften, welche uns der Meister über das Benehmen bei Tische gemacht hat, gehören zu den lästigsten von der Welt; sie heben alle Freiheit der Bewegung auf und machen Einen zur blossen Ess-Maschine. So ist uns unter Anderem streng verboten, herumzublicken und den Gesprächen zuzuhören. Wie in aller Welt sollte das geschehen können und was bleibt mir da übrig als Verstellung? — Gerade dieses Verbot steigert meine Lust, auf Physiognomien und Meinungen Jagd zu machen. Um dies zu können, muss ich rechts und links blicken, ohne das Gesicht zu verdrehen. Ebenso horche ich und verstehe es, mich mit der gleichgiltigsten Miene für die Ansichten des Einen oder des Anderen zu interessiren. So finde ich, wenn

auch mit einiger Mühe, Unterhaltung in der verstohlenen Beobachtung und Beurtheilung der Tischgesellschaft und ihrer Gespräche. Doch, welch' eine Vorschule der Heuchelei!

Wenn ich manchmal den Versuch mache, mein früheres Leben mit dem gegenwärtigen auf eine Linie zu stellen und zu vergleichen: so bemächtigt sich meiner ein ganz eigenthümliches, unklares Gefühl, und weiss ich dann wirklich nicht, ob ich jetzt träume oder ob ich früher geträumt habe. Zu solcher Ungewissheit führen mich, wie es scheint, ganz besonders die Lehren und Grundsätze, die uns der Meister recht oft in mancherlei Redegestalten vorführt und die nicht nur mit dem Leben an sich, sondern auch selbst mit dem ganzen Klosterwesen, wie ich es hier beständig vor Augen habe, im grellsten Widerspruche stehen. Was will er damit? Sollten sie jemals zur Anwendung kommen können? —

Ich forschte oft nach, ob sich diese seine Grundsätze, in wenige Punkte zusammengedrängt, nicht etwa doch vor dem Forum einer unbefangenen Prüfung als brauchbar und gut erweisen, aber immer vergebens.

Ein Mönch, der Willens ist, im Kloster und in Gemeinschaft mit Klosterleuten zu leben und da nicht etwa nur zur Noth auszuhalten, sondern auch zufrieden zu sein, muss sich — das ist die Essenz der Novizenmeisterlichen Auseinandersetzungen — in der Kunst üben, den eigenen Willen in jedem beliebigen Augenblicke zu tödten, das, was er hat und haben kann, zu geniessen oder auch nach Umständen ganz zu entbehren, alle anbefohlenen Verrichtungen gedankenlos zu vollenden und, wenn ihm in irgend einer Weise Unrecht geschieht, Geduld und Schweigen an den Tag zu legen.

Das sind nun freilich Ansichten, die sich theilweise auch im grossen Weltgetreibe der Menschheit empfehlen und die sich allenfalls vertheidigen lassen.

Heute aber trat dieser absonderliche Zuchtmeister mit Behauptungen auf, die geeignet wären, aus mir und meinen beiden Collegen Mönche zu bilden, wie er selber und alle Andern nicht sind. Er meinte nämlich, die Moral unserer heiligen Klosterregel sei viel zu milde und weltlich; jeder profane Mensch könne sie, »wenn er sonst g'rade 'n Gusto und das Zeug dazu hat«, mit Leichtigkeit befolgen und brauche darum nicht erst in einem Kloster abgeschlossen zu leben. Der Mönch müsse aber vollkommener sein als der Mensch, und damit er es werden könne, habe er fünf Grundsätze zu befolgen, wie sie in einem berühmten ascetischen Buche angegeben seien:

Erstlich habe er sich als einen *cadaver* zu betrachten, der nicht spricht, hört, denkt, sich bewegt, will und wünscht.

Zweitens müsse er einer *statua* gleichen, unselbstständig, willenlos, kalt, gleichsam unbeweglich sein und es denen, welchen er angehört, überlassen, mit ihm zu machen, was sie wollen.

Drittens habe er sich für einen *baculum senis* zu achten, der unempfindlich und ungerührt bleibt, ob man sich nun seiner bedienen mag oder nicht.

Dann solle er viertens ein *infans* am Gängelbande des Vorgesetzten sein; schliesslich aber habe er aus Liebe zu Gott wirklicher Narr zu sein, wie es die Schrift verlange.

Die Schlagwörter dieser fünffachen Regel sprach er uns mehrere Male vor, damit wir sie im Gedächtnisse behielten, und wir mussten sie öfter hersagen: *cadaver*, *statua*, *baculus*, *infans*, *stultus*. Ich werde sie gewiss nicht vergessen, denn solche Anforderungen an ein mit Vernunft und Willenskraft reich begabtes Menschenkind sind viel zu merkwürdig.

Als Hilfsmittel zur Erwerbung dieser grossen Mönchs-

tugenden empfahl uns unser Lehrmeister unter Anderem auch Folgendes:

Der Novize bemühe sich, eine äussere Haltung anzunehmen, die schon allein immerfort an diese Cardinalsätze mahnt. Er blicke nicht um sich, sondern trage den Kopf beständig in einerlei Richtung; die Augen hefte er am liebsten auf den Fussboden und sehe den Sprechenden im Colloquium so selten als möglich an. Er schreite langsam und in gemessener Bewegung einher. Er zeige nie die Hände, wo er ihrer nicht gerade bedürfe, sondern trage sie auf der Brust unter dem Scapulier. Das sei nicht nur der Weg zur Vollkommenheit, sondern verschaffe auch die nöthige Würde und Ehrfurcht in den Augen der profanen Welt. —

Welche Widersprüche! Ein *baculus* und Würde; ein Narr und Ehrfurcht; ein *cadaver* und Vollkommenheit; Unmündigkeit und Tugend! Sollte das alles nicht viel eher zur gemeinen Rohheit herabführen? O welcher Sinn liegt für mich jetzt in der volksthümlichen Anrede, die zu einem Geistlichen: »Euer Hochwürden!« sagen will und: »R'ohwürden!« sagt! —

»Das verschafft die nöthige Würde in den Augen der profanen Welt!« — »Und damit begnüge dich auch, Alterchen — sagte damals P. Gideon zu dem alten Zachäus — es ist wirklich nicht ganz wenig.« — Und dann Valerians: »*Sedere post fornacem*« u. s. w. — Welche Uebereinstimmung! — Aber im wirklichen Leben? — Sollte es ausreichen? — O profane Welt, wie viel oder wie wenig wäre nöthig, um vor dir Würde zu haben! Ich möchte aber denn doch für das Wort profan ein anderes gebrauchen, wenn die Welt wirklich solcher Hebel bedürfte.

Wenn ich an einem der Tage, wie heute, wo uns Novizen ein gemeinsamer Ausgang in die nächste Umgegend erlaubt wird, mit meinen Collegen durch den grossen Hof zurückkehrend vor die Thüre trete, die in dem weitläufigen Gebäude als die eigentliche Klosterpforte anzusehen ist und mit der die strenge Clausur beginnt; so bemächtigt sich meiner immer ein höchst unangenehmes Gefühl, dessen eigentliche Beschaffenheit ich mir nicht zu erklären weiss. Ich, als der Jüngste auch hier gleichsam dienstthuend, setze den Glockenzug in Bewegung; ein tiefschallender Ton wird hörbar; die Pforte geht auf; kein Pförtner lässt sich sehen; die schwere Thüre fällt langsam von selbst wieder zu, und nun bin ich wirklich von der äussern Welt getrennt, einer innern, abgeschiedenen anheimgegeben, einem ganz eigenthümlichen Sein und Nichtsein. Und die Bilder der Ordensheiligen im Kreuzgange sehen mich mit grossen Augen an, als wollten sie sagen: Fort mit dir, du gehörst nicht hier herein.

Man soll sich also doch vor den Gezeichneten in Acht nehmen. Da erfahre ich eben von meinen beiden Connovizen — woher es die haben, wollen sie mir nicht sagen — dass sich gegen meine Aufnahme im Capitel ein Widerspruch von bedeutender Ausdehnung erhoben hat und zwar auf Grund von Mittheilungen, die jedenfalls nur der oft erwähnte, hässliche Rechnungsführer über meine religiösen Ansichten und über gewisse frivole Aeusserungen gemacht haben kann. Es war, so viel ich mich erinnere, am Primiztage Valerians, wo ich mich unüberlegt und leichtsinnig äusserte. Aber mehrere Capitularen von Einfluss hätten die Sache zu meinen Gunsten entschieden,

und namentlich soll sich gerade der Novizenmeister (von dem ich es am allerwenigsten erwartet hätte), für mich sehr warm ausgesprochen haben.

Es ist uns Novizen streng untersagt, an jenen Tagen, wo uns der Ausgang ins Freie ausserhalb der Clausur gestattet ist, irgend ein Haus oder eine Wohnung zu betreten. Auch für den Fall eines Unwetters. Heute aber thaten wir einmüthig nicht darnach, und der Senior war der Verführer. Er gab seinen Einstand und traktirte uns in einem einsam gelegenen Wirthshause mit gebratener Spänsau und sehr gutem alten Gumpoldskirchner. Der Wirth scheint ein guter Bekannter meiner Collegen zu sein und räumte uns, wohl wissend, warum es sein müsse, sein Wohnzimmer ein, wo er uns auch mit seiner Frau die meiste Zeit hindurch Gesellschaft leistete.

So sehr mich die ascetischen Grundsätze, welche der Meister seinen Zöglingen einzuprägen bemüht ist, anfangs überraschten, und so gewaltig der Unterschied, der sich zwischen ihnen und meinen wirklichen Ansichten vorfindet, sein mag, so sehe ich doch wieder auch — bei reiferer Ueberlegung — ein, dass im Grunde genommen der in der Jugend empfangene Schulunterricht und die ganze öffentliche Erziehung nach demselben Ziel hinarbeitete. Den heranwachsenden Menschen in mir abzutödten oder wenigstens zu demüthigen und gegen sich selber, seine Fähigkeiten, seine Kräfte mistrauisch zu machen, ihn zu überzeugen, dass er nur ohnmächtiger Unterthan einer höhern

Macht, besonders der priesterlichen sei, dass er ohne deren Beistand unwissend, hilflos, unglücklich bis ins weite Jenseits hinüber bleiben müsste — das oder derlei war einst, meiner Erinnerung gemäss, der Kern alles Unterrichts, besonders aber des katechetischen. Hätte diese Saat bei mir Wurzel geschlagen, so hätte man mich zum tüchtigen Candidaten des Mönchthums gemacht. Das ist aber eben nicht geschehen. Dass übrigens eine solche Art der Jugendpflege nicht immer und überall fruchtlos ausfällt, zeigt wohl am deutlichsten die historisch festgestellte und allgemein bekannte Unselbstständigkeit und Unbehilflichkeit unserer Völkerschaften, die Gleichgiltigkeit und Apathie, in der sie leben, der knechtisch niedrige Sinn und ihre Unterwürfigkeit unter jede Art Ausspruch der Gewalten, die Unfähigkeit, selber zu denken, zu prüfen, zu urtheilen und Unwahrheit zu verschmähen.

Darin bin ich nun theilweise missrathen. Meine Ansichten widerstreben aller Unvernunft und Ungerechtigkeit und somit auch diesen hier vernommenen ascetischen Grundsätzen. Mit ihnen ist es aber, wie mir nicht etwa nur scheinen will, bei diesen Geistlichen auch kein rechter Ernst. Ich sehe wenigstens, dass die hiesigen Mönche, einige unbedeutende Aeusserlichkeiten abgerechnet, dieselben verläugnen. Jeder sucht sich nach Möglichkeit Geltung zu verschaffen: das ist praktisch und naturgemäss. Jeder setzt in sich ein gewisses Vertrauen, und das ist im Reiche menschlicher Bestrebungen überhaupt wie bei der Erfüllung eines jeden Berufes von folgenreicher Bedeutung. Hilflos, ohnmächtig, unwissend fühlt sich allem Anschein nach Keiner und wird wohl auch Keiner sein. Nun gar noch abhängig von irgend einem Seligkeit und Heil spendenden Priesterthum wird auch Keiner sein wollen. Ist doch ein Jeder selbst der, als welcher er dem Volke aufgeredet wird. Nur ich, der Noviz des auf Erden allmächtigen, allein selbstständigen, allbeseligenden und segnenden Standes, ich soll Alles verläugnen,

Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft! Und — was mich so sehr ärgert — ich thue es — was mich dagegen tröstet — ich thue es mit stillem Protest.

»Wenn's bei uns so streng herginge, wie's sonst geschah zu Zeiten Benedikts und seiner ersten Nachfolger, da wollt' ich sehen, ob die jungen Laffen und Stutzer so in die Klöster rennen möchten, wie's jetzt g'schieht. Wenn s' da arbeiten müssten und fasten und Tag und Nacht chorbeten — no, dann: adieu, Klosterleben! Wir bleiben in der Welt, — würd's heissen.« —

So declamirte heute der Meister mit einer gewissen Art Verbissenheit, die Einen hätte erschrecken können, wenn man nicht zweifelte, ob es ihm damit voller Ernst sei. Darin hat er aber vollständig Recht, dass in unserem Zeitalter nur wenige junge Menschen ein Klosterleben wählen würden, wie es vor tausend Jahren geführt worden ist. Wer hätte trotz des genossenen Unterrichts, trotz der beschränkten Erziehung die Fähigkeit dazu, wenn er nicht ein religiöser Schwärmer, ein fanatischer Sonderling, ein lebensmüder, blasirter oder halb wahnsinniger Sünder, der vor sich selber flüchtig werden muss, ein für die menschliche Gesellschaft unbrauchbarer oder menschenscheuer, halbwilder Egoist wäre. Unser Zeitalter ist ein anderes als das des Alterthums und demnach ist auch der Beruf und die Stellung der Klosterleute ganz anderer Art, obgleich noch immer von der ursprünglichen Bestimmung des Mönchthums die Rede und kein einziges der alten Kirchengesetze, die sich darauf beziehen, ausdrücklich aufgehoben ist. Man geht da mit dem Bewusstsein einer Lüge in einen Wirkungskreis, in welchem man nicht ist, was man scheint und

auch wieder nicht scheinen will, was man ist. Und das wird wohl der Punkt sein, um welchen sich die ganze Erziehungsmethode unseres Meisters dreht.

Heute fragte mich der Meister in der Stunde des Unterrichts um Zahl und Art der klösterlichen Verbeugungen und um die Fälle ihrer Anwendung. — Da ich ihn nicht mehr wie früher fürchte und da mich seine Art, uns zu erziehen, interessirt, so pflege ich auf seine Fragen ohne weiteres so zu antworten, wie es mir eben beifällt. Wenn er dann auch Veranlassung nimmt, über den »Unsinn« und die »Dalkerei der Stadtleute« loszuziehen, so weiss ich doch, dass ihm eine frische Antwort lieber ist, als eine zaghafte, halbversteckte oder eine simulirte. — Ich antwortete demnach ganz keck, dass ich nur zwei Arten Verbeugungen kenne, leichte und tiefe. Darauf erfolgte ein kleiner Hagel von nationalen Kraftausdrücken als Zurechtweisung.

»Es gebe sechs verschiedene Gattungen von Inclinationen, als: die kleinsten, kleinen, mittelmässigen, tiefen, die Kniebeugungen und das vollständige Niederwerfen. Die Fälle, in welchen jede dieser Arten vorkomme, ständen im Ceremoniale ganz genau angegeben, seien aber jetzt nur noch in der Kirche anwendbar. So z. B. sei eine tiefe Verbeugung vorgeschrieben, während man das Vater-unser bete, eine mittelmässige, wenn man im Chor den Prälaten um seinen Segen bitte, das vollständige Niederwerfen bei einem feierlichen Sündenbekenntniss, bei öffentlicher Busse, bei Ablegung der Gelübde und bei einigen Ceremonien der Charwoche. Aber noch zu seiner Zeit, d. h. als er Novizius war, sei es üblich gewesen, sich auch vor dem Prälaten auf den Erdboden niederzulegen, und

bedauere er, dass das aus der Mode gekommen sei. Eine solche Prosternation sei immer ein grossmächtiger Actus von Humiliation, wenn man bedenke, dass damit so einem Abte, der möglicherweise der Sohn eines Schneiders oder Schusters oder irgend eines Bauernlümmels gewesen, ebenso grosse Ehre angethan worden, wie unserm Herrgott selber. Eben deswegen, weil eine solche Demüthigung von grossem moralischen Nutzen gewesen sei, hätten die Aebte ihre Mönche recht oft prosterniren lassen. Wer im Chor irgend welche Fehler beging, durch Stottern, unrichtiges Anstechen, lautes Husten u. dergl. die Andacht störte oder gar zu spät kam, habe stets prosterniren müssen. — Eine ganz besondere Bussübung sei die *prosternatio ad articulos*, wobei sich Einer auf seine zwei, auf den Fussboden kreuzweise aufgelegten Daumen habe stützen und so kniend vorbeugen müssen. — »Damit Sie 's auch g'spüren, wie's g'schmeckt hat, so probiren Sie 's auch 'mal. Knien S' nieder und machen Sie 's so, wie ich g'sagt hab'.« — Wir gehorchten unter höchst possierlichen, aber auch sehr schmerzhaften Geberden. — »So, jetzt halten S' ne Weil' aus! Schmeckt's?« — Und er lachte voll guter Laune, als wir, blutroth im Gesichte und stöhnend, uns auf sein Geheiss nach einigen Augenblicken wieder erhoben. Dann wurden wir entlassen. Meine Connovizen ärgerten sich schrecklich über solche Behandlung und konnten nicht begreifen, dass ich mich nicht auch ärgerte. Ich aber glaube den Gedankengang des Meisters zu verstehen und ertrage daher Alles viel leichter.

Als wir Novizen heute zur gewöhnlichen Stunde bei unserem Meister eintraten, fand ich im Ausdruck seines Gesichts eine Art von schelmischem Lächeln, das mich auf die Ver-

muthung brachte, dass er mit uns wieder einmal etwas besonderes vorhabe. Wir zeigten nach einander unsere schriftlichen Arbeiten vor und recitirten das zum Auswendiglernen aufgegebene Capitel aus der Ordensregel. Es war das 33., mit der Ueberschrift: Ob die Mönche etwas zu eigen besitzen sollen? Darauf machte uns der Meister nach seiner kurzgefassten und derben Redeweise klar, dass das zueignende Fürwort »Mein« für den richtigen Ordensmann so gut wie nicht vorhanden sei; an seiner statt gelte überall das gemeinsame »Unser«. *Quod monachi omnia habeant communia.*

»Wenn S' das wissen — so schloss er seinen Vortrag — so plauschen S' mir nix mehr von Mein und Sein vor und, wenn S' von Ihren Sachen reden, so reden S' von Unsern. Von heut' an. Haben S' verstanden?«

Demgemäss sollte nun Jeder sein Anliegen in echt communistischer Weise anbringen. Zufälliger Weise hatten wir alle um etwas zu bitten. Der Senior fing ganz flüssig an: Unser Beinkleid ist zerrissen, erlauben Hochwürden, dass der Convent-Schneider es uns flicken darf. — Mein Vormann dagegen stotterte und sagte: Ich — wir — ich habe heute die — unsere Wasserflasche zerschlagen und bitte um Anweisung auf 'ne andere. Dann kam ich und sagte: In unserem Zimmer ist unter dem Bette ein grosses Mauseloch, und die Mäuse haben auch schon von unserem Licht was abgefressen. Darf mir — uns will ich sagen — der Conventdiener eine Falle aufstellen? — Und der Meister lachte hell auf vor Vergnügen, als er sah, wie es uns so schwer wurde, das Mein und Unser zu vereinigen.

Als wir dann in unsere Zellen zurückkehrten, lachten und spotteten wir freilich selber auch darüber. Ich neckte meine Connovizen besonders deshalb, weil sie als Söhne wohlhabender Leute immer gut mit Taschengeld versehen sind. Auf dieses machte

ich Ansprüche als auf »unser« Taschengeld, wogegen sie aber entschieden protestirten. —

Uebrigens bin ich über den eigentlichsten Sinn der mir zugewiesenen Kloster-Armuth nicht im Zweifel. Was mir zum Leben nöthig ist und noch Einiges darüber, bekomme ich. Wenn ich das nun als den Anfang einer heiligen Armuth anzusehen habe, so kann ich auch nicht umhin, es als das Ende der weltlichen, die ich als Student oft sehr empfinden musste, zu preisen.

Bis jetzt habe ich ausser jenen, die mir der Meister gegeben, nur wenige Bücher in die Hände bekommen. Das Verzeichniss der zur Lectüre und Meditation bestimmten ist sehr klein, das der unerlaubten noch kleiner. Das erstere enthält:

Thomas a Kempis: *de imitatione Christi*, vier Theile in Einem Bande; Fleury: *historia ecclesiastica*, zwei Bände von zwanzigen; *Theologia moralis* in zwei Quartbänden von einem Ungenannten; Bourdaloue: Predigten, zwei Bände von achtzehn; die Marianische Leibeigenschaft von Gerard Belga, zwei Theile in Einem Bande; Legenden der Heiligen, ein Auszug aus dem grossen Werke des Jacob Voraggio, wie mich die Einleitung belehrt; endlich die Dialogen des h. Gregor über das Leben des heiligsten Ordensvaters Benedikt.

Genau dieselben Bücher erhielten auch die beiden andern Novizen. Soviel ich weiss, lesen sie gar nichts, während ich doch häufig und mit Interesse, besonders in den Meditationsstunden in einigen dieser antiken Drucksachen blättere und nasche. Nicht nur ein Reiz der Neuheit, sondern auch und vorzüglich die ganz besondere Eigenthümlichkeit der An-

schauungen, welche hier niedergelegt sind, fesselt meine Aufmerksamkeit und gerne lasse ich oft den Verstand auf Augenblicke schweigen, um Einzelnes leichter zu verstehen, und versetze mich in den Zustand eines simpeln Gläubigen. Manche Ideen beschäftigen mich lange Zeit, nachdem ich darüber gelesen hatte, gefangen aber hat mich noch keine. Von wirklicher Wissenschaft kann bei diesen in Schweinsleder eingesargten Leichen einstiger Religionsschwärmerei und Einbildung keine Rede sein, doch ziehe ich von meiner theologisch-literarischen Naschhaftigkeit den Nutzen, dass meine eigenen Ansichten gewissermassen bekräftigt und verdeutlicht werden. Namentlich werde ich immer wieder in der bei mir schon längst festgewurzelten Ueberzeugung bestärkt, dass man einem leichtgläubigen Menschen, der ohnehin nicht selbstständig nachdenkt, viel, sehr viel, aber einem Abergläubischen Alles, auch das Widersinnigste, Unmöglichste aufbinden kann.

Das Buch der theologischen Moral, dessen Urheber auf Verewigung seines Namens — freiwillig oder nicht — verzichtet hat, macht mir viel Spass, da es nichts von Allem enthält, was ich darin suche, dagegen aber Grundsätze offenbart und verficht, von denen ich noch nicht einmal eine leise Ahnung gehabt habe. Dahin gehören z. B. die Collisionsfälle, in die das Gewissen eines Mönchs und Priesters gerathen kann. »Wenn die Vernunft des Menschen mit der heiligen Offenbarung, mit Bibel und Tradition in Widerspruch geräth, so muss man ohne weiteres Bedenken seine Vernunft verlassen und der höhern Mittheilung folgen.« — »Man soll das Evangelium erst glauben und dann verstehen lernen, nicht umgekehrt durch Verständniss zum Glauben gelangen wollen. Kann Einer etwas nicht verstehen, so sei er zufrieden, dass er es glaubt. Das Heiligste geht Allem vor.« — »Wo das kirchliche Recht einem natürlichen Menschenrechte entgegensteht, verdient das Erstere den Vorzug.« —

Der Verfasser dieses Werkes und seine Auftraggeber haben freilich sich nicht träumen lassen, dass es einmal eine Zeit geben würde, wo die Leute mit Ausdauer und Zähigkeit nach Gründen ihres religiösen Glaubens forschen und wo ihnen Beweise vorgelegt werden, dass unter der Ueberschrift »göttliche Offenbarung« sich sehr menschliche Glaubenssatzungen, und als »heilige Tradition« ganz gewöhnliche Sagen eingeschlichen haben. — Wie, wenn ich, jetzt Mönch und in einigen Jahren Priester, diese oder jene kirchlichen Rechte für blosse Forderungen des Priesterthums halten muss, weil die Geschichte mir dafür Bürge ist? — An dergleichen Collisionsfälle hat mein Moralist nicht gedacht. Gewiss hat er sie für unmöglich gehalten, ebenso wie ich die seinen! —

»Die Heiligen, die durch ihre Wunderwerke selbst Gott übertroffen haben, verdienen deshalb auch mehr brennende Altarkerzen. Daher ist die erhöhte kirchliche Feier an Heiligenfesten kein Gegenstand der Collision für diejenigen, welche dieselbe veranstalten.«

»Wenn der Priester ein Kind mit den Worten begiessen würde: ich taufe dich a u f oder m i t dem Namen des Vaters u. s. w., anstatt zu sagen: »im Namen«: so ist die Taufe ungültig. — Würde bei einer Nothtaufe der Vater die richtigen Worte sprechen, aber jemand Anderer, z. B. die Hebeamme, das Wasser aufgiessen: so wäre die Taufe gleichfalls ungültig.« —

»Wenn der Pfarrer aus der Beichte wüsste, dass ein Bauer vom gestohlenen Gelde einen Acker gekauft habe, aus dessen Früchten der Geistliche seinen jährlichen Zehent zu beziehen habe: so könnte dieser ohne Gewissensbisse seinen Zehent erheben, da die Feldfrüchte Gaben Gottes sind.« —

»Ist ein Kranker tobsüchtig, aber auch zugleich zum Sterben krank, so entgeht der Geistliche allen Vorwürfen des eigenen Gewissens, wenn er dem Kranken die letzte Oelung

giebt und ihn zu diesem Zwecke von seinen Angehörigen binden lässt. Das Abendmahl soll er ihm jedoch nicht reichen.« —

Dass der Verfasser dieses Buches selber auch Mönch gewesen, erhellt aus folgenden in dem Werke zerstreuten Beispielen:

»Das heilige Scapulier ist die Fahne des Gott geweihten Kriegsheeres der Mönche und Priester: mit ihm wird die teuflische Schaar der Glaubensfeinde siegreich in die Flucht geschlagen. Der Christ, welcher ohne Scapulier stirbt, müsste eigentlich nicht in geweihte Erde begraben werden.« —

»Dem rechten Mönche darf nichts so widrig und lästig sein, als die Erholungsstunden, denn er ist während derselben in beständiger Gefahr, dass der böse Geist ihm einen Streich spielt und ihn zum heiligen Ernst unfähig macht.« —

»Der Mönch kann ohne Wissen und Erlaubniss seiner Vorgesetzten verbotene Bücher nur dann ohne Sünde lesen, wenn er ein Doctor der Theologie ist, lediglich Kenntniss der gegnerischen Ansichten erlangen will und ihnen nicht beipflichtet. Sollte er aber zu dem Letzteren Neigung fühlen, so soll er das Buch verbrennen.« —

»Fische sind zwar Fleisch, aber die Kirche gestattet doch deren Genuss, weil Gott das Wasser nicht ebenso mit dem Fluche beladen hat, wie die Erde und ihre Geschöpfe. Das geschah auch nur darum, weil Wasser zum Taufen und zur Vergebung der Sünden dienen soll.« —

»Die Nothwendigkeit, Etwas zu thun oder zu unterlassen, kann eine dreifache sein: eine *stabilis*, von der die geistliche Obrigkeit allein dispensiren kann; *inviolabilis*, die nur Gott im Himmel ändern kann, und *incommutabilis*, die auch nicht einmal Gott ändern kann, weil er nicht will.« —

Das fühle ich übrigens, dass dieses Buch, selbst dann, wenn ich seinen Eingebungen guten Willen zuwenden wollte, mich nicht sittlich besser machen würde.

Ueber Fleury's Kirchengeschichte in zwanzig Bänden werde ich, obwohl ich erst in zweien geblättert habe und die andern — wenn es angeht — gar nicht zu holen, jedenfalls aber nicht anzusehen gedenke, doch schon ein bestimmtes Urtheil fällen. Diese Art Schriftsteller kann nach meinem Dafürhalten einen verständig denkenden und gerecht fühlenden Menschen nie für sich einnehmen. Fleury verherrlicht allerdings die überspanntesten Träumer und wilden Schwärmer des urchristlichen Alterthums, die unter dem Vorwande, besser und sittlicher als andere Menschen zu sein, sich auf die grausamste Weise quälten, wilden Bestien gleich in Einöden lebten und sich den heidnischen Tyrannen mit Gewalt als Märtyrer aufdrängten. Das lasse ich hingehen. Dass er aber solche überspannten Köpfe die einzigen und wahren Philosophen, die höchsten Muster aller Vollkommenheit nennt, halte ich für eine Beleidigung des Menschengeschlechtes, die mich im Tiefsten empört. Bei Gott! man möchte allen Verstand verlieren, wenn man so etwas liest. Soll man denn wirklich glauben, dass ein thierartiges Menschendasein ohne Einsicht und vernünftige Thätigkeit der Gottheit gefalle und alle Vollkommenheit ausmache? — Dieser Fleury ist, wenn er auf Mönche und Einsiedler zu sprechen kommt, von einer Andacht erfüllt und weiss dieselbe so geschickt seinen Redensarten einzuhauchen, dass ein von menschlicher Wissenschaft unberührtes Gemüth wohl ganz leicht davon angesteckt werden und Erzählungen der grössten Albernheiten ebenso streng behandeln könnte, wie die ewigen Fragen der Gerechtigkeit und Sittlichkeit. Wer nichts Anderes erführe, als was diese Kirchengeschichte berichtet, müsste wirklich alle Mönche, welcher Art oder Unart sie sonst gewesen sein möchten, für höhere Wesen in Menschengestalt halten.

Ueber die Lectüre der Legenden, die während des Probejahrs angeordnet und theilweise auch in das Chorgebet einge-

flochten ist, lässt sich viel und wenig sagen. Ein ganzes Buch, ein grosses, umfangreiches Werk, das nichts anderes enthält, als Erzählungen von Wunderlichkeiten der gröbsten Art, ist für den gesunden Menschenverstand allerdings zuviel: dagegen kann man ab und zu hineinsehen, ohne in Gefahr zu kommen seinen Geist aufzugeben. Es wird Einem bloss etwas schwindlich, wenn man zu der enormen Höhe emporblickt, auf die sich der fromme Glaube mit seiner süssen Gemahlin, der heiligen Dichtung, verstiegen hat. Mir sind diese tollen Mönchsfabeln durchaus nicht so unangenehm, als sie verrufen sind, und ich sehe das ganze Buch wie ein klösterliches Märchen von »Tausend und einer Nacht« an. Deshalb stöbere ich manchmal gern in dem mir zur Belehrung und Erbauung gegebenen Werke herum und — erheitere mich. Wer Fähigkeit genug besässe zu glauben, hätte da vollauf zu thun. Mir fehlt sie und ich weiche vor der Herausforderung, welche jede dieser Erzählungen an die gläubigen Leser stellt, zu zeigen, was sie als solche leisten können. —

Ein sehr liebes Buch ist mir mit der Zeit Belga's Marianische Leibeigenschaft geworden, freilich aber in einem Sinne, der von gewisser Seite nichts weniger als gebilligt werden würde. Unglaublich sind die Uebertreibungen, welche sich da für die Verehrung der göttlichen Jungfrau finden. Wenn man andererseits bedenkt, mit welcher Verachtung und Zurückweisung die Erbauungsschriften sonst das Frauengeschlecht als Repräsentanten alles Bösen und Unreinen darstellen, so muss man das Genie des Schriftstellermönchs bewundern, das sich zu einer solchen Höhe der Verherrlichung idealer Weiblichkeit aufzuschwingen wusste. Maria ist der Inbegriff aller möglichen und unmöglichen Sittenreinheit und Liebenswürdigkeit, trotzdem sie auch dem sündhaften und Sünde gebärenden Geschlechte entstammt. Das Bild der Mutter Gottes strahlt um so blendender, je düsterer und unglückseliger die Idee des verworfenen Frauenthums in den Schmutz getreten wird. In meinem Brevier

steht z. B. folgender Ausspruch des heil. Chrisostomus, genannt Goldmund:

»Was ist das Weib anderes, als eine Feindin der Frauenschaft, eine unvermeidliche Strafe, ein nothwendiges Uebel, eine natürliche Versuchung, eine ewige Thränenquelle, ein Böses der Natur, von schimmerndem Glanze umgeben.« — Dann lese ich wieder jubelnde Hymnen, prachtvolle Gebete, die hochtrabendsten Oden, die dem Einen Weibe, das alle Vollkommenheit, alle Würde, allen Adel einer Mutter und Jungfrau in sich fasst, dargebracht werden. — Wie ist nur ein solcher Widerspruch zu lösen? —

Das erwähnte Buch hatte vielleicht ursprünglich nicht, erreicht aber ganz gewiss den Zweck, das weibliche Ideal, wenngleich als heiliges, irdisch-himmlisches, höchstes, dem Gemüthe eines Mönchs so tief als möglich einzuprägen, so dass er keine Seligkeit ausser dessen Bereich denken und erwarten mag. Ich kann mir sogar wohl denken, dass er dieser Idee am Ende ganz unterliegen und »der höchsten Herrin leibeigen« werden muss. Die lieblichsten Redeweisen irdischer Liebe, wie sie von Dichtern und Dichterlingen nur immer ersonnen, von Liebenden ausgesprochen worden sein mögen oder werden könnten, singt und betet mir das Buch vor, und hätte ich noch nie eine Ahnung der weltbeglückenden Geschlechtsliebe gehabt, ich müsste sie hier bekommen.

In dem uns Novizen zur täglichen Lesung und Meditation übergebenen Buche wird der Marianische Dienst als ein grosser Vorzug des Benediktinerordens gepriesen, und man begegnet da dem Mahnspruche: »*Mariophilus sit benedictus*,« was ich mit: Ein Liebhaber Mariens sei der Benedictinermönch — oder auch mit: Gesegnet sei jeder Marienverehrer — übersetzen kann. Eine andere Stelle spricht deutlicher:

Qui ad coelum quaerit viam et superna gaudia
Nisi colat is Mariam, vix adibit sidera.

Bei dieser Wichtigkeit des Mariencultus dürfen die zahlreichen Feste und Feiertage nicht befremden, welche ihm jährlich gewidmet sind. Unser Directorium weiset sehr viele besondere Tagesandachten zur Mutter Gottes nach. Als vollständige Feste gelten: am 23. Januar die Verlobung Mariens, am 2. Februar die Reinigung, am 25. März die Verkündigung, am 26. März die sieben Schmerzen, am 2. Juli die Heimsuchung, am 16. Juli das Fest vom Berge Carmel, am 2. August Portiuncula, am 5. August Schneefest, am 15. August Himmelfahrt, am 8. September Geburtstag, am 10. September Namenstag, am 2. October das Rosenkranzfest, am 6. November das Schutzfest, am 16. Siegesfest, am 21. Opferung, am 8. December Empfängniss, am 19. December das Fest der ersten Wochen der heil. Jungfrau.

Neben diesen gesetzlichen Klosterfeiertagen gehören Mariens Verehrung noch die vier Wochen des Advents und alle 52 Samstage des Jahres besonders an. Ausserdem wird aber alltäglich jede Andacht mit der Anrufung und Seligpreisung der heil. Jungfrau geschlossen.

Für den Mariendienst hat Belga's Buch noch ganz besondere Gedichte und Gebete, deren Inhalt den Andächtigen ausschliesslich mit der heiligen Jungfrau beschäftigt. Gottes selbst geschieht darin kaum, oft nur gleichsam zur Noth, Erwähnung. Die biblischen Psalmen, welche da mit verändertem, dem Mariendienst anpassendem Wortlaut vorkommen, empfiehlt das Buch als besonders wirksam. Eine solche Art Plagiat scheint für den guten Belga kein Unrecht gewesen zu sein. Da lautet z. B. Davids zweiter Psalm: »Warum toben unsere Feinde und sinnen wider uns vergeblich? Deine rechte Hand beschützt uns, Mutter, du zerstreust und vernichtest die furchtbaren Heere. Kommt zu ihr, Alle, die ihr geplagt und geängstet seid, sie wird euren Seelen Trost und Erquickung geben.« u. s. w.

Oder der siebenzehnte: »Ich will dich lieben, Gebieterin des Himmels und der Erde und will deinen Namen unter den Heiden verherrlichen. Bekennet ihr eure Sünden, die ihr geängstet seid, und sie wird euch stärken gegen eure Feinde. Träufle uns, Herrin, Gnade aus deinen Brüsten; aus der fliessenden Milch deiner Süssigkeit erquicke die Eingeweide deiner Kinder.«

Eine in diesem Buche aufgeführte Litanei, die sich übrigens auch im Brevier vorfindet, zu beten, ist uns Novizen, namentlich aber mir, schon einige Male vom Meister als Strafe auferlegt worden. Sie ist höchst eigenthümlich und interessant: es werden darin alle möglichen Superlative der Vollkommenheit für die Madonna erschöpft, als: allerreinste, allerkeuscheste, ungeschwächte, unbefleckte, lieblichste, wundervollste u. s. w. Darunter sind aber auch manche höchst sonderbare Titel, als: geistliches Gefäss, geistliche Rose, Davidischer Thurm, goldenes Haus, Bundeslade, Himmelsthür u. a. — Als Frater Agathon einmal eine Miene darüber machte, weil er wieder die Litanei *de beata* zur Strafe erhielt, rief ihm der Novizenmeister in zänkisch eifrigem Tone zu: »Seien S' froh; 's ist 'ne b'sondere Ehr', d' Mutter Gottes b'ständig grüssen zu können!« —

An einige Gebete zur Mutter Gottes sind bedeutende Zusagen göttlicher Gnaden oder päpstlicher Ablässe geknüpft. Eines, an die Gliedmaassen der Jungfrau gerichtet, trägt die Verheissung ganz besonderer Gnaden mit sich. Es beginnt: »Ich bete an und benedeie deine allerseligsten Füsse, womit du den Kopf der alten Schlange zertreten hast; ich bete an deinen allerkeuschesten Leib, der gleich ist einem Haufen Weizen, mit Lilien umkränzt; ich bete an deine schön geformten Arme voll Hyacinthen u. s. w. — Für dieses absonderliche Gebet sind von einem Papst Sixtus, der dessen Verfasser ist, nicht weniger als elftausend Jahre Ablass verheissen; es muss aber im Sonnen-

schein gebetet werden und kann deshalb an trüben Tagen nichts nützen.

Die Antiphonen der Gebete und Psalmen, welche an Marientagen auch im Chor gesprochen werden, sind aus dem »hohen Liede« ausgewählt und übertreffen Alles an Reiz und Lieblichkeit der Sprache, um die Phantasie des betenden Mönchs desto mehr zu erhitzen. Hier einige Citate:

»Ich bin eine Blume zu Saron und eine Rose im Thal. — Seine Linke liegt unter meinem Haupt, und seine Rechte herzt mich. — Ich bin schwarz, aber lieblich, ihr Töchter Jerusalems. — Als der König sich zu mir wendete, gab meine Narde feinen Geruch. — Siehe, meine Augen sind wie Taubenaugen. — Ich beschwöre euch, ihr Töchter Jerusalems, dass ihr meine Liebe nicht wecket, bis dass es ihr selber gefällt. — Stehe auf, meine Freundin, meine Schöne, und komm zu mir. Denn sieh, der Winter ist vergangen, der Regen ist dahin. — Setze mich wie ein Siegel auf dein Herz und wie ein Siegel auf deinen Arm. Denn Liebe ist fest wie der Tod und Liebeseifer stark wie die Hölle. Ihre Glut ist feurig und eine Flamme des Herrn!« —

Für uns Novizen gilt als besonderes Verbot, Bücher irgend welcher Art, seien sie erlaubt oder nicht, ohne Wissen und Willen des Meisters zu besitzen oder zu lesen. Nichtsdestoweniger bin ich doch in den vorübergehenden Besitz einiger, freilich nur weniger, solcher Bücher gelangt, die mir der Meister gewiss nicht gestatten würde. Die Sache ist indessen so heimlich, dass nicht einmal meine Connovizen etwas davon ahnen. Es sind folgende drei: Weber's Democrit, der lachende Philosoph, 2 Theile in Einem Bande (von Sechsen der Erste);

— Roskoë's Geschichte des Papstes Leo X. (beide hat mir, als ich noch Candidat war, Valerian geliehen und bis jetzt gelassen) und Göthe's Faust, das dritte im unerlaubten Bunde, mein Liebling. Dies fand sich unter den mir im Koffer nachgeschickten Sachen vor. Meine Eltern haben ihn wahrscheinlich nicht hineingelegt, denn ich hatte sie darum gebeten, nicht Bücher mitzuschicken. Ich wusste damals nicht, dass mir deren heimlicher Besitz möglich sein würde. Eine befreundete Hand wird meinen lieben Faust zwischen die Sachen geschoben haben. Gott lohne es.

Alle drei Werke sind dem Priesterwesen nicht hold; jedes in seiner Art, aber ich betrachte sie als nothwendiges Gegengift, um die nachtheilige Wirkung der Ascetik, der ich auf die Länge der Zeit vielleicht doch nicht ganz entgehen könnte, aufzuheben. In dem bunt durcheinander gemengten Glossarium des lachenden Philosophen und den streng logischen Ansichten Göthe's fand ich bisher auch lindernden Balsam für Wunden, welche manchmal das tolpatschige Wesen des Meisters mir trotz all' meiner Resignation geschlagen hat.

Vor einiger Zeit gab es einen recht bösen Tag: der Meister war in der Laune, mit uns zu zanken und uns so tief als möglich zu erniedrigen. Unsere schriftlichen Arbeiten, die eben nicht schlechter waren als alle Tage, belegte er mit allerhand Strafen. Ich erhielt eine halbe Stunde Adoration und die 7 Busspsalmen. Als das Alltägliche abgemacht war, breitete er sich in einer langen Strafrede über das von uns begangene Verbrechen aus, gestern Abends bei Tische laut gelacht zu haben. Er, der selbst gerne lacht, wenn er gerade guter Laune

ist, wurde immer wüthender, je weiter er in seiner Strafrede fortfuhr. Einige seiner Gründe, die er gegen unser Unrecht anführte, waren mir neu, sonst hätte ich sie wirklich nicht beachtet.

»Na, und worüber war denn da zu lachen?« — fuhr er endlich unsern Senior an.

»Es war 'ne unbedeutende Bemerkung des Buchhalters« — antwortete der Senior.

»G'rad im Unbedeutenden zeigt sich 'n Narr, wie er ist. Im Bedeutenden nimmt man sich zusammen. *Risus in delictis peccati.* Das seh' ich schon, dass Ihnen 's Juchhe besser g'fällt, als der heilige Ernst eines Mönch's und darum sag' ich Ihnen, was ich schon so oft g'sagt hab': Sö taugen nicht zum regulairen Leben. — *Scurrilitates aeterna clausura damnamus.* Wer's Lachen nicht in seiner G'walt hat, kann sich auch sonst in nichts beherrschen. — Lachen kann jeder dumme Bauernbu'e. 's ist 'nmal gegen die Regel und gegen d' heilige Schrift — das müssten S' doch wissen! Die weltlichen Leut' meinetwegen lachen wie s' wollen und wann s' wollen und wie lang' s' wollen; aber ordentliche Klosterleut' nicht. 's ist nun 'mal verboten wie d' Lieb' und das Tanzen, und ich will's nicht. Punktum. 's ist keine Demuth d'rin und 'n Kloster ist kein Freudenhaus. — Warum lacht der Mensch nicht, wenn er auf d' Welt kommt? Warum flennt er? — Und Sö als Senior lachen noch mit! 'n sauberer Senior! 'n älterer Narr und nichts weiter. Was wird sich der Prälat von mir denken, wenn meine Novizen solche Hansnarren sind!« —

Als er genug gezankt hatte, diktirte er die Strafen. Ich, als der »ärgste Hanswurst« sollte die Frage in einer schriftlichen Meditation beantworten: »wozu das Lachen gut sei?« der Agathon dagegen auseinandersetzen, »was es schade?« und der Senior über uns Beide das »Verdammungsurtheil aus Schrift und Regel« fällen.

Mit betrübten Gesichtern zogen wir ab. Kaum hatten wir aber die Doppelthür des Zimmers geschlossen: so brachen wir alle Drei zugleich wie mit einem Schlage in ein helles Gelächter aus. Die Erinnerung an den Gegenstand des gestrigen Lachens musste ohnehin zur Heiterkeit reizen; nun trat noch die burleske Rede und die sie begleitende Strafe hinzu. Wir konnten uns die Lösung der Aufgaben nicht anders als höchst spasshaft denken. Zuerst ging es über unsern Senior her, dessen Gemüth ein höchst gutmüthiges und freundliches ist. »Dass du uns aber auch gehörig verdonnerst« — riefen wir ihm ein um das andere Mal zu — »bilde dir ein, du sässest in Rom als Grossinquisitor und hieltest den Blitzstrahl in der Hand! Nimm doch um Gotteswillen eine ernste Miene an und schau' nicht so freundlich d'rein.« — Dann verabredeten wir, alle Drei zusammen an jeder einzelnen Aufgabe zu arbeiten und den derben Ton des Meisters darin nach Möglichkeit walten zu lassen. Endlich wurde noch beschlossen, sofort an's Werk zu gehen.

Hier ist die Abschrift unserer Arbeit. Sie hat uns zwar etwas Mühe, aber auch tausend Spass gemacht, weil wir sie ernstlich und scherzhaft zugleich nahmen.

1) Beantwortung der Frage: Wozu das Lachen gut sei?

»Es wird zwar vielfach behauptet, dass das Lachen sündhaft und böse sei, dass es demnach dem nach Gottes Ebenbilde geschaffenen, zur ewigen Seligkeit berufenen Menschen nicht zukomme: aber nichts kann unrichtiger sein als derartige Behauptungen, die nur in einer mangelhaften Anschauung ihren Ursprung haben mögen. Das Lachen ist für uns Menschen, und nur für uns, eine Gabe Gottes: nur der Mensch hat sie. Er kann dieselbe als einen Vorzug seines Geschlechtes ansehen. — Und haben wir nicht auch hinreichende Ursache zur

Freude? — Wenn alle Gerechte sich freuen dürfen, so kann es auch nur als ein Zeichen von Gerechtigkeit angesehen werden, wenn Einer recht vom Herzen froh ist und lacht. Böse Menschen können nicht wahrhaft vergnügt sein und auch nicht freudig lachen. — Wenn wir also im Namen Gottes lachen, so kann es keine Sünde sein. — Und gerade die Mönche müssten recht viel und recht freudig lachen, weil sie Gottes Lieblinge sind; sie müssten eigentlich die ganze profane Welt auslachen, weil sie so thöricht ist. Denn nur ein Mönch hat den besten Theil erwählt, wie Maria zu den Füssen des Herrn sitzen und — seinen Worten lauschen zu können.

Haben wir nun, wie sich sonnenklar erweisen lässt, alle Ursache, fröhlich zu sein und zu lachen; so hat dieses auch ausserdem seine grossen Vortheile. Es erfrischt die geistigen und körperlichen Kräfte des Mönchs und macht ihn aufgelegt zu jeglicher Arbeit, thätig, umgänglich, erträglich. Es fördert die Verdauung und somit die Gesundheit. Es bannt die seit jeher eingenisteten Plagegeister eines klösterlichen Zusammenseins: Hypochondrie und mürrisches Wesen.

Ein kranker Mensch kann nicht lachen, und es ist daher wohl zu vermuthen, dass es auch mit jedem, der nicht lachen kann, nicht ganz richtig sei und ihm viel oder etwas fehle. Der Mensch lebt nicht allein vom leiblichen Brode, sondern auch vom geistlichen und dieses ist Erkenntniss der Wahrheit als des Wortes Gottes und — Freude. Jeder Mensch muss seine Freude haben und hat sie, wenn er will.

In der Freude lachen ist viel natürlicher, aufrichtiger und schöner, als im Stillen und in sich hinein schmunzeln, gleich als ob man gerne möchte, wenn es nur erlaubt wäre. Es ist sogar schädlich, das Lachen zu unterdrücken, wenn es Einem ankommt und gerechte Veranlassung dazu da ist — gerade so schädlich wie gestörtes oder unterdrücktes Niesen und Gähnen. Es ist dagegen unnatürlich, sich zur Traurigkeit zu zwingen,

wo man fröhlich sein müsste, und jede Unnatürlichkeit bringt Schaden. Punktum.

2) Beantwortung der Frage: was das Lachen schade?

Nichts kann dem geistlichen Ansehen, der priesterlichen Würde, der seelsorglichen Besonnenheit und Ueberlegung, der heiligen Einsicht und Demuth nachtheiliger sein als Gelächter. Da verliert Einer sein ganzes Selbstbewusstsein. Da ist er wie ein Spielball des Witzes oder Spasses eines Andern. Da ist er nicht des Herrn, sondern dessen, der ihn lachen macht. Im Lachen vergisst der Mönch Alles, was so ernst und heilig ist für sein ewiges Leben. O jammervolles Dasein des Lachenden! Ein rechter Mönch fühlt beständig Schmerz über die Sündhaftigkeit des Erdenlebens, und wenn sein Schmerz ein aufrichtiger ist, kann er gar nicht lachen. Im Lachen gehen ihm seine grössten Zierden verloren, der hohe Ernst, der Schmerz, die Trauer. So wie Trauerkleider Jedermann gut kleiden, so auch der Ernst, die strenge Miene und ein düsteres Wesen.

Gerade weil alle andern Menschen lachen und weil sie im Stande sind zu lachen, hat der Liebling der Gottheit etwas für sich, indem er nicht mitlacht. Sonst wäre er ja wie alle Andern und um kein Haar besser als sie. Wenn das Lachen auch wirklich Leben und das Weinen der Tod wäre — was aber eine Lüge ist — so gälte selbst dieser als der eigentlichste Antheil am Erdenleben für den Mönch, damit er jenseits nicht sterbe.

Darum thut das Lachen dem Heiligen weh, und man soll Niemandem weh thun. Der Spass, welcher bei dem Einen Lachen erregt, wird einem Andern zum Ekel, und man soll Niemandem Ekel erregen.

Darum beherrscht sich ein starker Charakter und lacht nicht, selbst wenn er gerne möchte, weil es schädlich, unpassend, unwürdig, unrecht, unüberlegt, unschön ist und — mit Einem Wort: den Weltmenschen verräth.

Was kann auch ungereimter sein, als ein lachender Mönch, ein lachender Priester, ein lachender Heiliger? — Jedes Lachen verzerrt das Gesicht und macht es fratzenhaft, unförmlich, roth aufgedunsen, wie man des Teufels Gesicht zu malen pflegt. Durchs Lachen erhält also der Mönch ein teuflisches Ansehen und verliert das Heilige. Punktum.

3) Das Verdammungsurtel.

Risum reputavi errorem. Darum: »Weh' über euch, die ihr lachet und euch freuet, ihr werdet bald weinen.« So wie der heiligste Mann Benedikt in seiner *Regula* das Lachen für alle Zeiten verdammt, indem er spricht: *Scurrilitates aeterna clausura damnamus;* so muss auch jeder rechte Sohn dieses heiligsten der Väter, vorzüglich also jeder Benediktiner, den strengsten Fluch dem Mönch zudonnern, der dazu Anlass giebt, oder sich von Andern verführen lässt, oder wohl gar sich unterfängt, auf die eine oder andere Weise das Lachen zu rechtfertigen.

Ihr, meine ehrwürdigen Brüder, habt Beide übel daran gethan, dass Ihr die euch gestellten Aufgaben auf unrechte Art zu lösen bemüht wart, der Eine mit verdammungswürdiger Vernünftigkeit das Lachen vertheidigend, der Andere aber in so zweideutiger, oft sogar ironischer Weise tadelnd, dass beide Darstellungen des heiligen Ernstes und der innern Würde entbehren. Wie wollt Ihr, meine innigst geliebten Brüder! gerecht urtheilen und auf die vorgelegten Fragen überzeugend antworten, wenn eure ganze Redeweise selber lachenerregend und bestechlich abgefasst ist. Was sagt die Regel? *Omnes scurrilitates et verba risum moventia damnamus.* Ihr, meine ehrwürdigen Brüder, habt die Sache noch ärger gemacht, als sie ist. »Wehe aber dem, durch den ein Aergerniss kommt; es wäre besser, ihm einen Mühlstein an den Hals zu hängen und ihn zu ersäufen!« —

In brüderlicher Liebe beklage ich die frech und gottlos verfasste Auseinandersetzung und schleudere ihr jenen Fluch zu, der einer jeden solchen Unthat gebührt. Ewige Verdammniss wird den treffen, der uns den heiligen Ernst klösterlicher Demuth durch Witze und Spässe rauben will. Er soll nimmer selig werden. Denn wie sagt die Schrift? »Selig sind nur die Traurigen und Flennenden.« Punktum. —

Als wir andern Tages diese schriftlichen Arbeiten dem Meister überreichten, legte er sie bei Seite und behielt sie einige Zeit. Der Conventdiener steckte uns dann heimlich die Mittheilung zu, der Meister habe mit seinem Nachbar, dem P. Gerhard — demselben, welchem ich gleich am ersten Tage im Stillen das Prädikat des »Quecksilbernen« beigelegt hatte — über unsere Aufsätze recht herzlich gelacht und so viel Spass gehabt, dass er selber (der Conventdiener) sich des Lachens nicht habe enthalten können. Als wir unsere Arbeiten heute zurückerhielten, standen auf jeder folgende kurze, kaum leserliche Randbemerkungen:

ad 1. Für einen Weltmenschen ist das Geschwätz nicht ganz so dumm, als man präsumiren könnte.

ad 2. Richtig, aber unpraktisch und fade.

ad 3. Viel zu zahm! Man sieht schon, dass aus Ihnen kein Papst wird.

Der lange Winter geht seinem Ende entgegen. Von der Strenge desselben habe ich in meiner Zelle nichts empfunden, denn sie wurde tüchtig geheizt. Das Holz wird hier nicht gespart; der Wald ist ja dicht an der Klostermauer und »gehört uns.« Für einen Sohn armer Stadtleute, die jedes Stückchen Heizmittel mit theurem Gelde bezahlen müssen, ist es allerdings

etwas Grausiges, wenn er so ganze Scheite in die Oefen hineinladen sieht. *Bene autem post fornacem nunc sedemus.* — Nur in der Kirche ist es frostig; aber da hält man sich so wenig als möglich auf; oder man heizt zuvor den kleinen chemischen Ofen, den die Natur Jedem gegeben hat. Für unser Chorgebet haben wir dicht am Hochaltar ein wohlerwärmtes Oratorium. Das Volk, das in der kalten Kirche friert, kann uns frischweg »raspeln« hören und sich einbilden, dass wir dabei ebenso um Gottes willen frieren, wie die andächtigen Laien. — Mein Connovize Agathon hatte übrigens vor einigen Tagen das Unglück, mit einem Scheit Holz, das immer im Ganzen und von aussen (im Corridor) eingelegt wird, seinen Ofen einzuwerfen. Wir glaubten, das würde ihm von Seite des Meisters eine bedeutende Strafe einbringen. Dieser aber lachte über den Vorfall, dass ihm der auswattirte Bauch wackelte, und liess den Schaden repariren.

Es ist wahr, und ich sehe es ein: der Meister erreicht seinen Zweck und stumpft unser Selbstgefühl ab; aber er ruht nicht, sondern steigert die Versuche immer mehr. Er scheint dabei selbst den Rest von Achtung, den wir ihm noch zollen, um des Einen Zweckes willen auf's Spiel setzen zu wollen. Er lässt uns zum Beispiel heute Einen nach dem Andern zu sich kommen, den Senior zuerst, dann Agathon und mich. Den Ersten beschuldigt er ohne eine Spur von Veranlassung, er habe ihn belogen, und macht ihm die härtesten Vorwürfe. Dann horcht er aufmerksam, ob und wie sich der Angeschuldigte vertheidigen werde. Darauf lässt er den Zweiten eintreten, sagt, der Erste habe sich auf ihn ausgeredet; giesst auch wieder eine volle Schale von Schmähungen auf sein Haupt

und beobachtet das Benehmen der Beiden, ob sie über das ihnen zugedachte Unrecht hinreichend empört sind. Dann ruft er mich in das Zimmer und behauptet, die beiden Ersten hätten mich verklagt, und zeiht mich in der brutalsten Weise der Verläumdung. Ich weiss nicht, was ich davon denken soll und sehe meine Collegen zweifelhaft an, die auch ganz verlegen dastehen. Eine gräuliche Scene! Endlich macht ihr der Meister selber ein Ende und sagt halb lachend, halb ernsthaft:

»Na, ich hab' nur sehen wollen, wie Sö sich geriren, wenn Ihnen Unrecht g'schieht. Das kann Ihnen im Kloster noch oft passiren, dass Sö unschuldiger Weise calumnirt oder accusirt werden, und da müssen Sö's g'lernt haben, Ihren Zorn zu beherrschen und nicht unbesonnen d'rauf los zu fahren. Heut' haben S' noch nicht viel Verstand bewiesen. Na, vielleicht geht's 'n andermal besser. B'hüt Gott.« —

So entliess er uns. Ich muss aber gestehen, dass ich diese Erziehungsmethode nicht im Geringsten billige. Es mag sein, dass die absonderliche Stellung eines Mönchs und Priesters in der Gesellschaft besondere Künste des Betragens erfordert, aber ich weiss nicht recht, wozu Exerzitien dienen, die der Meister immer nur einmal vornehmen kann, weil sie das zweitemal vollständig fehlschlagen müssen. Es giebt doch wohl noch eine edlere Methode der Belehrung und Warnung als diese plumpe und ehrlose, die der Meister anwendet.

Eine liebe, süsse Viertelstunde ist für mich die Zeit der sogenannten Adoration geworden. In unserer Tagesordnung ist befohlen, die letzte Viertelstunde vor der Mittag- oder Abendtafel auf dem Musikchore zunächst der Orgel in »Anbetung des

Allerheiligsten« zuzubringen. Ich kann mir die Bestimmung, gerade auf dem Musikchor und immer auf einem gewissen Plätzchen zu erscheinen, nicht anders erklären, als dass es dem Meister bequem sein mag, uns von einem der Oratorien aus heimlich zu beobachten.

Dort müssen wir nun auf den Knien liegen, die Hände falten und, den Blick emporgerichtet, stille beten. Schade, dass uns, vielleicht ausser dem Meister, Niemand sieht; die Szene muss malerisch sein. Man denke nur, drei junge Leute im Mönchsgewande in Andacht hingegossen wie Bildsäulen, aber mit leichtfertigen Gesichtern und frechen Mienen! —

Zu meinem grossen Glücke habe ich in dieser höchst beschwerlichen Situation ein reizendes Mädchenbild vor Augen. Im Plafond des Musikchors ist ein grosses kunstvoll ausgeführtes Frescogemälde zu sehen, das eine biblische Szene darstellt. König David tanzt mitten unter den übrigen Tänzern und Tänzerinnen vor der Bundeslade einher und spielt dazu seine kleine Harfe. Vor ihm befindet sich dicht am Wege eine Gruppe Musiker und spielt zum Tanze auf. Diese Gruppe habe ich vor Augen. Man kann sich nichts Lieblicheres denken! Ein schöner Israelit sitzt mitten unter seinen Kindern und spielt auf einem Instrument, das unserem Violoncell sehr ähnlich sieht. Seine zwei erwachsenen Töchter singen aus dem im Schoosse der Einen liegenden Notenhefte, ein kleiner Knabe schlägt den Triangel und ein noch kleinerer, ein lieblicher Knirps, pfeift höchst possierlich auf der Querpfeife. In diesem Quintett, dessen Gruppirung ganz allerliebst ist, befindet sich die etwas jüngere der zwei Schwestern, der ich alltäglich zweimal meine Verehrung darbringe. Der Maler hat ihr eine unwiderstehliche Schönheit verliehen, von der ich mich alle Tage mehr bezaubern lasse. Bereits ist es so weit gekommen, dass mir die Viertelstunde zu schnell verstreicht, und während meine Connovizen über die gezwungene Haltung und

die Länge der Zeit in Verzweiflung sind, vergesse ich ganz und gar, dass mir die Knie weh thun. Das süsse Bild, ich liebe es unaussprechlich. Ungekannte Gefühle werden in mir wach; ich träume; ich bete träumend an. Welch' eine Adoration! Welch ein Allerheiligstes! — Und Abends, in der finsteren Kirche, wo ich das holde Antlitz nicht sehen kann, welch' ein Flug der Phantasie, welch' ein Wiegen auf den Schwingen der Einbildung! — O hätte ich dieses Bild nicht, welche Qual! Und hätte ich es vor mir unten im Chor, welche Gefahr der Zerstreuung und Unaufmerksamkeit. Dort aber sehe ich mir gegenüber nur Mönche, und das maliciöse Gesicht eines Einzigen, des Meisters, ist hinreichend, mich nüchtern zu machen. —

Die Verpflichtung zu beichten fällt am häufigsten in das Probejahr. Der Novizenmeister treibt uns am Anfange eines jeden Monats dazu. Nach dem Probejahr sind die Cleriker gehalten, alle Quatemberzeiten, also viermal im Jahre, dem Prior oder dem Spiritual zu beichten. Der Priester aber beichtet jährlich nur einmal zur österlichen Zeit und ausserdem wann er will. Ein Priester beichtet dem Andern!

Unwahrheit, Falschheit und Heuchelei scheint bei meiner Beichte und in meinen eigenthümlichen Verhältnissen nun einmal unvermeidlich zu sein. Es wäre nach meinem Dafürhalten eine Art von selbstmörderischem Beginnen, wenn ich aufrichtig und ehrlich mein ganzes innere Wesen, meine Gedanken und Zweifel, meinen Unglauben und Widerwillen irgend Einem von denen bekennen sollte, die über mein Schicksal Macht haben und Entscheidung treffen. —

Auch erachte ich nicht einmal das für ein Unrecht, was man hier oft für Todsünde hält. Und ich sollte mich dessen

schuldig anklagen? — Ich weiss nicht, wie ich so etwas zu Stande bringen könnte. Meine Ansichten über Sünde sind überhaupt so himmelweit verschieden von denen, um deren willen die kirchliche Beichte anbefohlen zu sein scheint, dass sie nicht anders als verdammt werden müssten.

Im Uebrigen aber traue ich auch keinem der Geistlichen. Zwar ist jeder Priester zur Verschwiegenheit, zur Bewahrung des Beichtsiegels auf das Allerstrengste verpflichtet, aber kann er sich selber dem Einfluss dessen entziehen, was er weiss? — Und wie dann, wenn der Beichtling sein Untergebener ist? — Den alten Herrn, den Prior, achte ich überaus hoch; er erscheint mir fast wie ein Mensch ohne Tadel; als Priester indess traue ich ihm nicht, kann auch so recht eigentlich nicht sagen, warum? Er ist mein Prior. Habe ich da ein Vorurtheil oder eine Vorahnung? Spricht in mir noch der studentische Leichtsinn oder tappe ich mit den geistigen Fühlhörnern auf gutes Glück im Dunkeln? — Ich weiss es nicht.

Warum habe ich dagegen Ihnen, mein lieber Herr Professor, fast Alles gebeichtet, was zur Kenntniss und klaren Anschauung meiner äussern und innern Verhältnisse erforderlich scheint? Ich habe zu Ihnen allerdings das Vertrauen, dass Sie unter allen Umständen mein Freund sein und Gerechtigkeit üben werden. Wären Sie aber mein Prior oder mein College, müsste ich wohl meine Mittheilungen darnach einrichten. Nicht wahr? — Wären Sie abergläubisch, fanatisch oder auch nur einfach rechtgläubig, wie könnte ich Ihnen entgegentreten, Sie herausfordern, Ihnen ein Aergerniss sein! Ja, schaun S', da liegt es. Ich habe den Grund gefunden. Nicht nur der Aberglaube ist eine Quelle von Ungerechtigkeit, weil der Anfang unrichtiger Urtheile und Meinungen, sondern oft auch der rechte Glaube, denn er ist eben nur ein Glaube, und ein gerechtes Gericht darf nicht aus blossem Glauben des Richters hervorgehen. —

Was aber beichte ich nun dem Prior? — Immer dasselbe und — Ihnen kann ich es vertrauen — fast lauter ungereimtes Zeug. Für einen grossen Theil meines, wohl auf das ganze Jahr feststehenden Sündenregisters hat schon der Meister selber gesorgt, indem er uns Novizen beauftragte, folgende Sünden zu beichten, so oft wir uns derselben schuldig fühlten:

Die *culpas leves:* wenn Einer beim Chorgebet stottert, oder eine Sylbe falsch betont, oder ein Wort verkehrt ausspricht; wenn einer während des Gottesdienstes Geräusch macht, sich heftig räuspert, sich umsieht oder zum Nachbar spricht; wenn Einer sein Brevier fallen lässt, heftig umblättert oder ein Merkzeichen davon fliegen lässt.

Die *culpas medias:* wenn Einer am Hochaltar ohne Kniebeugung vorübergeht, da doch im Tabernakel desselben das Sanctissimum aufbewahrt ist; wenn Einer ohne Scapulier aus seinem Zimmer geht, was gegen die heilige Regel ist, die sagt: *Scapulare nunquam deponas;* wenn Einer während der Messe oder des Chorgebets zerstreuenden Gedanken nicht zu widerstehen trachtet; wenn Einer bei Tische vorwitzig herumgafft, den Redenden behorcht oder über Andere Glossen macht u. A. m.

Die *culpas graves:* wenn Einer mit Saecularen (Weltlichen) Briefe wechselt, gegen seine Vorgesetzten murrt, zornig, ärgerlich oder eitel wird, zum Gebet und Gottesdienst sich nicht immer aufgelegt fühlt, beim Gebete einschläft oder wohl gar die zu verrichtenden Gebete und Litaneien unterlässt, zu festgesetzten Stunden nicht meditirt u. s. w.

Auch einige *culpas tethales* theilte er uns mit, erklärte aber feierlichst, dass er hoffe, keiner von uns würde sich einer derselben schuldig machen. Todsünden seien u. A., wenn Einer ohne bestimmte Erlaubniss aus der Clausur geht, verbotene Bücher liest, Speise und Getränke ohne Wissen und Willen des Novizenmeisters zu sich nimmt; in der Kirche lacht, singt, pfeift oder unpassende Witze macht; nach Weibsbildern sieh

oder unpassenden Gedanken nachhängt; beim Chorgebet angetrunken erscheint, oder vor der heiligen Communion etwas geniesst. —

In diesem Register habe ich der Andeutungen mehr als genug, um all den Beichtstoff, den ich jedesmal brauche, zu sammeln. Ich wähle die harmlosesten Fälle und deren nur etwa sechs oder sieben. Sie reichen aus. Mit der ernstesten Miene flüstere ich dann dem guten alten Mann die schauerlichen Unthaten in's Ohr, empfange seine stereotype kurze Belehrung, dann als Bussaufgabe die *septem psalmos poenitentiales* und ein *credo* besonders zu beten und zuletzt die Absolution. — So geht es allmonatlich.

Wenn ich am frühen Morgen das Fenster öffne, welch' ein Naturgenuss! Tausendfacher Vögelgesang schallt mir aus dem amphitheatralisch sich erhebenden, bis an die Mauern unseres Conventgartens reichenden Walde entgegen. Und diese Luft — welche Labung! Dann das ganze Bild — welch' ein Anblick. Wahrlich, wenn ich trübe gestimmt wäre, müsste mich dieser Genuss mit Freude erfüllen. Ich lasse mich, wenn ich so am Fenster stehe, durch die klösterlichen Buss- und Reuemahnungen, die hinter meinem Rücken vernehmbar werden, so wenig als möglich stören. Aber mitten in den seligen Rausch meiner Naturgefühle hinein ertönt oft plötzlich das Zeichen der Conventglocke. Ich lasse Natur Natur sein und eile, das Brevier unter dem Arm, hinab in die Kirche zum Chorgebet. Gott, welch' ein Abstand! diese kalte, finstere, leblose Kirche! Mein Herz sagt mir, hier wohne mein Gott, der Herr meiner schönen Welt nicht. Der, zu welchem wir hier beten, ist ein anderer,

der Gott Abrahams, Isaaks u. s. w., der Gott der Geistlichkeit. Der meine, an den ich glaube, den ich in allen meinen Gefühlen aufrichtig anbete, ist da, wo die Sterne, die Sonnen, die Erden und alle Creaturen Chorsingen. Dort in meinem *stallum* stehend und Psalmen sprechend, denke ich an meinen Gott und dann haben auch die Psalmen selten einen verständigen Sinn. Die Lieder, die David oder wer sonst an Jehovah richtete, gehen mein Herz nichts an. Ich wäre ein Lügner, wenn ich dabei nicht immer auch an den schönen Wald dächte. So bete ich nur dann mit ehrlicher Seele die mönchischen Gebete, wenn sie meiner Gott- und Weltanschauung entsprechen.

Wir Novizen werden von allen andern Klostergeistlichen in grosser Abgeschiedenheit gehalten. Man spricht mit uns kein Wort; an Umgang mit den Geistlichen ist gar nicht zu denken. Ich hatte mich vor der Einkleidung wenigstens doch manchmal dem Einen oder dem Andern genähert und habe sie in freundlicher Weise kennen gelernt. Die Zeichen ihres Wohlwollens waren mir schon damals von unsäglichem Werth; gegenwärtig aber erscheinen sie mir um so kostbarer, als ich ihrer ganz entbehren muss. —

Valerian ist fort. Es herrscht — wie man sich erzählt — Mangel an Weltpriestern und manche grosse Pfarrei soll nur ganz schwach mit Seelsorgern versehen sein. Der Bischof verlangte vor einigen Monaten von unserem Prälaten so viele Klosterpriester zur Aushilfe, als zu entbehren sind; es scheint aber, dass der Prälat nicht gerne die verlangte Aushilfe leistet. Jedenfalls fand sich nur Einer vor, der auf etwa ein halbes

Jahr zu entbehren schien, und das war Valerian. Der Prälat schickte ihn als Cooperator auf eine solche weltliche Pfarrei tief im Gebirge mit dem Vorbehalte, ihn wieder zurückzurufen, sobald er seiner im Stift oder auf einer der eigenen Pfarreien benöthigt sein würde. So kam eines Morgens ganz unvermuthet der Befehl des Prälaten an Valerian, seinen Koffer zu packen um noch am selben Tage in's Gebirge abzureisen. —

Der Prior, den ich als »guten Mann« so lieb gewonnen habe, thut als ob er mich nicht näher kennte. Das Gleiche trifft freilich auch meine zwei Collegen.

Mit dem Gastmeister einige Worte zu sprechen, hatte ich bisher nur ein einziges Mal Gelegenheit, und selbst das scheint nicht ganz in der Ordnung gewesen zu sein. Wenn er sonst im Refectorium oder in der Kirche an mir vorübergeht, bilde ich mir zwar ein, dass in seiner Erwiederung meiner stummen Verbeugung etwas von Freundlichkeit liege, die ich bei allen Andern vermisse; aber er fragt ebenso wenig wie der Prälat, der Prior oder irgend Einer der Mönche, wie es mir oder uns Novizen gehe. Das ist im gesellschaftlichen Leben ein viel zu gewöhnliches Zeichen der Theilnahme, als dass ich es hier nicht vermissen sollte. Wenn ich ferner bedenke, dass wir Novizen mit allen diesen Männern täglich zusammenkommen, mit ihnen beten und speisen, verletzt mich diese Nichtbeachtung um so mehr. Gibt es denn hier kein theilnehmendes Herz? Oder will man uns gewöhnen, auf Theilnahme zu verzichten? Gehört dieses allgemeine Betragen auch in das Erziehungssystem der Klosterleute? —

Ein einziges Mal — wie gesagt — fast verstohlener Weise, trat der Gastmeister behutsam in meine Zelle und erschreckte mich ordentlich durch seinen unvermutheten Besuch. »Er komme — wie er sagte — um mich in Betreff meiner letzten Weinrechnung zu befragen, weil er den Conventdiener, welcher unsern Wein zu verrechnen hat, im Verdacht habe, dass er

sich öfter irre und uns Novizen, besonders aber mich, der ich über diese Dinge am wenigsten unterrichtet sei, übervortheile. Er, der Gastmeister, müsste sich in dieser Angelegenheit ordnungsgemäss zunächst nur an den Novizenmeister wenden; das scheine ihm aber in diesem besonderen Falle viel zu umständlich und würde die Erreichung seiner Absicht, die Sache zu ergründen, eher hindern als fördern.« — Nachdem ich ihm die nöthige Auskunft gegeben, fragte er mich nicht nur, wie es mir gehe, sondern auch, wie es mir hier gefalle? — Ich hatte den Muth, ihm mein Herz auszuschütten und wollte es eben auch thun, als er mich daran hinderte und tröstend sagte: »das Noviziat dauere ja nicht ewig und dann werde Alles anders und gut sein.« — Zu meiner grossen Ueberraschung fügte er, als er schon in der Thüre stand, hinzu, der Herr Prälat halte etwas auf mich und glaube an mir eine gute Acquisition gemacht zu haben. Darum solle ich nicht verzagen, und er erinnere mich an die Worte Virgils: »*Durate et vosmet rebus servate secundis.*« — So passend diese Mahnung hier bei mir angebracht scheint, hat sie mich dennoch sehr überrascht, weil mir der Gastmeister, der zugleich Küchen- und Kellermeister und dessen tägliche Beschäftigung höchst prosaisch ist, gar nicht aussieht, als ob er classischer Gedanken fähig wäre und aussprechen könnte, was nicht zunächst mit dem groben Materialismus des Lebens zusammenhängt. Er macht in seinem Aeussern denselben Eindruck, wie viele der andern Stiftsgeistlichen, gleich als ob sie nie gelehrte Studien gemacht hätten und als ob ihnen namentlich die Klassiker des ehrwürdigen Griechen- und Römerthums durchaus fremd wären. Man kann ihnen damit Unrecht thun, das ist wahr; aber ihr ganzes Benehmen ist daran Schuld. — Um so stärker wirkte die tröstende Mahnung. — Doch kaum hatte der freundliche Mann so gesprochen, als er sich auch

schon entfernte, um, wie er meinte, die Rechnungsangelegenheit dem Novizenmeister selbst mitzutheilen.

Ich muss gestehen, dass mich solch ein kleines Zeichen der Theilnahme, das im alltäglichen Leben abgenützt und bedeutungslos ist — ungemein erfreut, da es so einzig dasteht. Eigenthümlich ist die Anweisung, die uns der Novizenmeister für den Fall gegeben hat, dass sich Einer der geistlichen Herrn mit uns in ein Gespräch einlassen sollte. Es ist uns verboten, irgend Einen anzureden — und wenn wir angeredet werden, selbstständig zu antworten. Da wir stets alle Drei zugleich in der Oeffentlichkeit erscheinen, so sollen wir mit unter dem Scapulier verborgenen Händen und niedergeschlagenen Blicken ehrfurchtsvoll stehen bleiben, dann habe unser Senior allein für Alle wenig und kurz zu antworten. — Der Senior dürfe sich aber nicht unterstehen, in seine Antwort auch nur den Schatten einer Klage oder Beschwerde zu legen, wenn uns nicht alle Drei zugleich harte Strafe treffen solle. Hätten wir uns zu beklagen, so wäre der Novizenmeister der Einzige, bei dem es geschehen dürfe. — »Wir möchten überhaupt nicht darauf rechnen, dass etwas Ungesetzliches verborgen bliebe; er, der Meister erfahre Alles.« —

Das hiess den Keim des Misstrauens in unser Gemüth werfen gegen jeden, der uns freundlich anreden würde; wir geriethen aber bisher gar nicht in solche Verlegenheit. Es war offenbar, Niemand wollte mit uns etwas zu thun haben, weil der Meister es nicht duldete. —

Ob diese Methode auch zweckmässig sei und den Plan einer klösterlichen Prüfung der Neulinge fördere, möchte ich bezweifeln. Mir will es gewagt scheinen, Jemanden, den man auf die Probe stellen oder sonst kennen lernen will, mit Gewalt in sich selbst ein- und so abzuschliessen, dass er sich gar nicht äussern darf. Gerade die Freiheit des Benehmens

und der Aeusserung müsste die Gesellschaft in's Klare setzen können, ob ein Neuling in sie hineinpasse oder nicht. —

Es mag indessen dem Novizenmeister vielleicht gar nicht darum zu thun sein, unsere Charaktere zu ergründen, wohl aber darum, in uns den so nothwendigen Geist der Abgeschlossenheit, Schweigsamkeit und Selbstbeherrschung zu wecken. Das kann nun allerdings nothwendig sein; aber es hat seine grossen Nachtheile und macht mich geradezu zum gemüthlosen Heuchler.

Nur die Dienerschaft giebt sich mit uns ab und ist oft sehr geschwätzig. So namentlich der Portner, der zugleich Schneider ist und die kleinen Ausbesserungen an unserer Kleidung vorzunehmen hat, der Messner, welcher unsere Oefen zu heizen, und der eine Conventdiener, der die Aufwartung in unseren Zimmern hat. Wir lassen diese Leute gern erzählen, ohne ihnen von unseren Gedanken Mittheilung zu machen; wir halten alle Drei für Zuträger.

Wenn ich mir alle die schwarzen Leutchen so von ferne betrachte, finde ich einige, die sich sehr glücklich fühlen müssen. Sie sehen wenigstens so aus. Da es dem Stande und den Verhältnissen gemäss gerathener erscheinen müsste, ernst, düster oder traurig zu sein; so kann ich nicht annehmen, dass sie sich verstellen und glücklicher erscheinen als sie sind.

Dagegen sehe ich auch solche, die beständig und schrecklich unzufrieden, missvergnügt oder ärgerlich darein sehen. Sie mögen es auch wohl sein. Man könnte freilich glauben, ihr finsteres Wesen sei etwa religiöser Natur; dazu fehlt ihm jedoch ein gewisses Etwas, eine Art heiligen Ernstes oder jene fromme

Demuth, oder auch der religiöse Eifer, die Welt und ihr Getreibe zu verachten, oder endlich die Sehnsucht aus diesem »Jammerthal der Zähren« in das »ewige Eden« aufgenommen zu werden. Sie sind — meine ich — bloss weltlich verdriesslich, ärgerlich, zänkisch, missvergnügt und, wie ich folgern muss, in sich unglücklich. So scheint Glück und Unglück auch hier wie in der Welt draussen dicht beisammen zu wohnen. Alle die schönen Redensarten, die man seit undenklichen Zeiten zu Gunsten des einsamen, vom Weltgetriebe abgezogenen und ernst geistigen Lebens ausgesprochen hat, mögen Wahrheit enthalten, falls man immer auch die eine grosse Bedingung hinzufügt: je nachdem das Individuum selber zum Glück oder Unglück geschaffen ist.

Nichts ist unwahrer an mir geworden, als dass Stille, Ruhe, müssige Betrachtungen, Meditationen, Zurückgezogenheit und Selbstverläugnung die Seele vom Weltleben ab und dem Himmlischen zulenken. Den Guckuck auch! Gerade diese einsamen Meditationen führen mich beständig zur Welt zurück und lassen mir Alles, was mir fehlt, als etwas höchst kostbares, begehrenswerthes, schmerzlich zu missendes, verlorenes erscheinen. Um an der Welt Ueberdruss zu finden, habe ich sie noch zu wenig kennen gelernt; um ihrer nicht zu begehren, hat sie mir gar nicht wehgethan. Ich fühle mich hier begraben, gestorben für die Welt; aber ganz und gar gegen meine eigentlichen Wünsche. —

O wie lieb' ich jetzt meine Mutter, meine Geschwister, meine Freunde und Verwandten, weil ich mich ihrer nur erinnern darf; wie reizend sind Alle, weil sie fern von mir

leben. — Und die Mädchen! — Kurz, ich finde, dass Einsamkeit das allerschlechteste Mittel ist, die Welt hassen und verachten zu lernen, wenn sie Einem nicht weh gethan hat. Einsamkeit kann auch nur dem wohlthun, der schon alle Welt hasst und verachtet, oder der von aller Welt gehasst und verachtet ist. Wer diese aber mit solcher Liebe verlassen hat, wie ich, wird gerade in der Einsamkeit zur Schwärmerei für sie gebracht.

So einsam wie hier, könnte ich übrigens in der grossen Welt, in der volkreichen Hauptstadt auch sein.

Ich erkenne an, dass klösterliche Tugenden, wie Selbstverläugnung, Verachtung weltlicher Freuden, Genügsamkeit, die wir hier im Noviziat lernen sollen, ihr Gutes und Wohlthätiges haben müssten, wenn sie geübt würden; aber ich sehe nicht, dass Einer der Geistlichen, die ich vor Augen habe oder insofern ich sie vor Augen habe, dieselben auch zur Anwendung bringt. Es sieht demnach aus, als brauchten wir die Einübung solcher Tugenden nur für die kurze Probezeit. Jenes Leben, welches ich als Noviz aus Schriften und Belehrungen kennen lerne, ist ein Ideal; was ich um mich sehe, ist ein anderes, entgegengesetztes, wirkliches. Da ist von einer Verachtung des Irdischen nicht nur keine Rede, sondern Jeder bemüht sich nach allen Kräften zu leben und des Lebens in den ihm gezogenen Gränzen froh zu werden. Da ist keine Genügsamkeit und wenig Selbstverläugnung. — Welchen sonderlichen Eindruck daher auf mich alle die heiligen Betrachtungen, Gesänge und Gebete machen, alle die himmelanstrebenden Herzensergiessungen der Vergangenheit, alle die auf hohen Socken einhertrabenden Phra-

sen, die wir laut oder still, aufmerksam oder gedankenlos, willig oder unwillig dem lieben Gott vortragen — kann ich gar nicht beschreiben. — Nun habe ich erst eine richtige Vorstellung von der Grösse des Unterschiedes, der zwischen Theorie und Praxis des religiösen Lebens herrscht. Die Theorie ist eben nur Theorie, der Praxis gegenüber ist sie die vollständigste Lüge.

Es gibt unter diesen Mönchen viele hübsche Leute, deren Haltung und Gang, Art und Benehmen mir und vermuthlich auch einem jeden Andern imponirt. Nur einige alte Mitglieder, die sich um Niemanden kümmern, und um die sich auch wieder Keiner kümmert, haben den äusseren Schein der Würde und Schönheit verloren oder freiwillig aufgegeben. Aber wie sehr würde man irren, wenn man in jedem edel geformten Kopfe auch edle Denkart, in jeder stolzen Haltung auch Selbstgefühl, an jedem würdevollen Einherschreiten auch den hochwürdigen Charakter erkennen wollte. Hier sehe ich die Unrichtigkeit aller physiognomischen Regeln und Grundsätze; hier, wo ich täglich durch die mir auferlegte Nichtbetheiligung am Tischgespräche zur streng aufmerksamen Beobachtung genöthigt und ausgebildet werde, erfahre ich, wie sehr der Schein trügt.

Spricht man mit Einem, so theilt sich die Aufmerksamkeit, und man kann weder sein Benehmen noch seine Reden sehr genau prüfen; muss man aber wie ich stumm sein, so sieht, hört und bemerkt man Alles. Man urtheilt dann ungemein strenge, aber gewiss auch so richtig, als es nur immer nach den wechselseitigen Talenten möglich ist, und zwar einmal nach Massgabe jenes Talents, welches der Beobachter hat, Wesen

und Schein zu trennen — und dann jener Geschicklichkeit, die der Beobachtete hat, sein eigenstes Wesen zu verheimlichen. — Ich besitze schon einige Uebung. Mir entgeht kein zweifelhafter Ton der Stimme, nicht das leiseste Spiel der Mundwinkel, nicht ein Zucken mit den Augenwimpern. — Und da frage ich mich nun: Wo hat z. B. dieser Agathon, mein College, die so vielversprechende, edle und schöne Haltung her, während sein innerstes Wesen so ganz gemein und roh ist? — Woher diese hohe, offene Stirne, da doch der ganze Kopf so dumm und unwissend ist? — Woher diese Würde des Einherschreitens und dieser Stolz des Benehmens, da ihm doch alles bessere Selbstgefühl abgeht? — Ich halte ihn nicht für einen Heuchler: dazu erscheint er mir zu ungeschickt und talentlos. Um sich den Schein edler Eigenschaften zu geben, muss man wenigstens einiges Talent, einige Einsicht, einige Geschicklichkeit haben. Woher hat aber dieser Agathon das Gefällige seines äusseren Wesens? —

Das ist ein Räthsel, dem ich oft begegne, ohne es lösen zu können. Hier im Kloster giebt es so hübsche und edle Gestalten und von ausserhalb kommen zu Besuch weltliche und reguläre Geistliche, die denselben Eindruck machen; und doch sind es — sobald sie den Mund aufthun, recht oft ganz bornirte, niedrig denkende und gemein fühlende Menschlein ohne Würde und Werth! — Zwar machte ich im grossen Zusammenleben, namentlich mit Studenten oft dieselbe traurige Erfahrung, aber sie that nicht so weh wie gerade hier.

Ueber die Beobachtung der gebotenen Fasten ergeht sich das 49. Capitel der Ordensregel in besonderer Weise: es ordnet an, dass ein Mönch in dieser heiligen, der Busse und stillen

Betrachtung ganz vorzüglich geweihten Zeit seine Enthaltsamkeit nicht nur auf den Genuss von Nahrung und Trank beschränke, sondern auch auf jede Art des Vergnügens, der Zerstreuung und Unterhaltung, ja sogar auf Gespräche, Schlaf und Ruhe ausdehne. Darum sollen an Fasttagen Gebet und Vorlesung länger dauern als sonst. Alles aber, was ein Mönch, noch über die Fastenvorschriften hinausgehend, zu seinem Seelenheil zu thun Willens sei, müsse er vorher dem Abte anzeigen, um dazu dessen Genehmigung und Segen zu erlangen. Dieser Paragraph der Klosterregel ist im Allgemeinen ganz ausser Gebrauch gekommen; nur wir Novizen sollen ihm noch anheimfallen.

Dieser Tage nämlich übergab uns der Meister einen Entwurf zur Anzeige der von uns — freiwillig — vorzunehmenden Mortificationen. Das vorgeschriebene Schema sollen wir bis zum morgigen Tage abschreiben und ausfüllen. Darauf werde er es selber Seiner Gnaden einreichen. Dasselbe lautet wörtlich:

»Ich Bruder N., ein unwürdiger Diener Gottes, nehme mir fest vor, zur Vergrösserung der mir in meiner Unterwürfigkeit zukommenden Aufgabe, in dieser heiligen Fastenzeit mit Gottes Hilfe noch folgende gute Werke zu verrichten, und erbitte mir dazu demüthigst von Eurer hochehrwürdigen Väterlichkeit Erlaubniss und Segen.«

Hierauf sollen die Vorsätze, die sich ein Jeder von uns gemacht hat, deutlich und klar ausgesprochen werden. Auf einen besonderen Zettel hatte der Meister einige solche Mortificationen aufgeschrieben, um sie uns zur Auswahl vorzuschlagen. — Diese seine Vorschläge lauten:

1) Ich werde täglich drei Kniebeugungen im Refectorium und in Anwesenheit aller Herren Conventualen jedes Mal vor und nach Tische, Mittags und Abends machen.
2) Ich bitte mir eine mich öffentlich beschämende Zurechtweisung aus.

3) Ich will mich einer von Euer Gnaden bestimmten Speise ganz und gar enthalten.
4) Ich will nur an Sonntagen Wein, an Wochentagen aber Wasser trinken.
5) Ich will zweimal täglich vor dem Altar der *mater dolorosa* auf den Knien die Litanei beten.
6) Ich will alle Morgen während des Ankleidens dreimal das *Credo* und den Psalm »*Miserere*« beten.
7) Ich will einmal in der Woche irgend eine niedrige Arbeit anstatt des Dieners verrichten.
8) Ich verlange eine Misshandlung durch den Hochw. P. Novizenmeister.

Der Schluss dieser an den Prälaten zu richtenden Eingabe lautet:

»Wenn es aber Euer hochehrwürdigen Väterlichkeit gefallen sollte, etwas hierin zu ändern oder Heilsameres vorzuschlagen; so will ich mich Dero Anweisung demuthsvoll fügen.« —

»Sonst — meinte der Novizenmeister, als er uns dieses Schema übergab — sonst (d. h. in alten Zeiten) haben alle Herren insgesammt zur Fastenzeit derlei *actus heroicos* schriftlich angelobt; jetzt ist's nicht mehr Mode und will ihnen kein Plaisir machen; aber Sö als Novizen müssen es thun, ob's Ihnen g'fällig ist oder nicht.«

Wir fügen uns. Natürlich! Aber unter allen den vorgeschlagenen Punkten haben wir, alle Drei in vollständiger Ueber-einstimmung und mit dem wechselseitigen Versprechen nicht mehr zu thun, den 3. und 4. Punkt gewählt, nicht etwa nur, weil diese beiden Punkte am leichtesten zu beobachten sind, sondern vorzüglich darum, weil alle andern uns entweder zu sehr erniedrigen oder weil wir sie lügenhafter Weise nicht beobachten würden.

Der Prälat scheint unsere fastlichen Heldenthaten vollständig gebilligt zu haben, denn er liess uns durch den Novizenmeister sagen, in Bezug auf die Enthaltung einer Speise wolle er es uns anheimstellen, ob wir nicht gerade das Lieblingsessen darunter begreifen wollten? Diese Entscheidung könnte uns hart treffen, wenn sie streng durchgeführt würde; denn mein Lieblingsessen ist Backfisch und gerade an Fasttagen gibt es solchen am häufigsten; aber ich habe noch einen Rettungsanker im Stockfisch, den ich auch, besonders mit Sauerkraut, gerne esse. Also erkläre ich dem Meister, Stockfisch mit Sauerkraut sei der Gegenstand meiner Enthaltsamkeit in dieser heiligen Zeit. Unser Senior will die Wiener Knödeln und Frater Agathon den Semmelschmarren nennen. — Die zeitweilige Enthaltung vom Wein ist meinerseits ohne die mindeste Schwierigkeit durchzuführen; nicht so leicht scheint sie den beiden Andern, besonders aber dem Senior zu werden. Er glaubt indessen, dass sich die Sache anderweitig werde ausgleichen lassen.

Eine halbe Stunde Weges vom Stifte entfernt liegt einsam zwischen waldigen Bergen in einem romantischen Thale der »Eisenhammer,« dessen arbeitende Kraft vorzüglich aus dem von einem Gebirgsbach bewegten Mühlrade hervorgeht. Der Besitzer dieser Maschinerie, hier Hammermüller oder auch Hammerschmied genannt, ist ein freundlicher und frommer Mann, der für Alles, was ein geistliches Kennzeichen an sich trägt, aufrichtige Zuneigung und grosse Ehrfurcht an den Tag legt. An einem unserer freien Tage hatten wir Novizen — schon vor längerer Zeit — unseren Spaziergang in dieses Thal und an

der Hammermühle vorbei gelenkt. Der Schmied stand vor seiner Werkstätte, aus der heraus der regelmässige Taktschlag des Hammers uns entgegen tönte. Nachdem er uns herzlich begrüsst und mit uns ein Gespräch angeknüpft hatte, lud er uns zuerst ein, die Schmiede zu besehen und dann in seine Wohnung einzutreten. Wir thaten Beides, obwohl es uns als Novizen strenge verboten ist.

Nach der Anweisung unseres Meisters sollten wir nämlich auf unsern Spaziergängen jeder Behausung aus dem Wege gehen. —

Doch hier, in dieser Einsamkeit — wer sah uns? Auch der Hammerschmied, der das Verbot zu kennen scheint, beruhigte uns durch die Versicherung, dass es der Meister nicht erfahren werde. Bald erschien auch seine Frau, die ihrem Manne an Freundlichkeit und Herzlichkeit nichts nachgab, stellte uns ihre hübschen und frisch darein schauenden drei Knaben vor, von denen der Aelteste auch »Stiftsherr« werden solle, »wenn Gott will und ihn gesund erhält« — brachte Wein, Brod und Rauchfleisch und bewirthete uns mit der diesen Gebirgsleuten eigenthümlichen Gastfreundlichkeit. Wir hatten da ein angenehmes Stündchen verlebt und versprochen, bald einmal wieder zu kommen und mit ihnen wegen Unterbringung ihres ältesten Sohnes in eine lateinische Schule zu berathschlagen. —

Am letzten Sonntage nach der Frühmesse kam nun der Hammermüller zu uns in das Stift, schlich sich hinauf in das Zimmer unseres Seniors und bat ihn, wir möchten doch ja am nächsten Dienstag, wo wir freien Spaziergang hätten, ihn besuchen. Seine Frau wolle uns eine Spänsau braten und uns um Rath wegen ihres Hanserl fragen. Der Senior hatte den Besuch zugesagt, und wir freuten uns nicht wenig auf diese »Extra-Jause.« Der Novizenmeister muss aber von der ganzen

Sache Wind bekommen haben, denn als am Dienstag der Senior Seine Hochwürden — wie gewöhnlich — um die Erlaubniss bat, ausserhalb des Stiftes spazieren gehen zu dürfen, erklärte ihm derselbe einfach, ohne Gründe anzugeben oder irgend welche Bemerkungen daran zu knüpfen, »wir hätten heute Hausarrest.« — Das war für uns eine Ueberraschung, die sehr weh that. Wir ergingen uns nun anstatt im Freien in allerhand Muthmaassungen und Urtheilen und kamen darin überein, dass der Meister zwar die Macht über uns habe, aber ein boshafter Mann sei. Das Schmerzlichste an der ganzen Sache war, dass der Hammermüller und seine Frau, die nicht wissen konnten, dass wir nicht kommen, uns beständig erwarten, die Spänsau verbraten und am Ende glauben werden, wir seien Leute, auf deren Versprechen man nichts geben könne. Doch war die Sache nicht so schlimm. Die Hammerschmiedin, eine kluge Frau und zugleich ihrer Kochkunst vollständig sicher, hatte den Braten nicht früher an's Feuer bringen wollen, bis wir angelangt sein würden, und so unterblieb es. Als wir nun gestern, als am Donnerstag, unsern äussern Spaziergang machen durften, eilten wir in die Hammermühle, um uns zu entschuldigen, und siehe da, die köstliche Jause wurde nebst vortrefflichem Wein aufgetischt. Das war ein unverhofftes und sehr grosses Vergnügen, von dem der Meister, wenigstens bis heute, noch nichts erfahren hat.

Ein Ereigniss! Eine Epoche! Als wir uns heute eben anschickten, zum Meister zu gehen, kam der erste Conventdiener im Auftrage des P. Priors: wir sollten uns sofort zu ihm begeben. Das Ungewöhnliche, Ausserordentliche dieses Befehls

überraschte uns auf das Heftigste; kaum vermochten wir uns so viel zu sammeln, um den Diener nach der Ursache zu fragen. Er behauptete, nichts von Allem zu wissen, und obwohl ihn seine Mienen Lügen straften, konnten wir in der Eile nicht weiter in ihn dringen. Als wir zum Prior kamen, sass er da, ebenso wie ich ihn gefunden, als ich mich ihm das erste Mal vorstellte. Das eine Bein vor sich auf einen hohen Schemmel ausgestreckt, neben sich auf dem Tische das aufgeschlagene Brevier, Dose, Taschentuch und das niedliche Bauer mit dem fröhlichen Zeisig. Er redete uns in seiner sanften und ruhigen Weise gleich an:

»Haben Sie Ihre Arbeiten nicht mitgebracht? — Sie können's hernach holen. Der Herr Prälat hat mich zum Novizenmeister gemacht. Der Herr P. Coelestin ist doch zu oft kränklich und 's wird ihm das Amt zu beschwerlich. — (Wir horchten hoch auf.) — 's ist ein mühsames Amt, und oft verdrüsslich auch noch. Für mich ist's eigentlich auch zu schwer. Und dir auch, gelt, du kleiner Halludi! — Ihre Tagesordnung bleibt dieselbe. Nu, sein S' so gut und holen S' Ihre Arbeit — und (als wir schon in der Thüre waren) bringen S' Ihr Brevier auch gleich mit.«

Im eiligen Laufe nach unseren Zellen fragten wir einander athemlos, was wohl geschehen sein müsse. Unser übereinstimmender Gedanke war, der Meister sei nun wirklich krank und habe deshalb sein Amt niedergelegt. Das war aber eben eine zu grosse Freude, als dass wir uns ihr nicht ganz und gar hingegeben hätten. Als wir wieder zum Prior kamen, mussten wir ihm zunächst die heutige Vesper und die morgigen Horas aufschlagen, um ihn darüber zu beruhigen, dass beim Chorgebet Alles in Ordnung gehen werde. Dann sah er unsere schriftlichen Arbeiten an, über die er aber kein Urtheil fällte, und trug uns auf, alle Tage ein Capitel des Evangeliums Mat-

thäi aus dem Lateinischen in's Deutsche zu übersetzen. Darauf wurden wir entlassen. O wie wohl thut uns diese milde Behandlung!

Endlich haben wir die Ursache genau erfahren, welche den so unvermutheten Wechsel des Meisters veranlasst hat. Im Grunde genommen war es nur eine Bedientenklätscherei — weiter nichts. Ich hatte zwar vor mehreren Tagen zu dem Diener, der Morgens mein Zimmer in Ordnung brachte, auf sein Befragen, warum ich so traurig d'rein schaue? ironisch geäussert, »es sei hier nicht auszuhalten und mein Heimweh sei zu gross« — aber am andern Tage hatten wir Novizen, als wir eben in der Stunde des *colloquiums* beisammen sein durften, uns den Scherz erlaubt, die klösterlichen Kleider aus und jene anzuziehen, die wir bei der Einkleidung getragen hatten und die man in unserem Besitz gelassen. Wir wollten sehen, ob sie uns besser kleiden als das Klostergewand. Während des Umkleidens, das wir unter Lachen und allerhand Witzen vornahmen, überraschte uns unser Diener, indem er uns das Weingeld brachte. Derselbe soll dann dem Kammerdiener des Prälaten erzählt haben: »die Novizen wollten allesammt wieder austreten; sie hätten 's nicht nur g'sagt, sondern hätten sich schon ihre Civilkleider zurecht g'legt und anprobirt; er hätt 's mit eig'nen Augen g'sehen; da sei aber Niemand Andrer Schuld als der Master.« — Der Kammerdiener hatte nun nichts Eiligeres zu thun, als die ganze Sache nach Domestiquenart seinem gnädigen Herrn zu hinterbringen, und so geschah bald das Unerhörte. Ob sich der Prälat näher um die Sache erkundigte, weiss ich nicht; dass uns aber der Meister durch seine Behandlung missmuthig mache, war die herrschende

Meinung. Wir hüten uns indessen zu sagen, dass wir unsere Civilkleider nur Spasses halber anprobirten und nicht die Absicht hätten auszutreten. Es schmeichelt uns zu sehen, dass dem Prälaten daran gelegen ist uns nicht zu verlieren. Dafür verlieren wir gerne den groben Meister.

Der unvermuthet schnelle Wechsel des Novizenmeisters hat doch einige sehr erhebliche Veränderungen unserer Neulingsverhältnisse zur Folge gehabt und übt namentlich auf meine Ruhe und Zufriedenheit einen wohlthuenden Einfluss. Von jener Erziehungsmethode, die das Selbstgefühl empörte und alle Freudigkeit des Schaffens zu ersticken drohte, von jenen groben Redensarten und gewagten Probestücken, die der frühere Meister nach seiner — ich will sagen: ideellen Weise an uns zur Geltung brachte — von all dem und noch Mehrerem ist jetzt nicht die Rede. Der Prior macht mit uns keine Experimente; so einfach gut wie sein Charakter ist auch die Leitung, die er uns angedeihen lässt. Wir fühlen kaum, dass wir zu gehorchen haben.

Ausserdem ist uns etwas mehr Freiheit der Aeusserung und Bewegung gestattet. Wir dürfen an Recreationstagen den ganzen Nachmittag auf Spaziergängen zubringen, bei der Tafel uns mit unserer Nachbarschaft in modester Weise unterhalten, und so oft wir unsere Aufgaben vollendet haben, zusammenkommen oder im Conventgarten (innerhalb der Clausur) uns beschäftigen. Wir haben jetzt auch ein Stück Land zur gemeinsamen Bearbeitung.

Was mich aber ganz besonders erfreut, ist die Erlaubniss, meine freie Zeit mit selbstgewählter Beschäftigung inner-

halb meines Zimmers zuzubringen; ich darf zeichnen, malen, musiziren und aus der Bibliothek Bücher zur Vorbereitung für die dem Noviziat nachfolgenden theologischen Studien entlehnen. —

Kaum vergingen zwei Tage seit diesem erfreulichen Wechsel, so merkten wir auch eine Wendung in der Art des Benehmens einiger Geistlichen gegen uns: sie würdigten uns jetzt theilnehmender Fragen und freundlicher, wenn auch nur kurzer Gespräche. —

Vor den Dienern hat uns der Prior nachdrücklich gewarnt und was ich längst vermuthet habe, bestätigt, sie seien Lauscher und Zuträger. Mit der ihm eigenthümlichen Gutmüthigkeit liess er auch einige Andeutungen fallen, Vorsicht sei für uns insofern von Wichtigkeit, als »die Oppositionspartei keine Ruhe geben werde.« Zum erstenmale erfahre ich, dass es hier eine solche gibt, die dem Prälaten in Allem zu widerstreben suche. — Zu dieser wir dsich nun P. Cölestin höchst wahrscheinlich schlagen und alles Material aufsammeln, um es bei einer nächsten Abstimmung möglicher Weise zur Geltung zu bringen.

Der Wechsel des Novizenmeisters hat für mich unter Anderem auch das Gute, dass ich nun in Bezug auf meine gesammelten Bemerkungen, die ich theils zu meinem eigenen Vergnügen, theils auch, um mein dem Freunde gegebenes Wort zu halten, von Zeit zu Zeit niederschrieb und sammelte, ganz ausser Sorgen sein kann. Würden diese Notizen in so grobe und feindselige Hände gekommen sein, wie die des alten Cölestin, so würde Jedermann und voran meine Vorgesetzten erfahren haben, wie ich im Grunde meiner Seele denke und

über Alles, was mich umgibt, urtheile. Das Sicherste, was mir darauf geschehen konnte, war, dass man mich nicht eine Stunde länger hier behielt und ich mit Schimpf nach Hause gehen müsste. Weder die Werthschätzung des Prälaten wäre unverletzt geblieben noch die Zuneigung der wenigen guten Männer, die ich liebe und achte. Nichts hätte mich retten können.

Als P. Cölestin noch der Meister war, hielt er in unsern Zimmern gar oft Untersuchung und durchstöberte Alles, was da war. Das that er manchmal sogar in unserer Gegenwart, öfter aber, wenn wir spazieren gegangen waren. Zu unsern Zimmerthüren verwendete er einen sogenannten Hauptschlüssel; die Schiebeläden unserer Tische und Kasten sind ohnehin nicht mit Schlössern versehen. Wie ein Späher der heiligen Inquisition spürte er unserer stillen Beschäftigung und irgend einer Möglichkeit jugendlicher Ketzereien nach.

Aus diesem Grunde hatte ich immer die wenigen verbotenen Bücher, die in meinem Besitz sind, und ebenso diese meine lieben Notizen zuoberst auf dem weit und hochgebauten Ofen liegen. Ich glaubte sicher sein zu können und war es auch in der That, dass der Meister weder da oben etwas vermuthen, noch so hoch hinaufsteigen werde, um nach Contrebande zu suchen. Damit aber dieselben nicht etwa auf dem heissen Ofen braten, hatte ich sie auf dünne Holzstücke gelegt. — Der Prior ist nicht argwöhnisch und untersucht gewiss nicht unsere Zimmer. Thäte er es ja einmal, fände er sogar die unerlaubten Bücher oder meine schriftlichen Bemerkungen: so würde er sie gewiss nicht lesen, von verbotener Lektüre aber nur einfach abmahnen. Er ist viel zu gut und harmlos, um weiter zu gehen und die Sache etwa zur Anzeige zu bringen.

In dieser zweiten Abtheilung unseres Noviziats benehmen sich — wie ich bereits erwähnt habe — mehrere Mönche gegen uns freundlicher und umgänglicher. Liegt ihnen etwas daran uns festzuhalten oder ist es, dass sie eine Collision mit dem alten Meister nicht mehr zu fürchten haben, mit dem, wie ich sehe, sich Viele gar nicht gerne einlassen mögen — genug, man sieht uns nicht nur an, wenn wir grüssen, sondern spricht auch mit uns. Selbst der stolze Gideon würdigte uns jüngst seiner Theilnahme, indem er sich an den Senior mit der Frage wendete, ob uns unser Gärtchen so viel Vergnügen mache, weil wir uns darin gar so viel beschäftigen? Er bot uns auch einige Pflanzen und Gesträuche aus seinem Garten an, um sie in den unsern zu versetzen.

Heute als an einem Recreationstage gingen wir ausserhalb des Klosters durch die Felder spazieren und begegneten dem P. Hofmeister, jenem stattlichen und kräftigen Geistlichen, der mir gleich am ersten Tage bei Tische durch sein blühendes Aussehen und durch sein entschlossenes, fast militairisch-geartetes Wesen aufgefallen war. Er ging eine Strecke weit mit uns und kam bald auf unser gegenwärtiges und das frühere Verhältniss zu sprechen, lobte aber den abgesetzten Novizenmeister um seiner Strenge willen, die zwar demjenigen, den sie gerade treffe, höchst unangenehm, jedoch als Vorbereitung zum klösterlichen Leben von unberechenbarem Nutzen sei. Der Prior sei ein höchst liebenswürdiger Mann, aber seine milde Erziehungsweise komme nicht den folgenden oft sehr schwierigen Verhältnissen eines jeden Einzelnen und auch nicht dem Ganzen zu gute. Wir sollten uns über die bisher erlebten kleinen Demüthigungen ja nicht beklagen; sie würden uns einmal noch ganz gut zustatten kommen. Es sei uns überhaupt noch gar nicht so sehr schlimm ergangen. Zu seiner Zeit wäre P. Cölestin viel strenger gewesen; davon könnten wir uns jetzt gar keine Vorstellung machen; es habe aber gar nichts geschadet.

Die klösterliche Disciplin leide mehr durch Nachsicht als durch Strenge.

Er erzählte auch einige kleine Anekdoten aus seinem Noviziat. Der »Master« hat ihn einmal, weil er verschlafen hat, mit einem Kopfkissen auf dem Rücken zum allgemeinen Gelächter im Chor erscheinen lassen. Nicht selten ist es vorgekommen, dass er den Novizen auftrug, den *locum humilitatis* zu fegen und zu reinigen oder irgend eine andere niedrige Arbeit zu verrichten. Alles das, um Gehorsam, Selbstbeherrschung und Geduld der jungen Leute zu prüfen und zu stärken. »Man müsse bedenken, dass aus den Novizen Priester werden sollen, deren Beruf sei, die Seelen des Volkes zu regieren. Wer aber nicht selber zu gehorchen wisse, verstehe auch nicht zu regieren.« —

Er beschrieb uns die alte Strafmethode für Novizen und sprach von der Prosternation, indem er einige besondere Fälle anführte. Wenn damals Einer um einen Augenblick zu früh oder zu spät anstach; wenn er im Momente, wo er sprechen sollte, sich räusperte, hustete oder nieste; wenn er sonst Geräusch machte, Etwas fallen liess oder laut ausspuckte: so muste er mit einem *Pater noster* prosterniren. Vergass er z. B. dem Prälaten beim Vorübergehen die Hand zu küssen, machte er vor dem Hochaltar nicht die vorgeschriebene Reverenz, verliess er das Zimmer ohne besondere Erlaubniss u. dgl. m.: so musste er sich von der Schuld dadurch reinigen, dass er während des ganzen Chorgebetes oder während der Mittagstafel mit ausgebreiteten Armen auf dem Fussboden lag. Für grössere Vergehen erfolgte Fasten und Arrest.

Das Alles — meinte der Hofmeister — habe ein streng geordnetes Benehmen zuwege gebracht und dieses habe sich dann auf alle Zeiten festgesetzt. Die laxe Behandlung der Novizen, wie sie später einriss, habe auch ein frivoleres und unharmonisches Benehmen von Einzelnen erzeugt und das sei

jedenfalls vom Uebel. Das Ansehen und die Würde des Stiftes leide dadurch ungemein.

So überzeugend der P. Hofmeister nun die alte Strenge vertheidigte, kann ich ihm begreiflicher Weise doch nicht beipflichten, weil ich mir den Beruf des künftigen Priesters anders denke und dafür halte, dass sich mit den Zeiten auch die Menschen und mit diesen die Anforderungen, die an Priester und Klostergeistliche gemacht werden, gewaltig geändert haben müssten.

Die ungeheure Last der Zurückhaltung und Schweigsamkeit während der langen Zeit der Mittags- und Abendtafel ist nun auch von uns genommen. Wir nehmen Theil an den Gesprächen der uns Zunächstsitzenden; das sind freilich nicht Geistliche, sondern die jungen Stiftsbeamten; aber ihre Unterredungen haben für mich einen gewissen Werth, sind lebhaft und kritisirend, gehen oft auf meine Fragen ein und legen mir weniger Zwang auf. Heute war folgendes kleine Gespräch Veranlassung von Ermittelungen, die ich hier niederschreibe und die Sie, verehrter Freund! gewiss auch interessiren werden.

Der rothnasige Flunert sagte im Verlaufe einer halblauten Unterhaltung:

»Ja, so'n Schulmeister, der zugleich Messner an einem Wallfahrtsorte ist, kann freilich lachen: er steht sich sehr gut, besser als unser Einer.« —

»Wie ist es denn mit dem Prozess geworden? — fragte der Amtsschreiber.«

»No, wie ist's geworden; der Pfarrer hat ihn gewonnen.«

»Was ist das für 'ne Geschichte?«

»I, wissen Sie nicht, die wegen dem Wachsopfer. Das gehörte von jeher dem Schullehrer.« —

»Nicht von jeher,« unterbrach ihn Brindler.

»No ja, aber doch schon seit lange her, und nun soll der Pfarrer zwei Drittel davon beziehen der Lehrer aber nur ein Drittel.«

»Hat das Consistorium entschieden?«

»Ja und nun ist die Geschichte aus.«

Zur Erläuterung der angeregten Prozesssache setzte Flunert, der meistens neben mir sitzt, ungefähr Folgendes hinzu: An dem zum Stifte gehörigen, einige Stunden Weges entfernten Wallfahrtsorte, der mit Stiftsgeistlichen besetzt ist, hat seit undenklichen Zeiten der jeweilige Messner oder Kirchendiener, der zugleich auch Schullehrer und Organist sein muss, das Recht, vor der Kirche eine Marktbude zu halten, worin nebst Altarkerzen und Wachstöcken auch Wachsfiguren durch zwei Dienstmädchen des Schullehrers zum Verkauf ausgeboten werden. Die Wallfahrer kaufen viele Wachslichte, um sie der Mutter Gottes als Opfer darzubringen und auf ihren Hochaltar niederzulegen. Dann bringt sie gelegentlich der Messner in die Sacristei und legt sie in eine besondere Schublade für den Pfarrer, dem dieselben ganz ausschliesslich gehören. Von da aber wandern dieselben bald, nachdem sich der Pfarrer mit dem Schullehrer berechnet hat, wieder hinaus in die Wachsbude des Letzteren, um von Neuem verkauft zu werden und den Kreislauf so oft als möglich und immer wieder für Rechnung des Pfarrers zu wiederholen. Die Leute meinen freilich, die geopferten Kerzen würden früher oder später einmal auf die Altarleuchter gesteckt und da zur Ehre der Mutter Gottes verbrannt. Da auf dem Hochaltar an festlichen Tagen ohnehin immer eine Unzahl Kerzen brennt, so wird jeder Wallfahrer in diesem seinem guten Glauben bestärkt. Darum legt er sein Opfer gleich auf den Altar. Oft auch geht er mit seinen zwei

Kerzen geradezu in die Sakristei, um dieselben gleich anbrennen und aufstecken zu lassen. Da bleibt dann dem Messner freilich nichts übrig, als den frommen Wallfahrer zu täuschen, um die geschenkten Kerzen nicht dem Handel zu entziehen. Er geht daher mit der Gabe bei Seite und zündet schnell zwei schon angebrannte Kerzen an, die er in die Kirche hinausträgt und bei erster Gelegenheit wieder auslöscht.

Ausser diesen Opferkerzen verschiedener Grösse verkaufen die Dienstleute des Lehrers auch noch — wie schon erwähnt — allerhand Wachsfiguren, Darstellungen von kleinen und grossen Kindern, Männern, Frauen, Ochsen, Schafen, Pferden, Häusern u. s. w. Auch Abbildungen von einzelnen Körpertheilen, Beinen, Armen, Köpfen, Hälsen, Brüsten u. dgl. mehr. Der Zweck des Opfers solcher kleinen Figuren ist folgender: Arme Leute, die in den mancherlei Nöthen des Lebens oder in Krankheiten die Fürsprache oder vielmehr die unmittelbare Hilfe der Mutter Gottes erbitten wollen, möchten nicht mit leeren Händen kommen. Sie mögen dabei ganz logische Schlüsse machen; im praktischen Leben haben sie wahrscheinlich nur zu oft die Erfahrung gemacht, dass das Gesuch mit einem Geschenk verbunden einen bessern Erfolg hat, als ohne. Dazu kommt wohl auch noch die dunkle Vorstellung des religiösen Opfers alter Zeiten, wo die Gläubigen sich oder ihre Kinder, ihre Lieben und Angehörigen darbrachten.

Hat nun eine arme Frau daheim ein krankes oder gebrechliches oder verwachsenes Kind, so betet sie zwar um Hilfe und Heilung zur Mutter Gottes, verfehlt aber nicht, das Leben des Kindes auch nach ihrer religiösen Auffassung zum Opfer darzubringen, das heisst, in der Marktbude eine das Kind halbwege darstellende kleine Wachsfigur zu kaufen und auf den Altar der Mutter Gottes niederzulegen. Ebenso machen es alle andern rechtgläubigen Wallfahrer in Betreff ihrer anderweitigen Herzens- und Schmerzens-Angelegenheiten. Selbst unglückliche

Bräute und Ehefrauen kommen dem Gebete durch das entsprechende Opfer einer Mannsfigur zu Hilfe. Sie glauben zu wissen, dass dieses von wunderbarer Wirkung ist. So belehrt sie ja das betreffende Gebetbuch, das sie in Händen haben, so sagen die Leute und so lässt es die hochwürdige Geistlichkeit seit undenklicheu Zeiten geschehen. In allen und jeglichen Nöthen opfern die Leute. Mag daher die Fürbitte den Mann, oder beim Manne die Frau, oder am eigenen Körper einen kranken Theil, ein Bein, einen Arm, die Brust oder auch ein Stück des Hausviehs, das ja für arme Landleute ihr Ein und Alles ist, eine Kuh, eine Ziege, ein Schaf betreffen: immer wird das entsprechende Bild aus den grossen Vorräthen der Wachsbude hervorgesucht, mit dem nun einmal feststehenden Satz von einem Groschen bezahlt und auf den Altar der Mutter Gottes niedergelegt.

An hohen Festtagen der heiligen Jungfrau, deren es im Jahre mehrere gibt, und an denen viele Tausende Wallfahrer aus allen Gegenden des Landes zusammenkommen, bedeckt sich der Altar mit einer Unzahl solcher Wachsfiguren, so dass der Kirchendiener oder Einer seiner drei Gehilfen in jeder halben Stunde kommen muss, den Altar dieser Opfer wieder zu entledigen und für andere Platz zu machen. Mit einem eigens zu diesem Zweke eingerichteten Bartwisch fegt derselbe die kleinen Figürchen in eine grosse Pappschachtel und bringt sie in die Sakristei, von wo sie dann unmittelbar wieder in die Bude hinauswandern, um neuerdings verkauft zu werden. —

Dieses einträgliche Geschäft mit Wachsfiguren gehörte nun — wie gesagt — seit langer Zeit durch Zugeständniss des jeweiligen Pfarrers, der sich an dem Kerzengeschäft genügen liess, dem Schullehrer. Da aber gerade dieser Handelsartikel bei zunehmender Geldnoth der Landleute immer mehr und mehr begehrt wurde, während der Handel mit theuern Wachslichten sich verringerte: so gerieth der Pfarrer dem Schullehrer gegen-

über in Nachtheil, und der gegenwärtig dort angestellte Stiftsgeistliche, der etwas habsüchtiger Natur sein soll, fühlte sich vor einem Jahre veranlasst, alle Altaropfer, welcher Art und Grösse sie sein mochten, als priesterliches Einkommen zu beanspruchen. Doch war er für den Anfang insofern gütig, als er den Gewinn vom Verkauf der Wachspuppen mit dem Schullehrer theilen wollte. Dieser jedoch mochte sich eine Theilung nicht gefallen lassen. Es kam zu Zänkereien und Zwistigkeiten, endlich zur förmlichen Klage bei der betreffenden geistlichen Behörde. Die Hartnäckigkeit beider Parteien trieb die Angelegenheit bis zur höchsten Instanz, und hier wurden jetzt endgiltig dem jeweiligen Pfarrer zwei Drittel des reinen Ertrags, der aus dem Handel mit Wachsfiguren fliesst, dem Schullehrer dagegen ein Drittel zuerkannt.

Auf diesen Prozess, von dem das wallfahrende und opfernde Publikum nicht die mindeste Kenntniss erhält, den es aber auch mit gewohnter Gleichgiltigkeit wahrscheinlich unbeachtet liesse, wenn es ihn erführe, bezieht sich das ebenerwähnte Gespräch. — Ich wollte die mir von dem Buchhalter gegebenen Erläuterungen gar nicht glauben, obwohl er mich beständig der Wahrheit versicherte. Ich schreibe dieselben hier auch nur mit dem Vorbehalt nieder, sie später einmal zu berichtigen, falls sie sich nicht bewahrheiten sollten. Das weiss ich freilich aus eigener Erfahrung, dass der Aberglaube des Volkes eine bedeutende Erwerbsquelle für allerhand Leute abgibt; dass aber selbst Geistliche, und noch dazu Mitglieder eines reichen Stiftes sich dabei betheiligen, will mir doch nicht so recht in den Sinn. Sie haben es ja gar nicht nöthig.

Bei Tische wurde heute erzählt, dass die Väter Liguorianer in Wien ein Altartuch besässen, das über 60 Tausend Gulden werth sei. Der Name der Spenderin wurde genannt. Einer der Geistlichen wollte sie sogar näher kennen und wissen, sie sei eine alte Jungfer, die in ihren jungen Jahren sehr fröhlich gelebt habe. Dem wurde aber vom Pater Longinus (der seinen Namen nicht umsonst trägt, denn er ragt über alle Andern hinweg) widersprochen. —

»Schade um's Geld« — meinte der Quecksilberne — die Mutter Gottes braucht's nicht. —«

»Herr! was gäbe das für Messtipendien!« bemerkte der Tiroler. — »Und wie viele Halbe könnt' Einer dafür trinken!« sagte halblaut vor sich, so dass nur die zunächst Sitzenden es hörten, unser gute Senior.

»Warum nicht gar: Einer könnt's in seinem Leben nicht allein vertrinken; dazu müssten mindestens Drei sein« — erwiederte ihm der Buchhalter. »*Tres faciunt collegium.*«

»Zu uns verirrt sich kein so frommes Schäflein und wir könnten's auch brauchen« — begann wieder Einer der Priester.

»Na, und was hätten Sie denn davon, wenn so'n Altartuch in der Schatzkammer bei den andern theuern Sachen liegen thät'? —«

»'s wär doch da.« —

»No ja, das kann mir viel helfen« — sagte ein Anderer. — »Soviel ist g'wiss, dass ich, wenn ich reich wär', so was nicht hergeben möcht', weder für 'ne Kirch' noch für 'n Kloster, und am allerwenigsten für diese L von Liguorianern.« —

»Wegen meiner! aber gut ist es doch, wenn 'ne Kirche so was hat.« —

Ich staune nicht darüber, auch hier solche Gespräche zu vernehmen, denen beschränkte Anschauungen einzelner Individuen zu Grunde liegen. Im Niederschreiben verletzen sie mich mehr, als im Anhören. Das Ohr hat sich daran gewöhnt

und es fehlt im ersten Augenblick die reife Erwägung. — Derartiges kommt also hier auch manchmal vor.

Der hinkende Brindler erzählte übrigens, er habe die erwähnte Kirche der Liguorianer in Wien jüngst besehen. Vor deren Thüren lagen damals auf den steinernen Stufen auffallend viele Bettler mit wirklich oder scheinbar verkrüppelten Gliedern. Sie bedrängten die Kirchengänger um Almosen. —

Das regt mich zu Glossen an. Die Priester, die im Besitze einer so kostbaren Altardecke sind, haben einst das Gelübde der Armuth abgelegt; die Bettler vor ihren Kirchthüren, mit Lumpen kümmerlich bedeckt, nicht.

Nach dem Worte des Evangeliums müssten die Geistlichen als wirkliche Jünger Jesu um der Armen und Leidenden willen oder zu deren Gunsten am allerersten arm sein. Eine Altardecke im Werthe von 60 Tausend Gulden und diese Bettler! Welch' ein himmelschreiender Contrast! — Freilich, das werthvolle Geschenk gehört nicht den geistlichen Herrn, sondern der heiligen Jungfrau. Das ändert die Sache, und so sehen die Leute sie auch an. —

Was werden Sie, lieber, guter Herr Professor! dazu sagen, dass ich Ihnen hier solche kleine Bruchstücke aus alltäglichen Gesprächen notire? — Das geschieht bei mir aus gewichtigen Gründen. Erstlich sind diese kleinen Data für mich selbst bleibende Erinnerungszeichen. Ich betrachte sie als wirkliche Fakta, die alle Einbildungen ausschliessen. Dann glaube ich aber auch, dass gerade solche alltägliche Kleinigkeiten besser und genauer die Personen und Verhältnisse charakterisiren, als ausserordentliche Vorgänge. Ich vertraue Ihnen, dass Sie mich darum nicht werden kleinlich nennen, da Sie nur zu gut —

das heisst, ebenso gut wie Göthe in seinem Faust — wissen, dass auch hier, bei Darstellungen und Schilderungen gleich wie bei allen Dingen, im Grossen nichts verrichtet werden könne, man fange es denn im Kleinen an.

Man sprach bei der gestrigen Abendtafel von Kirchenbildern. Gideon beklagte den zunehmenden Verfall der religiösen Malerei und wurde von einigen Andern sehr lebhaft bekämpft. Vergebens bemühte er sich seine Gegner zu sich empor und auf einen höhern Standpunkt des Kunstgeschmacks zu heben. Es wurde ihm sogar entgegnet, dass die frischgemalten, neuen Bilder doch zehnmal schöner seien, als die durch ihr Alter schon dunkel und unkenntlich gewordenen, an denen von Kunst bald nichts mehr zu sehen sei. — Solchen Ansichten ging Gideons Beredsamkeit, wenn auch ungerne, ganz aus dem Wege und er liess sie endlich gelten.

Man kam bald auf das Thema der Madonnenbilder, und der blinde Tiroler äusserte seine Verwunderung über die Albernheit der Maler, eine schwarze Mutter Gottes darzustellen.

»Schwarze Mutter Gottes?« — sagte der P. Hofmeister — »ich muss sagen, dass ich noch kein solches Bild in einer Kirche g'sehen hab'!« —

»Es giebt solche Bilder« — erwiederte Gideon — »aber sie sind nicht etwa nach Laune oder aus Albernheit der Maler, sondern vielmehr aus einem Bedürfniss der Gläubigen entstanden.«

»Ich mein' halt« — sagte darauf P. Longin — »dass gar keine hochgelahrte Ursach' dazu da ist; wer weiss, wie die schwarzen Bilder in d' Welt g'kommen sind; vielleicht doch nur aus Ung'schicklichkeit und Dummheit.« —

Gideon widersprach dem eifrig und sagte ungefähr Folgendes:

»Ein Bild der schwarzen Mutter Gottes haben wir weder in der Kirche noch im übrigen Bilderschatz des Klosters; aber in

unseren Gebeten ist oft davon die Rede. Ich habe jedoch anderswo auch schon Bilder gesehen. In Böhmen sind solche sehr häufig. So z. B. können Sie in der Lorettokirche auf dem Hradschin zu Prag ein sehr berühmtes Bild der schwarzen Mutter Gottes sehen, und ich habe mich selber oft genug davon überzeugt, dass das Volk eine grosse Verehrung dafür an den Tag legt. Auch in andern Ländern ist eine derartige Darstellung als Wunder- und Gnadenbild im Privatbesitz und in Kirchen sehr beliebt. Weniger ist es freilich bei uns in der Provinz Oesterreich der Fall. Dagegen kann ich Ihnen unter Andern Alt-Oetting, Maria-Einsiedeln, Czenstochau, Breslau nennen.«

Als nun der Lange behaupten wollte, wahrscheinlich sei einmal irgendwo ein Bild aus Alter und von Rauch schwarz geworden, widersprach ihm Gideon mit ruhigem Eifer. — Dieser vielbelesene Mönch scheint den Ruhm besonderer Gelehrsamkeit gerne aufrecht halten zu wollen und mit Recht, findet aber immer Opposition und keine Zuneigung. Eine solche Erscheinung gehört zu den Räthseln, die ich noch zu lösen habe.

Gideon remonstrirte also dafür, dass die Bilder, welche er gesehen habe, ganz unzweifelhaft absichtlich ein braunes, schönes Gesicht der Madonna mit rothen Lippen, lichten Augen und hellem Schmuck darstellen, und seiner Meinung nach hätten die Recht, welche glaubten, dass einst fromme Mönche solche Bilder nach dem Texte im Hohenliede malen liessen; er sei uns allen gar wohl bekannt und laute also: »*Nigra sum sed formosa sicut tabernacula Cedar; nolite me considerare, quia fusca sim, quia decoloravit me sol.*«

Da diese Stelle freilich jedem Mönch aus dem Mariendienst als Antiphone wohlbekannt sein muss, so war mein Longinus über das Schlagende des Nachweises sehr verblüfft. Bald aber rettete ihn P. Hilarion, als Zweifler und Spötter berüchtigt, der mit allseitiger Zustimmung sagte:

»Ebenso gut kann's auch wahr sein, was Andere behaupten, dass das Bild aus Egypten stamme, wo die saubersten Jungfern braun sind.« — Man lachte. Gideon behielt nicht Recht, und das genügte dem Langen, obwohl er selber auch widerlegt war.

Ich glaube nichts Unrichtiges zu sagen, wenn ich behaupte, dass sich in der Meinung des grossen Haufens und wohl selbst auch der höheren Volksklassen die Begriffe: Priester und Gebet — so innig mit einander vermählt haben, wie es bei Vorstellungen nur immer möglich ist. Ich weiss es wirklich nicht anders, als dass man das Gebet wie eine Wesentlichkeit des Priesterthums überhaupt und des Mönchthums insbesondere ansieht. Es ist nicht nur die Pflicht, das Amt, die Arbeit des geistlichen Standes; es ist in den Augen der Laien seine Ehre, seine Zierde, sein Verdienst, sein Vorrecht. —

Was aber halten diese Herren, die ich hier beständig vor Augen habe, vom Beten und wie betreiben sie es? Sie, die dem Gläubigen Lehre und Beispiel vortragen, sie, die keinen bessern Trost, keine grössere Hülfe zu spenden haben, als das Wort ihres Segens und die Mahnung zum eifrigen Gebete — wie beten sie selber? — Welchen moralischen Nutzen, welchen heiligen Segen tragen sie selber davon? —

Das sind Fragen, die jeder denkende Mensch, und wäre er auch kein Christ, aufstellen wird, wenn er von Mönchen und Klöstern hört oder ihre Verfassung und Lebensweise aus Beschreibungen kennen zu lernen sucht, geschweige wenn er unter und mit ihnen lebt. Solche Fragen sind ganz natürlich und überkommen mich bei jeder Gelegenheit. Sie lassen mir auch

nicht früher Ruhe, bis ich sie in irgend einer Art gelöst habe. — Ich beantworte sie mir nun nach meiner Auffassung und um mich selber zurecht zu finden. Ich sage mir unverholen, aufrichtig und der Anschauung gemäss, was da ist und nicht ist. Was ich mir aber sagen muss, klingt nicht gut, nicht freundlich und tröstlich.

Ob meine Anschauungsweise etwa fehlerhaft oder unrichtig ist?! — Ach! ich habe für diesen Augenblick, in welchem ich schreibe, keinen andern Maassstab für die Richtigkeit meiner Gedanken als den meines Verstandes. Ich kann und darf nicht mit andern Meinungen und Ansichten vergleichen, was ich selber denke; ich muss Alles für mich behalten! Dieses Papier gibt mir nicht Antwort, wenn ich frage, ob ich irre, ob ich Recht oder Unrecht habe? Sie aber, mein lieber Freund, dessen ich — in solchem Falle des Zweifels an mir selber — besonders gedenke, Sie sind ferne und — schweigen. Wären es Irrthümer, würde ich sie gerne ablegen, denn sie bedrücken mich und stören meine Ruhe, meine Zufriedenheit.

Möge es mich nur nie gereuen, hier auf diesen zerstreuten Papierblättern Gedanken des Augenblicks, Regungen vielleicht vorübergehender Gefühle, Glossen und schwankende Meinungen niedergeschrieben und gleichsam verkörpert zu haben. Dieselben werden geheim bleiben, Niemandem weh thun, Niemandem schaden; mögen sie es mir selber nicht! Bessern werden sie nichts, und — mich gewiss auch nicht.

Ich kann die Verbindlichkeit und den Nutzen des Gebetes in bestimmten Fällen nicht bestreiten und würde es wohl auch niemals öffentlich thun, selbst wenn ich dürfte, weil ich meine, dass der Schaden, welchen ein Zweifler anrichten kann, oft viel grösser ist, als der Nutzen, den er stiftet. Dennoch muss ich mir wiederholt sagen, was ich gegenwärtig auch fest glaube, dass diese Art Gebet der Geistlichen ganz und gar nutzlos ist, und dass selbst eine moralische Verbindlichkeit zu einem so

gearteten Beten sich auf vernünftigem Wege nicht nachweisen lassen möchte.

Wie klar ist mir jetzt, was einst mein Religionslehrer auf der Universität in einer Exhorte sagte: »dass ein unablässiges Beten nach und nach seine werthvollste Eigenschaft, die Andacht, ganz verliere.«

Wo ist in der Welt ein Geist, der dieselben, beständig und alle Tage mehrere Mal wiederkehrenden Gebete zu beleben im Stande wäre?! — Wo ist hier jenes grosse Bedürfniss, aus dem Inbrunst und Innigkeit des Betens von selbst hervorgehen müssten? — Wo ist namentlich hier im Kloster jene Noth, welche zum ewigen Helfer zu fliehen gebietet? Es müsste denn gerade die Noth eines sündigen Bewusstseins sein. — Wo ist in den stereotypen Gebeten und Psalmen, die aus längst vergangenen Zeiten und Nöthen stammen, der Kern aller Andacht, das wahre, rechte Wort, das den eigenen Gedanken treu wiedergibt und nichts Fremdartiges ausspricht? —

Hier finde ich nichts von dem allen. Was ich aber finde, was wirklich vorhanden ist, verdient meines Dafürhaltens nicht einmal einen so milden Ausdruck, als der ist, wenn ich sage: es taugt nichts. Was hier Gebet, ist ein Ding oder vielmehr Unding, dem Seele, Wahrheit, Bedürfniss, Nothwendigkeit, Vollständigkeit und selbst die äussere, schickliche Form fehlen. —

Ich erinnere mich aus meinen Kinderjahren beim Unterrichte über Gebet oft den Vergleich gehört zu haben, man müsse die Gottheit so anreden, wie man etwa zu irdischen Königen oder Fürsten sprechen würde. So gemein und niedrig dieser Vergleich bei richtiger Anwendung auf die Vorstellung vom höchsten Wesen ausfällt, unser Chorgebet bleibt noch weit hinter ihm zurück. Kein Mensch, ausser ein Verbrecher oder ein Wahnsinniger würde es wagen, gegen seinen Fürsten sich so auszusprechen und zu betragen, wenn er um Gnade fleht,

wie wir Mönche uns — mich selber nicht ausgeschlossen — während des Gebets der Gottheit gegenüber benehmen.

Das, was bei uns im Allgemeinen Chorgebet heisst, ist etwas complicirter Natur und nicht leicht zu erlernen. Jeder Orden hat seine besondere Art Psalmodie, seine eigenthümlichen Breviere und selbst Betgebräuche. Es wechseln Antiphonen mit Psalmen und Versikeln, dann Vorlesungen mit eigentlichen Gebeten und Segnungen beständig ab, so dass das Ganze ein geregeltes Quodlibet darstellt. Da aber Alles gesondert im Brevier steht und Eines zum Andern erst während des Betens und Singens je nach besonderer Tagesvorschrift gefügt wird, so fordert die momentane Zusammenstellung einige Uebung und kann nicht gut bewerkstelligt werden, wenn man nicht vorher, ehe das Gebet begonnen hat, alle nothwendigen Stellen aufgesucht und mit Merkzeichen belegt hat.

Ein gedrucktes Directorium, das man beständig zur Hand hat, und das alljährlich neu verfasst und gedruckt wird, gibt die Anweisung, welche Stücke täglich und bei jedem besonderen Chordienste zusammenzutragen und wo sie zu finden sind. Für Neulinge ist es ein schweres Stück Arbeit, sich zum Chorgebet einzurichten. Sie geschieht zeitig vor der Betstunde auf dem Zimmer. Selbst ältere Mönche unterlassen solche Vorbereitung nicht.

Wir Novizen sind angewiesen, einige Minuten vor der Gebetzeit in unseren Ständen zu sein und die zehn Finger in die betreffenden Buchtheile, wie in Fächer, eingelegt zu halten, um die betreffenden Stellen im rechten Augenblick aufzuschlagen.

Das Amt desjenigen unter den Jüngsten, der gerade Wochner ist, d. h. die laufende Woche hindurch den Dienst hat, besteht darin, jeden Psalm und jeden Spruch zu beginnen, oder, wie wir es in der Klostersprache nennen »anzustechen.« Dabei muss er sich behende und pünktlich einstellen; gewartet wird

nicht. Der Säumige zieht sich Verweis und Schande zu, wenn irgend ein Anderer dessen Schuldigkeit thun muss. Ein zweiter Wochner liest die Antiphonen, Capitel oder Lectionen; ein dritter, der aber Priester sein muss, spricht die betreffenden Bitten oder Danksagungen; der Vorsteher endlich gibt die Segnungen. Das Ganze zerfällt, man möchte sagen, melodramatisch, in Solostimmen, zwei Halbchöre und den Gesammtchor.

Das Gebetbuch, Breviarium, besteht aus 4 wohlbeleibten Bänden. Wollen Sie die Stärke eines jeden solchen Bandes vor Augen haben, so greifen Sie zu Ihrer lutherischen Hausbibel grössten Octav-Formats. Das Gewicht eines solchen Breviertheiles muss wenigstens 5 Pfund betragen, und wenn man dasselbe, wie an hohen Festtagen, länger als eine Stunde in Händen halten muss, so kann man die Schwere dieses Büchleins wohl spüren. Ohne die Gelegenheit, seine Ellenbogen aufzulehnen, wäre es Einem unmöglich, die geweihte Last so lange in freier Hand zu tragen. — Die vier Theile sind für die vier Jahreszeiten bestimmt und enthalten Alles, was täglich, das ganze Jahr hindurch, und was an jedem Tage noch besonders zum Gesang und Gebet nöthig ist. Die musikalische Abtheilung für den eigentlichen Chorgesang nach Noten ist in besonderen Hochfolio-Bänden auf den Betpulten aufgestellt.

Gebetet wird, so viel wie möglich, mit tiefer etwas näselnder und gellender Stimme. Im erhöhten, natürlich und frei schallenden Tone zu beten gilt für Leichtsinn und Frivolität, das Gegentheil dagegen für Ernst und Demuth. Das erschwert aber uns Jüngeren, die wir nicht mit natürlichen Bassstimmen begabt sind, die Arbeit sehr und namentlich fühle ich bei meinem süssen Tenor, mit welchem ich einst in den Prager Abendcirkeln so viel Glück hatte, nach dem Gebete fast immer Heiserkeit, Hals- und Brustschmerzen. —

Wenn ich mitten im gemeinsamen Gebete stille hinhorche, so ist der Eindruck immer, als zankten zwei Parteien nach dem

Takt und als wolle keine der andern das letzte Wort lassen. Was mir in der ersten Zeit daran wohlgefiel, missfällt mir jetzt.

Gar oft, besonders wenn der Prälat nicht anwesend ist, den Alle wegen seiner Macht und Strenge zu fürchten Ursache haben, wenn also der gutmüthige und friedliebende Prior, der nicht fähig ist, Jemanden zu verklagen, den Chor leitet, entsteht eine Art Betkampf zwischen den alten und den jungen Mönchen. Jene wollen langsam, diese schnell, jene mit tiefer, diese mit erhöhter Stimme beten. Um nun zu ihrem Ziele zu kommen, sucht jede Partei die andere zu überschreien und die am längsten ausharren kann, siegt, wenn sie auch Brustschmerzen davonträgt. Nicht selten hört man dann in das *Gloria patri* hinein laute Verwünschungen ertönen, die von denen ausgehen, welche so mit psalliren müssen, wie es den Andern gefällt und wegen Heiserkeit oder Schmerzen nicht mitkommen können.

Dass bei solchem Gebete Andachtsentzückungen der Art, wie sie an frommen Mönchen der Vergangenheit so häufig gerühmt werden, platterdings unmöglich wären, wenn es auch Einen oder den Andern unter uns gäbe, der vermöge seiner Einbildungskraft und Nervenschwäche dazu hinneigte, ist begreiflich. Aber es gibt unter uns keinen »Soltenen«, wie mein braver Prior sich auszudrücken pflegt. Es »raspelt« Jeder mit der grösst möglichen Nüchternheit und Eile. Das Beten wird als eine auferlegte Arbeit Pflicht, die bei Strafe einer Todsünde erfüllt werden muss, handwerksmässig und so schnell als möglich abgefertigt.

So stehen oder sitzen die zwei Parteien im Presbyterium, rechts und links an die Wände angelehnt, die Gesichter den Gegnern zugewendet, jeder in seinem, besonders zu diesem Zwecke gebauten und eingerichteten »*stallum.*«

Die Ordnung, in der wir vom Hochaltar abwärts nach einander da stehen, folgt strenge dem Alter, das ein Jeder im

Kloster erreicht hat, ohne Rücksicht auf Geburt, Amt und Würde. Nur drei Persönlichkeiten bilden davon eine Ausnahme: auf der rechten Seite steht, wenn er die Gesundheit und Zeit hat mitzubeten, Se. Gnaden der Hochwürdigste Herr Abt, auf der linken der P. Prior oder P. Subprior, als Stellvertreter des Abtes.

Die Stände sind so bequem als möglich eingerichtet. Die Sitze werden mit einer kleinen Handbewegung wie etwa die Parquetsitze in Theatern niedergelassen oder aufgehoben. Obwohl dieselben nicht gepolstert sind, so sitzt es sich doch sehr gut darauf.

Es mag sich übrigens aus einiger Entfernung und besonders in dem gewöhnlichen Halbdunkel der Kirche ganz eigenthümlich ausnehmen, wenn die beiden Chöre schwarzer Gestalten im Nu und mitten im Gesange oder während einer Vorlesung die dem Auge des Zuschauers verborgenen Sitzbretter niederlassen, sich ganz still niedersetzen und gleichsam in sich zusammenschrumpfend verschwinden; oder wenn sie Alle plötzlich wieder auftauchend lang und gross werden; oder wenn sie ab und zu vor den gemeinsamen, reich mit Bildhauerarbeiten ausgestatteten Kniestühlen niedersinken und sich so die ganze Scene verändert.

Eine sehr wichtige und schätzbare Einrichtung an den Ständen ist nicht vergessen, der gemäss ein Mönch beim Stehen beide Ellbogen bequem auflehnen und so seinen ganzen Körper im *stallum* gewissermassen hängen lassen kann, wodurch das lange Stehen — besonders nach der Tafel — sehr erleichtert wird. Auch können die Hände und Arme — wie ich schon erwähnte — das schwere Gebetbuch auf die Dauer halten, ohne zu erschlaffen, was in gewissen Fällen von unsäglicher Bedeutung sein dürfte.

Für jeden Theil des Chorgebetes ist das Stehen, Knien, Sitzen auf das Genaueste vorgezeichnet und es wechselt so oft

und vielfach, dass es Einem nicht möglich wird einzuschlafen, wenn man dazu auch sonst die grösste Veranlassung oder Neigung hätte. Würde da Einer oder der Andere nicht alle Bewegungen und Veränderungen mitmachen, z. B. sitzenbleiben wenn die Andern knien, so wäre sein Zustand sofort verrathen.

Ebenso sind die *Tempi* ganz genau angeordnet, in denen die Kapuze über den Kopf zu ziehen oder herabzulassen ist. Man bekommt darin nach und nach eine besondere Geschicklichkeit. Mit einer leichten Handbewegung schubse ich diese Kopfbedeckung auf und nieder. Der fernstehende Zuschauer merkt es kaum. Der ursprüngliche Zweck dieses Verfahrens liegt wohl in der altorientalischen Sitte, während des andächtigen Gebetes das Gesicht zu verhüllen, um nicht durch den Anblick von Aussendingen zerstreut zu werden. Hier ist es so wie vieles Andere zu einer leeren Ceremonie geworden, die allenfalls noch den einzigen Zweck erfüllt, den Betenden zu zerstreuen, seine Aufmerksamkeit vom Inhalte des Gebetes abzulenken und auf pünktliche Beachtung der eintretenden Momente zu verwenden.

Meine und meiner Connovizen anfängliche Ungeschicklichkeit im Auf- und Abziehen der Capuze verursachte bei den Mönchen nicht selten viel Spass und grosses Gelächter, dessen Schall sich nicht immer in den allgemeinen Gebetlärm auflöste. Ueberhaupt ist zu bemerken, dass eine tägliche Uebung mit der Zeit alle Schwierigkeiten des Chor-Gebetes vollständig beseitigt und die Mönche, namentlich die nicht eben Wochner sind, mitten unter den mannigfachen Observanzen Zeit und Gelegenheit genug haben, allerhand Allotria zu treiben, zu lachen, Bemerkungen zu machen, Taback zu schnupfen, zu raisonniren u. dgl. m.

Die Capuze um den Hals zu hängen, ist Jedermann verpflichtet, sobald er zum Chorgebet antritt; darauf sieht besen-

ders der Abt. Sie ist das Zeichen, dass Einer, wie der Offizier mit der Schärpe, im Dienste ist. Zur grösseren Bequemlichkeit lassen die meisten Mönche ihre Capuzen gleich auf oder in den Pulten der Kniestühle liegen, um dieselben nicht erst aus der Kirche oder hinein tragen zu müssen. So liegen dann, wenn die Kirche leer ist, diese verlassenen, gespenstisch aussehenden Bestandtheile der Mönchskutte in den unheimlichsten Gestalten zerstreut umher und scheinen einander zu erzählen, was vorgegangen sein mag.

Viele Mönche tragen, um den Kopf warm zu halten oder auch nur aus Eitelkeit, kleine runde, aus schwarzem Sammt gefertigte Käppchen, welche in der Regel so geformt sind, dass sie ganz leicht in die hohle Hand gefasst werden können. Für diese Bequemlichkeit, die der Abt gestattet, haben aber die Käppchenträger die Mühe des, besonders während des Chorgebetes, beständig abwechselnden Abnehmens und Aufsetzens. Auch hierin giebt es eine durch Uebung zu erlangende Fertigkeit. — Die Art, wie Einer sein Käppchen handhabt, verräth indessen nicht selten seine Gemüthsstimmung und selbst seinen Charakter. Der eine Beter z. B. hebt das Käppchen seiner Zeit nur wenig hoch und hält es, oft kaum einen Zoll über dem Kahlkopfe, knapp so lange als er muss, um es dann schnell wieder niederzulassen: während ein Anderer dasselbe ganz herabnimmt, in der Hand tief herabsenkt und dann wieder bedenklich langsam aufsetzt. Wenn das Gebet bei entblösstem Haupte etwas länger dauert, so ist für Manchen die Mühe zu gross, das Käppchen über dem Haupte oder überhaupt so lange in der Hand zu halten; dann fliegt das schwarze Ding mit einiger Heftigkeit auf das Betpult hin, um da bis zu Ende des Gebetes liegen zu bleiben. Mancher dagegen legt es in solchem Falle ganz sorgfältig zusammen und steckt es in die Tasche. Andere schieben es in die offene, am Genick hängende Capuze. Unser Novizenmeister hat die Gewohnheit, seine dreifach ge-

fütterte, von Puder strotzende und weiss gewordene Haube mit solcher Gewalt auf das Betpult vor sich hin zu schleudern, dass immer der Staub hoch auffliegt.

Uebrigens ist das Chorgebet, wie es jetzt gehalten wird, im Vergleiche zu dem in der Ordensregel vorgeschriebenen bedeutend abgekürzt und auf wenige Tageszeiten zusammengedrängt. Vormittags werden um 9 Uhr, unmittelbar vor der Conventmesse und binnen einer guten Viertelstunde alle vier Tageszeiten nacheinander, die Prim, Terz, Sext und Non in grösstmöglichster Geschwindigkeit abgefertigt, am Nachmittag aber oder gegen Abend, ebenfalls in einer Viertelstunde die ganze Abendandacht, Vesper und das Completorium. Die längeren Andachten des Matutinum und der nächtlichen Vigilien werden dem Einzelnen auf's Gewissen gebunden, d. h. es wird jeder Mönch bei Todsünde verpflichtet, im Stillen und Jeder für sich zu irgend einer gelegenen Zeit jene ehemals nächtlichen Gebete zu verrichten. Nur hohe Feste machen darin eine Ausnahme, so dass die Mitternachts-Andacht gemeinsam vor dem Abendessen abgehalten wird.

Dass solche Abweichungen nicht im Sinne des Ordensstifters und seiner Vorschriften liegen, versteht sich von selbst. Wozu hätte er so ausführlich die Art und Weise des Gebetdienstes, wie er sein soll, angeordnet und beschrieben?

Von der Verpflichtung, im Chor zu beten, befreit — wenigstens für die Wochentage — das Amt, das Einer bekleidet und in einzelnen Fällen die Beschäftigung, die Einem auferlegt ist. Daher sind der Waldmeister, Kämmerer, Amtsverwalter, Küchen-, Hof- und Kellermeister, ausser an Sonn- und Festtagen, nicht gehalten, im Chor mit zu beten. Dagegen sind wieder jene, die sich zur Predigt vorbereiten oder die schon gepredigt haben, gerade an Sonn- und Feiertagen davon dispensirt. Im Gewissen ist freilich Jeder bei Gefahr der nun einmal stabil gewordenen Todsünde gehalten, das Versäumte nach-

zuholen. Die Regel schreibt sogar im §. 50 vor, dass Mönche, die fern vom Bethause zu thun haben, zur festgesetzten Stunde knien und beten. Wer auf Reisen sei, solle die angesetzten Tageszeiten feiern, wie er könne, und sie nicht versäumen.

(Die fürchterlichen Begriffe, die ich mir als Novize anfangs von einer Todsünde machte, wurden später immer schwächer und kleiner, bis sie endlich ganz und gar zerflossen sind.)

Mit einer eigenthümlichen Miene sagte einmal der Novizenmeister, dass die Unterlassung einer der Horen eine Todsünde involvire, dass es also, falls man gehindert ist, seine *horas* zu beten, besser sei, um gänzliche Dispens nachzusuchen, als solche Schuld auf sich zu laden. Den Geistlichen, welche ein Amt verwalten und deren Zeit oft so sehr in Anspruch genommen wird, dass sie an's Brevier nicht denken können, ertheile der Abt »stillschweigend« diese nothwendige Dispens. So z. B. wenn der P. Amtsverwalter von den Bauern Steuern einzutreiben habe, der P. Waldmeister im Walde sei und Holz verkaufe, der P. Hofmeister von den Unterthanen den Zehent hole, der Küchenmeister für's Futter sorge u. s. w. — Auch Andere, die gerade nicht Officiale oder beschäftigt seien, bekämen Dispens, so z. B. an Tagen, die ausserordentlichen Abhaltungen oder einem erlaubten Vergnügen gewidmet sind, wie im Fasching, wo 5 bis 6 Wochen lang kein Chorgebet sei. »Na, und im Nothfall muss man annehmen, dass Einen der Herr Prälat vom Beten, wie der Bischof den Bauer vom Fleischessen, dispensirt hat.« —

Einen heiteren Eindruck macht auf mich die nach unserem Directorium für ein ganzes Jahr festgesetzte Ordnung der Feste, und ich wundere mich immer darüber, dass hier der liebe Gott in seiner dreifachen Persönlichkeit, die heilige Jungfrau, die Engel und alle Heiligen im Himmel nebst einigen ihrer Sachen wie in einer Hof-, Rang- und Quartierliste einer streng vorgeschriebenen Rangirung unterliegen. So nachdenklich

mich das aber macht, muss ich auch stets aufrichtig bedauern, dass die Bigotterie nach und nach so gar jedes Gefühl für Schicklichkeit und Verständigkeit abstumpfen konnte, wie diese Aufstellung der Festordnung beweist. Da giebt es nun doppelte, halbdoppelte, einfache und alltägliche Verehrungen, Andachten und Heiligungen.

Die Doppelfeste können wieder vierfach sein: erster oder zweiter Klasse und grösser oder kleiner; ebenso die Halbdoppelfeste grösser oder kleiner. Die simplen bleiben simpel. So ist z. B. das Fest am Weihnachts- oder Ostersonntage oder das am Namenstage des Ordensstifters Benedikt, oder das Fest der Himmelfahrt Mariens ein *festum duplex primae classis*. Dagegen ist der Bet- und Busstag, oder einer der Sonntage in der Fastenzeit nur ein Halbdoppelfest, beinahe so gut, wie ein *simplex*. — Der heilige Abt Romanus (ein Benediktiner) hat ein grösseres, aber der heilige Ambrosius, ein weltpriesterlicher Bischof, nur ein geringeres Doppelfest. Die heilige Martyrin Agnes erfreut sich nur eines halben Doppelfestes, während der heilige Alexander und Genossen oder der heilige Juvenal gar nur mit einem *simplex* zufrieden sein müssen.

Sehr häufig fallen mehrere Feste auf einen Tag zusammen. Unser Directorium enthält zwar bei weitem nicht die Gesammtheit aller Heiligen — wie viele Hunderttausende deren sind, weiss ich selber als Christ nicht und kann es auch nicht erfragen — aber doch mehr als doppelt so viel Tage im Jahre sind. Fallen nun an einem Tage zwei oder drei zusammen, so geschieht das Officium zu Ehren des Vornehmsten unter ihnen, der Andern wird nebenher — in einer *commemoration* — Erwähnung gethan. Das war z. B. am Feste der heiligen Theresia der Fall, das gerade auf einen Sonntag traf und mit noch zwei anderen Festen, dem der heiligen Hedwig und des heiligen Gallus zusammenfiel. Der heilige Abt Gallus hat bei uns den Vorzug; ihm galt also des Tages volle Andacht; des Sonntags

und der heiligen Hedwig wurde deshalb nur nebenbei gedacht. Der heiligen Theresia aber, die man nicht so kurz abspeisen wollte, ist ein anderer Tag, an welchem wieder ein mehr untergeordneter Heiliger verdrängt werden konnte, eingeräumt worden.

Das Directorium schreibt in dieser Beziehung unter Anderem Folgendes vor:

An einem Doppelfesttage erster Klasse geschieht keines andern Heiligen Erwähnung, wenn auch sein Fest eigentlich diesem Tage angehört.

An einem Doppelfeste zweiter Klasse kann eines simplen Festes, jedoch nur in einem Theile des Chorgebetes, Erinnerung geschehen. —

Die grössere Sonntagsfeier an sich darf nicht unterlassen werden am ersten Sonntage im Advent, am Leidenssonntage (14 Tage vor Ostern) und am Sonntage nach Ostern. Einige andere Sonntage sind zweiter Klasse; sie können nur vom heiligen Patron der Kirche oder vom Kirchweihfeste verdrängt werden; es muss ihrer aber stets Erwähnung geschehen. Solche sind der 2., 3. und 4. Advent-Sonntag. —

An allen andern kleineren Sonntagen kann das auf dieselben fallende Heiligenfest, und wäre es auch nur ein kleines, vorgezogen werden.

Die grösseren Doppelfeste gehen stets den geringeren vor. Das versteht sich. — Solche sind z. B. die Kettenfeier des heiligen Petrus, Kreuzeserhöhung, Petri Stuhlfeier, Maria Schnee. —

Kommen an einem Tage ein *duplex* und ein *simplex* zusammen, so gilt das ganze Chorgebet dem Heiligen des *duplex* an, des *simplex* geschieht Erwähnung.

Kommen aber an einem Tage zwei Doppelfeste zusammen, so geschieht das Officium des Würdigeren, »*de digniori.*«

Welcher von zwei Heiligen der Würdigere sei, entscheidet

oft der Geistliche, welcher das Directorium zusammenstellt, bei uns der Sakristei-Director. Es versteht sich, dass dann jenen Heiligen, die dem Benediktiner-Orden angehört haben, vor jenen der Vorzug gegeben werden muss, die ihm nicht angehörten, und wären sie sonst Bischöfe oder Päbste, unsere Leute aber nur simple Mönche gewesen. »Jeder Orden hat die Seinen lieb und thut demgemäss, wo's nur angeht —« sagte der Meister.

Es geschieht oft, dass die hohen Festtage und besonders die sogenannten achttägigen Feste eine ganze Zahl Heiliger von ihrem eigentlichen Kalenderplatze verdrängen. Die Vornehmeren kommen gelegentlich wieder zuerst daran, und verdrängen andere Geringere aus ihren Tagen. Jene nehmen also fremde Festtage als die eigenen ein und diese müssen sich mit einer gelegentlichen Erwähnung begnügen. Manchmal geht ihnen auch diese verloren. —

Die Festtage der Heiligen untergeordneten Ranges haben für uns überhaupt das Unangenehme, dass wir Mehreres abbeten müssen, was bei Festen der Vornehmen wegbleibt, namentlich das Sünden- und das Glaubensbekenntniss und einige der längsten Psalmen. Daraus folgt, dass wir wirklich mit einer gewissen Geringschätzung — manchmal möchte ich wohl sagen Erbitterung — auf solche gemeine Heiligenfeste, die uns nur aufhalten, hinsehen. Welche Freude dagegen, wenn zur Ehre eines hochgestellten Heiligen »dies und das und jenes und das da auch noch« wegbleibt. So haben hohe Feste ihre eigenthümliche Freude, niedere ihre besondere Trauer.

Das Abbeten langer und langweiliger Psalmen, deren einige durch stete Wiederholung dem Gedächtnisse so eingeprägt werden, dass man sie, namentlich in Gemeinschaft, ohne nur im mindesten daran zu denken, auswendig mitbeten lernt, lässt mir viel Zeit übrig, hin und her zu sehen und zum Zeitvertreib Beobachtungen anzustellen.

Da nun bereiten mir die verschiedenartigen Geberden und

Gewohnheiten, welche die geistlichen Herrn während des Betens kund geben, grosse Unterhaltung. Nur in der ersten Zeit meines Noviziats hatte ich selber soviel Interesse am Beten und Singen, dass mir für das Benehmen meiner Umgebung kein Sinn und keine Aufmerksamkeit übrig blieb. Jetzt ist es schon anders. Ich gehe ordentlich auf Jagd aus, um einen Anblick zu erhaschen, den ich im Stillen belachen kann. Am meisten amüsirt mich die Art und Weise, wie Einige während des Gebetes Taback schnupfen.

Die ekelhafte Sitte, Taback in die Nase zu stopfen, selbst in den Augenblicken, wo man sich — wie wenigstens behauptet wird — mit seinem Gott und Seelenheil beschäftigt, dann die Nothwendigkeit, Nase und Umgegend wieder zu reinigen, hat in unserem Klosterleben so sehr überhand genommen, dass es einem Vorsteher gewiss schwer sein würde, sie wenigstens für die Zeit des Gebetes und der religiösen Ceremonien zu hindern oder mit Erfolg zu verbieten. Thäte er es ja einmal, so würde doch heimlich geschnupft, wobei der Tabackdose im taschenreichen Gewande immer ein Asil gesichert bliebe. Aber unsere beiden Vorsteher, Abt und Prior, sind selbst zu leidenschaftliche Schnupfer, um sich während des Gottesdienstes eine Prise zu versagen. Daher ist es auch Allen gestattet und allgemein gebräuchlich. Es giebt Momente, besonders bei Abbetung auswendig gekannter Psalmen und Responsorien, wo ziemlich Alle schnupfen. Denn kein Schnupfer unterlässt es, seine offene Dose zuerst dem Nachbar rechts und dann dem Nachbar links anzubieten, ehe er selbst eine Prise nimmt. Der Nachbar aber, wenn er ein Schnupfer ist, rückt bald darauf in schuldiger Dankbarkeit auch mit seiner lieben Angehörigen hervor und präsentirt sie.

Der stärkste Schnupfer ist P. Sulpiz. Jeden Moment, den ihm ein bekannter Psalm oder der Vortrag eines Solo-Gebetes oder endlich die Vorlesung eines Capitels gewährt, benutzt er,

um das Brevier wegzulegen und eine Prise zu nehmen. Gewöhnlich ist dies mit vielerlei kleinen Umständlichkeiten verbunden. Zuerst nimmt er die runde schwarze Dose von *papier maché* aus einer der Seitentaschen, putzt und reibt deren Deckel mit dem Aermel glatt, besieht sie dann, ob sie hinreichend glänzt, klopft ein paar Mal mit dem Finger wohlgefällig und freundlich an, öffnet und streichelt den braunen Inhalt mit dem Zeigefinger nach allen Seiten hin eben und gerade. Darauf wird den Herrn Nachbarn rechts und links offerirt. Links wird angenommen, rechts jedesmal gedankt. Der Taback wird wieder gestrichen und in ebene Ordnung gebracht. Endlich tritt der entscheidende Moment des eigenen Hochgenusses ein. Seine zwei Diener, der Daum und Zeigefinger, fassen die Prise und führen sie rasch zum Ziele, wobei die Dose selbst auch unter die Nase gehalten wird, damit von dem köstlichen Pulver nichts verstreut werde. Vier, fünf, sechs Stösse und die Nasenlöcher haben ihren Theil. Nun wird der Taback in der Dose wieder eben gestrichen, sorgfältig bedeckt, der Deckel mit dem Aermel geglättet und die Dose in die Tasche geschoben. Darauf erscheint aber das Taschentuch; der Dienst, den es zu verrichten hat, ist mühselig und dauert etwas lange. In der Regel und wenn es die Zeit erlaubt, wird dasselbe 12 oder 13 Male vor die Nase geführt, um diese nach allen Seiten zu trocknen. Endlich ist auch die liebe, theure Nase so glänzend wie die Dose und das Werk ist vollbracht. Das bei Seite gelegte Brevier wird zur Hand genommen, um im nächsten günstigen Augenblicke behufs einer neuen Prise wieder bei Seite gelegt zu werden. Dabei hat die gemeinsame Andacht ihren Fortgang und der erhabenste Text von Psalmen oder Lectionen ist nicht zu edel, zu gut für diese kleine Diversion. Der Gottesdienst dieses Mannes ist Beten und Schnupfen.

Sein Nachbar, der blinde Tiroler, der dem Chorgebete regelmässig beiwohnt und tapfer mitspricht, so viel er aus-

wendig kann, macht, wenn er seine Prise nimmt, nicht so viele Umstände. Er klopft bloss dreimal laut und feierlich auf den Dosendeckel, öffnet, tritt ein wenig aus seinem Stande hervor, wendet sich mit seiner ganzen Persönlichkeit und mit gutmüthig fragender Miene rechts, wendet sich links, die Dose den Nachbarn präsentirend (wobei in der Regel die etwas steif abstehende Spitze der Capuze auf seinem Rücken auch eine Rolle spielt, indem sie bei den raschen Wendungen ein höhnisches Aussehen annimmt) und greift dann selbst nach der Nasenportion, um sie mit einem Male einzufahren. Schnell wird die Dose geschlossen und beigesteckt, die Nase mit den zwei Fingern, die den Dienst haben, so gedrückt, als wenn sie zugespitzt werden sollte und dann ist Alles vorbei.

Der Abt hat die Gewohnheit, aus einer seiner vielen goldenen Tabatièren, die er allmonatlich wechselt, in gewöhnlicher Weise Taback zu nehmen (ohne jedoch seinem einzigen Nachbar eine Prise zu bieten), dann aber eine Weile lang das Taschentuch mit beiden Händen an den Zipfeln zu halten, vor seinem Gesichte wie eine Landkarte auszubreiten und das Bild zur Auffindung der geeigneten Trockenstelle genau zu besichtigen.

Mein Nachbar und College Agathon, der sich die Unart, wie er sagt, schon im Gymnasium angewöhnt hat, darf unter der neuen Regierung, die wir Novizen haben, auch im Chor ab und zu eine Prise nehmen; wenigstens wird es nicht gerügt, wenn er es thut. Er kann jedoch nicht schnupfen, ohne einen Schritt vorzutreten, um für seine grossen Ellbogen und eckigen Handbewegungen den nöthigen Raum zu haben, sich dann jedes Mal nach dem Schiff der Kirche zum Volke, wie mit einem: »Friede sei mit Euch,« zu wenden und vor Aller Augen seine Nase in so harter, fast möchte man sagen, grausamer Weise zu traktiren, dass sich der Zuschauer gewiss des Mitleids gegen das arme Ding nicht erwehren kann. Das linke

Auge seines eigenen Antlitzes schliesst sich dabei, wahrscheinlich vor Entsetzen über die jedesmaligen Gräuel. —

Der Senior des Conventes, ein sehr alter Herr, glaubt, was man ihm einst erzählte, der Taback könne durch die Canäle der Nase in's Gehirn hinaufsteigen, und man habe nicht selten bei starken Schnupfern eine Quantität Taback an den innern Wänden der Gehirnschaale vorgefunden. Deshalb schnupft er zwar nicht, aber er holt von Zeit zu Zeit ein hölzernes Fläschchen aus der Tasche, öffnet es und hält die mit feinem Golddraht vergitterte Oeffnung unter die Nase, um den blossen Duft einzunehmen. Die ganze Manipulation hat bei dem hochbetagten Manne etwas ungemein Zierliches und Gefälliges.

Unser früherer Novizenmeister ist, wie manch ein Anderer, nur Schmarotzer und führt keine eigene Dose. Wenn ihn aber Einer der Nachbarn bedient, nimmt er eine tüchtige Prise, hält sie eine gute Weile zwischen den Fingern, schnellt sie dann — zum grossen Aegerniss aller guten Schnupfer — hinweg und führt nur allein die leeren, aber lange Zeit nachduftenden Finger an die Nase. Das Letztere thut er ausserdem auch oft, selbst wenn ihm kein Taback angeboten worden war. —

Der Pater Prior, der ebenso wie der Abt, da sie Beide zu oberst stehen, nur Einen Nachbar hat, bietet diesem auch keine Prise an, sondern wendet sich, wenn er schnupfen will, in seinem Stand ganz leise halb links um, legt sein Brevier offen auf die Ellbogenlehne und verrichtet langsam, ohne alles weitere Aufsehen und beständig in das Brevier blickend, den Nasendienst. Sachte schleicht die Dose aus der Tasche, sachte kehrt sie dahin wieder zurück.

Es gibt übrigens Wenige, die ganz und gar nicht schnupfen. Man kann es sich auch sehr leicht angewöhnen, da Einem die Gelegenheit dazu beständig, namentlich in der Kirche und bei Tische geboten wird. Es gehört ein entschiedener und fester

Widerwille dazu, um diesen ewig sich erneuernden Versuchungen zu widerstehen.

Das Tabacksschnupfen hat also, wie Sie sehen, im klösterlichen Leben und selbst bei jeder Art des Gottesdienstes ein ganz besonderes Vorrecht gewonnen, und zwar dasselbe wie die Bedienung der Nase selbst. Es ist bei Einigen so sehr zum Bedürfniss geworden, dass sie das Nasentuch nicht anwenden können ohne zugleich die Dose zu öffnen. Ich möchte doch wissen, welche Vorstellungen sich die Herren von solcher Gebetstörung machen. Die Frage wäre freilich am sichersten zu lösen, wenn man sagte, dass sie dabei gar nichts denken; aber damit beruhigt sich doch ein religiös gestimmter Beobachter nicht, wenn er alle die unpassenden Bewegungen, wie sie das Schnupfen mit sich bringt, vor Augen haben muss. Es wird z. B. ein feierliches Hochamt begangen. Das Allerheiligste, vor dem sich bei jeder Bewegung vom Platze die Knie der sämmtlichen Altardiener beugen, ist hoch ausgesetzt, umwölkt von den aufsteigenden Düften des Weihrauchs. Der Oberpriester, welcher umgeben und unterstützt von einer zahlreichen Assistenz das hochheilige Amt in feierlichster Weise verrichtet, macht in allem und jedem den Eindruck des Ehrwürdigen. Die reichsten und seltsamsten Kirchengewänder geben ihm und den Uebrigen ein fast überirdisches Aussehen. Die lieblichste Musik und der erhebendste Gesang ertönt vom hohen Chor und nimmt selbst denjenigen, dem die religiösen Ceremonien gleichgiltig geworden sind, für die Andacht gefangen. Wer je einer solchen hohen Messe beigewohnt hat, weiss welche ungewöhnlichen Gefühle sich da seiner bemeistert haben. — Und nun ist unter den ehrwürdigen Herren am Altar Einer, welcher den durch die längere Dauer des begleitenden Musikstückes veranlassten Stillstand der Ceremonien dazu benutzt, um eine Prise zu nehmen. Während Alles den Himmelstönen lauscht, langt er vor den Augen der gesammten andächtigen Gemeinde mit der rechten

Hand unter das wallende Messgewand, hebt es hoch, holt die Dose, öffnet sie, bietet dem Nachbar rechts, bietet links, nimmt dann mit einer Miene von Selbstbefriedigung das hässliche Nasenfutter, schliesst die Dose, bringt sie wieder an ihren Platz, hebt von der andern Seite das geistliche Gewand, um das Tuch zu holen und die Nase zu bearbeiten, steckt es ein, ordnet seine Kleidung, faltet die Hände und stellt sich wieder in die andächtige Position. Wieviel Störung um einer Prise willen! —

Die ganze Procedur wäre eigentlich ein öffentliches Aergerniss; weil die Messgewänder keine Taschen haben, muss die Alba in die Höhe gezogen werden, um zu der Tasche des Habits, der hier das Unterkleid bildet, zu gelangen. Das Hochaufheben eines langen Gewandes ist an sich schon unschicklich, abgesehen von den Nebenideen, welche es anregt; ausserdem dauert es eine geraume Zeit und müsste dadurch die Aufmerksamkeit der Gemeinde stören, wenn sie nicht gar zu stumpfsinnig wäre, um sich irgendwie in ihrer Art von Andacht stören zu lassen. — Sehe ich aber auch von dieser öffentlichen Indecenz ab, so begegne ich einem religiösen Vergehen. Dafür halte ich es, wenn Einer während der Andacht, also während der Hingebung seiner Seele an die höchste Majestät der Gottheit, Zeit und Raum nimmt zu schnupfen. Ebenso gut könnte er ja eine Semmel essen und einen Schluck Wein dazu trinken, oder sich ein anderes Vergnügen bereiten. — Zur Ehre des Priesterthums muss ich freilich hinzufügen, dass es Tadel findet und dass es nur Einzelne hinter dem Rücken des Abtes oder Priors thun, die so wenig Selbstbeherrschung haben, um eine Stunde oder zwei ohne Prise auszuhalten. Dagegen pflegt man sich bei Tische und im Chor gar nicht zu geniren.

Ausser jener besondern Aufmerksamkeit, die ich im Chor als anstechender oder intonirender Noviz, wenn gerade meine Woche ist, darauf zu verwenden habe, zu rechter Zeit einen Versikel, die erste Hälfte eines Spruches herzusagen (die zweite spricht der ganze Chor), oder einen Psalm zu beginnen — ausser der Geistesgegenwart, die dazu gehört, die vielfach zerstreuten Gebettheile schnell zusammen zu fügen und der psallirenden Gesammtheit zu folgen, bleibt immer noch viel Raum zu einem besondern Ideengange. Die Schnelligkeit und Eile, mit der Alles ausgesprochen wird und der Mangel an Uebung im Verständniss alterthümlich jüdischer Anschauungen und Redeweisen, wie man sie vorzüglich in den Psalmen findet, macht mir den Text unverständlich und gleichgiltig. Selbst bei jenen Gebetformeln, die sich täglich wiederholen und darum dem Gedächtnisse tief einprägen, schwebt mir fast immer nur eine unvollständige, unsichere Vorstellung dessen vor, was der Mund laut spricht. Vieles passt nicht zu meinen augenblicklichen Gefühlen und Stimmungen und ist dann für mich ein leeres Gerede. Welche Anwendung soll ich z. B. von dem 2. Psalm machen, den ich im Chor alle Tage mitsprechen muss und den ich auswendig weiss, so dass ich ihn aus dem Gedächtniss in's Deutsche übersetzen kann. —

V. 1. »Warum toben die Geschlechter und warum reden die Völker so viel Unsinn?«

V. 2. »Die Könige der Erde lehnen sich gegen einander auf und die da Herrn sind, berathschlagen mit einander gegen den Gesalbten des Herrn.«

V. 3. »Lasset uns zerreissen ihre Bande und von uns werfen ihre Schlingen.«

V. 4. »Der im Himmel wohnt, lacht über sie und spottet ihrer u. s. w.« —

Wären eben Unruhen im Lande, oder wäre Krieg ausserhalb, oder möchten die Fürsten der Gegenwart das Priester-

thum und die christliche Religion bedrohen oder verfolgen: so könnte ich diesem Psalm eine Bedeutung beilegen. Aber so weiss ich nicht, was ich dabei denken soll. Es ist das Jahr des Heils, in welchem ich eben mit den Völkern der Erde lebe, ein gesegnetes; auf der ganzen Erde ist Friede; die Völker sind ruhig und gehorsam; die Fürsten religiös und gottesfürchtig, ehren das Priesterthum hoch. Woher und wozu alltäglich jene althebräischen Klagen! Ich soll mich wohl in die Lage Davids und in seine Zeit versetzen: aber seine Zeit ist nicht meine Zeit und seine Lage kenne ich nicht einmal.

Oder was wollen Sie zu dem 6. Psalm sagen, den ich ebenfalls alle Tage zu sprechen habe. — Ich bin jung, frisch, munter, voll Lebenslust und ohne Gewissensbisse. Ich komme jedesmal in Verlegenheit, was ich beichten soll und schäme mich ordentlich vor dem Beichtvater, so wenig, so gut wie nichts, das der Rede werth wäre, auf dem Gewissen zu haben. Denn das, was man mir hier als Sünde anrechnen könnte, halte ich für keine. Mein Gewissen quält mich also nicht. Ich bin voll guter Laune und kühner Lebensgedanken trotz der Kutte, die ich anhabe — und nun soll ich an so einem schönen Tage, wo der blaue Himmel so freundlich durch die Kirchenfenster hereinlugt, die Sonne lacht, die Luft mit Wohlsein und Freude jede Creatur erfüllt, nun soll ich im tiefen Trauerton singen:

V. 1. »Ach, Herr, vernichte mich nicht in deinem Zorn und peinige mich nicht in deiner Wuth!«

V. 2. »Erbarme dich meiner, denn ich bin schwach; mache mich gesund, denn alle meine Knochen sind zermalmt!«

V. 3. »Meine Seele ist zusammengeschreckt. O Herr, wie lange soll dies mein Elend dauern!«

V. 4. »Wende dich zu mir, Herr, und hilf meiner armen Seele; erbarme dich um deiner Gnade willen!«

V. 5. »Im Tode gedenkt ja Niemand deiner und in der Hölle dankt dir kein Mensch.«

V. 6. »Ich bin so müde vom Seufzen und benetze mit meinen Thränen die ganze Nacht hindurch mein Bette.«

V. 7. »Von Trauer ist meine ganze Gestalt verfallen und alt geworden, denn ich werde von allen Seiten geängstigt.« —

Welche unverschämten Lügen! — könnte Einer sagen, der das mit Aufmerksamkeit und Verständniss anhören und dabei die Leutchen, welche so sprechen, betrachten würde. Aber die Sache ist nicht so schlimm. Kein Mensch denkt daran, eine Lüge zu sagen, weil Keiner daran denkt, seine eigenen Gedanken auszusprechen. Das sind ja althebräische Gedanken und Worte. Und unser Volk — versteht kein Latein. Basta! —

Dagegen wird man mir vielleicht einwenden, dass ich von dem geheimen Sinne, den die Theologie in solche Psalmen als Prophezeiungen legt, nichts wissen wolle und darum auch nur eine profane Anwendung des sinnreichen und altehrwürdigen Textes mache. Man möchte darin nicht ganz Unrecht haben, wenn mir der geheime Sinn jener Davidischen Bet- und Sangformeln wirklich schon bekannt wäre und ich meine Kenntniss verläugnen würde. Ich will aber mit dem Vorhergehenden nur einfach sagen, dass ich in dieser Art aus persönlichem Interesse und eigenem Herzensdrange zu beten nicht verstehe und dass mir daher der ganze Chorgesang höchst langweilig ist. Und der allergrösste Theil unserer Psalmodie hat solchen fremdartigen Inhalt. Wo sollen da Gebetinnigkeit, Herzlichkeit, Andacht herkommen! — Die Seele ist nicht bei den Worten der Gebete.

Wenn es Ihnen Vergnügen macht, lesen Sie z. B. die Psalmen Nr. 20, 35, 44, 45, 49, 56, 69 und stellen Sie sich dazu uns, die Beter, sammt allen unsern persönlichen Verhältnissen vor. Theils durch eigene Anschauung, theils aber auch durch diese meine Notizen werden Sie dieselben ja ziemlich vollständig kennen gelernt haben. Urtheilen Sie. Ich will nicht behaupten, dass das mit allen Formeln und Lesungen der

Fall sein müsse, die das Brevier darbietet, aber für mich ist es der Fall und ich langweile mich dabei oft so sehr, dass ich während der Chorstunde Zerstreuung suche. Dann treibe ich irgend ein Spiel der Phantasie, rufe angenehme Erinnerungen an Verlebtes absichtlich hervor oder studire Physiognomien der Mönche, betrachte lebende und leblose Bilder, Malereien oder Bildhauerarbeiten in meiner nächsten Umgebung, mache Projekte, sinne über mathematische und technische Aufgaben nach u. s. w.

Vor nicht langer Zeit fiel mir sogar ein, während des Chorgebets französische Vocabeln zu lernen, und ich verfolge diesen Einfall seitdem unausgesetzt. Ich habe die französische Sprache zwar nicht nöthig, habe sie auch nie gelernt, aber es liegt mir doch daran, jene Ausdrücke zu kennen, die man anwendet, unsere vaterländische Sprache zu verpfuschen. — Ich zerschneide einzelne Blätter einer alten Grammaire, die mir Valerian geschenkt hatte, in kleine Theile und lege diese nach der Reihenfolge der Seitenzahlen als Merkzeichen in mein Brevier. Habe ich dann eine Anzahl der fremden Vocabeln während des Chorgebets oder während der darauf folgenden Messe — freilich mit einiger Mühe und grosser Zerstreuung — einstudirt, so ist die Aufgabe eines Tages vollbracht und ich wechsle die Zetteln für den nächsten Tag mit andern aus. Dieses linguistische Studium als Variation meiner Zerstreuung fällt Niemand auf, ist still und unscheinbar. Der Nachbar rechts und der links gucken zwar hin und her und oft auch herüber zu mir, aber die Merkzeichen finden nicht ihre Beachtung. Wären es Bilder, würden sie darauf mehr Aufmerksamkeit verwenden. Dem Novizenmeister fällt es auch nicht ein, kleine Papierschnitzchen, wie sie Jeder im Brevier liegen hat und die nöthig sind, um rasch die nöthigen Gebetstellen aufzuschlagen, zu untersuchen. Es bleiben nur meine Collegen, die der Sache auf die Spur kommen könnten; aber die Leutchen rühren ihr

eigenes Brevier nicht anders an, als wenn sie müssen, geschweige ein fremdes. Thäten sie es auch und nähmen sie einmal mein Brevier zufällig zur Hand: sie würden das Manöver gewiss nicht errathen.

Ich glaube daher vollständig sicher zu sein, und diese Sicherheit meines Geheimnisses macht mir viel Vergnügen.

Ich weiss nun zwar nicht, was Sie zu diesem meinem heimlichen Getreibe sagen werden. Es will mir scheinen, als ob darin irgend etwas Unrechtes, eines honetten Charakters Unwürdiges läge. Aber es ist Zerstreuung wie jede andere. Gegen etwaige Gewissensskrupel schützt und sichert mich im schlimmsten Falle selbst die Kloster-Moral vollständig. Unser früherer Novizenmeister hat uns — es war gleich in den ersten Wochen des Noviziats, und ich habe mir seine damaligen Reden sehr wohl gemerkt — unter andern Grundsätzen, von denen ich Ihnen ja schon einige angeführt habe, auch folgende in Bezug auf das Klostergebet mitgetheilt:

Die Aufmerksamkeit beim Brevierbeten kann dreifacher Art sein. Die geringste ist, wenn Einer auf die Worte aufmerkt, insoweit er dabei das Gefühl hat, es seien göttliche Worte. Solche Aufmerksamkeit genügt, »und sie muss genügen« — fügte der Meister belehrend hinzu — »denn wie könnten sonst Nonnen das Brevier lateinisch herbeten, die doch kein Wort davon verstehen! Oder wie könnten kleine Buben als Ministranten bei der heiligen Messe verwendet werden, die oft das, was sie — auch in lateinischer Sprache — zu respondiren haben, ganz und gar verdrehen und unrichtig aussprechen. Und doch werden Nonnen und kleine Kinder nach den kirchlichen Gesetzen zum lateinischen Gebete nicht nur zugelassen, sondern gewissermassen auch verpflichtet. Es ist genug, dass sie wissen, es seien heilige Worte, die sie aussprechen, ohne sie zu verstehen.« — »Ein Mönch thut demnach vollständig seine Schul-

digkeit, wenn er das Brevier überhaupt nur betet, ohne Aufmerksamkeit auf den Sinn der Worte.« —

Der Meister erwähnte damals auch einer Streitfrage unter Theologen, die sich darum drehe, ob es recht oder unrecht sei, sein Breviergebet während der Messe abzufertigen, und meinte: »Auf solche Finessen lassen wir uns halt gar nicht erst ein.« —

Er sprach auch über den Ort, wo man beten solle oder dürfe, und war der Ansicht, sein Gebet könne Einer überall verrichten. Er bezog sich auf seinen körperlichen Zustand, der ihn oft nöthige, stundenlang auf Erleichterung zu warten, und verwies auf die heilige Schrift, die (im Buche Hiob) erzähle, nicht nur habe Hiob gebetet, als er auf dem Misthaufen sass, sondern Gott habe ihn da auch besucht. »Die Mutter des Kaisers Heinrich des Vierten hat den berühmten Kirchenlehrer Petrus Damianus um diese Sache g'fragt, und ist also, wie ich g'sagt hab', instruirt worden. Da können Sö's lesen, wenn S' wollen.« —

Nur beim Spaziergange des Vergnügens wegen Brevier zu beten, hat ein Concil der Bischöfe (das von Trier 1549) als sündhaft untersagt. Sonderbar! — Zum Vergnügen soll Einer nicht beten, aber wohl zur Strafe. Eine allgemein übliche Art, den Sünder für seine Vergehungen zu strafen, besteht bekanntlich darin, ihn gewisse Gebete verrichten zu lassen und je mehr Sünde desto mehr Gebet!

Würde mich übrigens Jemand für diese meine Unart beim Beten als Sünde verdammen wollen, so könnte das nur ein Weltlicher sein, der von der Sache nichts versteht. Uns angehenden Geistlichen ist es bereits wohlbekannt, dass für alle Mängel und Vergehen, deren man sich beim Chorgebete schuldig macht, ein reicher und dennoch leicht zu erwerbender Ablass gesichert ist. In welchem Grade alle andern Chorbeter dieser Zusicherung bedürfen, kann ich freilich nicht so bestimmt wissen, wie bei mir.

O Gebet! Seligkeit du, für jeden Unglücklichen und Hilfsbedürftigen, der nach dir begehrt, wie der Durstige nach einem Labetrunk! — Was bist du hier? Was ist aus dir geworden an jener heiligen Stätte, die Gottes Haus genannt wird? — Eine Qual für alle jene, die dir ohne Lust, Noth oder innern Antrieb, ohne Herz und Gefühl, Verständniss und Aufmerksamkeit zu bestimmten Stunden obliegen müssen, mag ihre Stimmung entsprechend sein oder nicht. —

Wenn man die einfachen Lehren, Mahnungen und vor Allem das Beispiel des Stifters unserer Religion erwägt, wenn man sie nur halbwege streng fasst, wie soll man unser Gebet, ja wie soll man überhaupt die ganze, grosse Masse der Gebetregeln und Liturgien, die unzähligen Redensarten mit und ohne Musik, die mannigfaltigsten Gebetbücher und Andachtsübungen — wie soll man endlich den ganzen Apparat des sogenannten Gottesdienstes mit der Idee des betenden Lehrmeisters in Einklang bringen? — Und ganz besonders dieses Mönchthum mit seinem Chorgebet! — ist es nicht, als spotteten wir der Vorschrift des Herrn und alles gesunden menschlichen Gefühls? — Ist unser Chorgebet nicht gerade das Gegentheil von dem geworden, was das Evangelium lehrt? — Und der gläubigen Christenheit, die auf unser Gebet so grosses Gewicht legt — welcher Antheil von Segenswirkungen bliebe ihr noch in Wirklichkeit, wenn man ihr das Bischen Vorurtheil, das sie für die Gebete der Geistlichkeit hegt, nehmen möchte? — Geriethe sie nicht auch, wie ich, in die verzweifelte Lage zu glauben, dass unser Beten zu nichts gut sei, als uns wechselseitig zu quälen?

Was mich betrifft, so kann ich — mag es nun meine Schuld sein oder nicht, mag es vor dem Richterstuhle der Welt wie immer gedeutet werden — nicht anders sagen: Ich thue die Arbeit des Chorgebetes, wie der Bauer seine Robot, weil ich muss. Wenn ich wirklich bete, was sehr selten geschieht

bete ich nicht auf einem bestimmten Platz, zu einer festgesetzten Zeit, sondern wo und wann mich das Bedürfniss überkommt. Dann aber thue ich es aus vollem innigem Herzen, mit einem einzigen Gedanken oder Gefühl, ohne Worte, ohne Redensarten.

Ueber die Vorzüge des Chorgebetes, das so viel ich aus Tischgesprächen entnehmen kann, Jedermann lästig ist — denn Alles freut sich, wenn ein chorfreier Tag eintritt — hat sich übrigens der alte Novizenmeister nie anders als rühmend ausgesprochen und behauptet, »es mache ihm nichts ein so grosses *delic* als im Chor zu sein. Da sei der rechte Monachus auch auf seinem Platze und so zu sagen unter Waffen. Der Gedanke sei köstlich, für alle Welt zu beten und in Gemeinschaft.«

Aber der Mann hatte gar oft schon so gründlich gelogen, dass wir ihm auch diesen Ausspruch nicht glauben. Nach dem freilich noch sehr geringen Umfange meiner localen Erkenntnisse möchte ich höchstens dem Prälaten eine grosse Vorliebe für das Chorgebet zutrauen. Der Prior zählt es gewiss auch nur zu seinen Pflichten und hängt ihm aus Pflichttreue nach. Pflichttreue aber und Liebe scheinen mir nur selten nahe bei einander zu sein. Ich bin sogar geneigt zu glauben, dass sie sich gegenseitig aufheben. Bei der grösseren Hälfte der Mönche möchte ich dreist diese Vereinigung als eine unwahrscheinliche bezeichnen. Was man mit Liebe thut, hat ja ein ganz eigenthümliches Gepräge und unterscheidet sich von dem, was aus Pflichttreue geschieht, auf den ersten Blick. — Bei dem Rest aber, wage ich zu sagen, kann nicht einmal von Pflichttreue die Rede sein. Soviel springt Einem halt auf den ersten Blick in die Augen.

Dass der alte Geist des Mönchthums hier machtlos sei, ist für mich vollendete Thatsache, und ich könnte ihm, wenn er in Wirklichkeit noch waltete, trotz dem Gelübde meiner guten Mutter, auch nicht dienen. Es herrscht aber ein anderer, ein neuer Geist, und wie nahe oder fern verwandt derselbe dem alten sei, festzustellen, kann mir nur zuträglich sein. Ich versuche daher, auch diese Frage zu lösen, um mir mit Einsicht sagen zu können, was hier meine künftige Aufgabe sein dürfte.

Nachdem ich nun mehr als ein halbes Jahr »in diesen heiligen Hallen«, wo man indessen »die Rache« gar wohl zu kennen scheint, zugebracht und die Sitten- und Hausgesetze einigermassen kennen gelernt habe, kann ich mir einen Vergleich des wirklichen Lebens und Treibens mit der uralten »Regel« des Hauses und Ordens wohl erlauben, ohne dem Vorwurf ausgesetzt zu sein, voreilig oder gar leichtsinnig darein zu reden.

Die »Regel« müsste eigentlich die einzige und festeste Basis aller meiner Anschauungen sein. Sie ist es aber nicht, denn sie gilt nur noch dem Namen nach. Unter »Regel« verstehe ich wie jeder andere Mönch den Inbegriff jener Verordnungen, welche der Stifter des Ordens als Richtschnur für Klosterleute aufgestellt hat, die seinem Beispiel folgen und seinen Namen tragen wollen.

Der volle Titel des vor mir liegenden Buches, in welchem diese seine Verordnungen im lateinischen Urtext und in deutscher Uebersetzung gesammelt sind, lautet:

> »Regel unseres hochheiligen Vaters Benedikt, des Patriarchen der Mönche im Abendlande. Nach der Ausgabe der Congregation des heiligen Maurus. Paris, Druckerei von Wilh. Desprez 1770.«

Dieses kleine ursprüngliche Werk sollte die Norm aller Klosterordnung, Gesetzbuch der Ordensmitglieder, Richtschnur ihres wechselseitigen Betragens, oder noch bestimmter gesagt:

die Verfassung jenes kleinen, von der übrigen Welt abgeschlossenen Reiches sein und bleiben, das ein jedes Kloster für sich im grossen Volksstaate bildet.

Die Zahl seiner in musterhafter Kürze ausgesprochenen Kapitel oder, wenn ich sie so nennen will, Paragraphe ist nur 73. Ich prüfe dieselben und muss gestehen, dass es mir ein eigenthümliches, grosses Vergnügen gewährt, hier in der Stille der Einsamkeit ein über 1200 Jahre altes Gesetzbuch vor Augen zu haben und darüber, ob und wie ihm gegenwärtig Gehorsam geleistet werde, heimlich zu Gericht zu sitzen. Nur 73 kleine Paragraphe! Die öffentliche Meinung muthet dem Klosterleben doch so ausserordentliches, so schweres, so übermenschliches Streben zu! Man müsste demnach glauben, dass ihm wenigstens diese kleine Zahl, diese 73 Paragraphe gelten. Ich sage aber Nicht die Hälfte, ja nicht ein Drittel derselben kommt heutzutage noch zur Anwendung. Ich sage es, weil ich das Gesetzbuch vor mir habe und mit dem wirklichen Leben, das mich umgibt, vergleiche.

Ich finde nämlich, dass 52 von jenen 73 Capiteln gar nicht von den übrigen 21 eilf nur theilweise beobachtet werden und dass die zehn übrigen, deren Befolgung sich nöthigenfalls als unzweifelhaft erweisen liesse, gerade die allerunbedeutendsten und unwichtigsten der gesammten Verordnungen sind. Dafür hier nur einige Beläge:

§. 56. handelt vom Tische des Abtes und geht dahin, dass er »allezeit bei Gästen und Freunden« sein solle. Wenn keine Gäste da sind, können aus den Brüdern berufen werden welche der Prälat will, um an seiner besonderen Tafel zu speisen. Nur sollen immer — »der Zucht wegen« — ein oder zwei Alte bei den jungen Mönchen zurückbleiben. Dieser Paragraph wird gewöhnlich befolgt.

§. 63. bestimmt die Rangordnung der Mönche nach drei Rücksichten, nach dem Alter des Eintritts in das Kloster, nach

besonderen Verdiensten und nach der freien Willkühr des Abtes. Auch das wird grossentheils beobachtet.

Ganz und gar unbefolgt bleibt jedoch, was noch über die von Jüngeren den Aelteren zu erweisenden Ehren und Rücksichten hinzugefügt ist, und dass Keinem erlaubt sein solle, den Andern beim blossen Namen zu nennen, sondern Jüngere die Aelteren »*Nonnos*«, diese dagegen jene »Brüder« zu nennen haben. — Das geschieht nicht. Einer titulirt den Andern »Herr« und »Hochwürden«. Offiziell sagt der Vorgesetzte: »*pater*« (Vater) zu Jedem. Nur wir Novizen heissen »*fratres*« und schriftlich: »Ehrwürdige«. — Der Abt soll demselben Paragraphen nach »*Abbas*« (Vater) und »Herr« genannt werden, erhält aber nach Belieben Titel wie: »*Reverendissimus*«, »*Amplissimus*«, »*Perillustris*«, »Hochwürdigster«, »Hochwürden und Gnaden«, »Seiner Gnaden«.

Die Adresse, welche ich in meinem nachträglich einzureichenden Aufnahmegesuche gebrauchen musste, lautete: »*Reverendissimo, Perillustri ac Amplissimo Domino Domino N. sacr. caes. reg. Majestatis Consiliario, inclitorum statuum provinciae Austriae inf., Abbati*« *etc. etc.* —

Im bürgerlichen Leben hat er hier zu Lande — wie man mich versichert — Grafen-Rang und demgemäss am Hofe und bei allen grossen Feierlichkeiten den entsprechenden Vortritt.

Derselbe Paragraph ordnet ferner an, dass, wo Brüder einander begegnen, der Jüngere stets vom Aelteren den Segen erbitte. Das unterbleibt vollständig. Daran denkt Niemand, nicht einmal wir Novizen.

Die Paragraphe 30, 37 und 59 enthalten Massregeln in Betreff der in ein Kloster aufzunehmenden kleinen Kinder; die Staatsgesetze der Gegenwart verbieten aber gänzlich die Aufnahme von jungen Leuten, die noch nicht mindestens das 18. Jahr vollendet haben. Daher stehen jene Abschnitte der Klosterregel nur noch als ehrwürdige Reliquien des Alterthums da,

um uns den offenbaren Nachweis zu geben, dass Manches einst ganz anders war, als es gegenwärtig ist. Dasselbe Schicksal gänzlicher Ueberflüssigkeit theilen:

§. 48. über die tägliche Handarbeit, §. 32. über das Handwerkzeug oder einige andere Habseligkeiten und §. 57. über Mönche, die Handwerker sind. Die gegenwärtigen Stiftsherren sind nur Priester, die ihre Gymnasial- und Universitätsstudien vollendet haben. Laienbrüder giebt es nicht. —

§. 61. spricht über die Aufnahme fremder Mönche als Mitglieder. Sie ist jetzt im Allgemeinen ganz unerlaubt, nur in besonderen Fällen geschieht es mit päpstlicher Genehmigung, dass Jemand aus einem milderen in einen strengeren Orden oder aus einem Ordenshause in ein gleichnamiges andere übertreten darf. Der Verfasser der *Regula* hatte bei dieser Bestimmung wohl nur die regellos herumziehenden Mönche seiner Zeit im Auge, von denen er auch Eingangs seiner Verordnung spricht. —

§. 70. über wechselseitige thätliche Beleidigung und Verletzung gehört zwar der Rohheit des Alterthums an, und wird demgemäss nicht beachtet: es sollen jedoch manchmal Fälle eingetreten sein, wo er zur Geltung hätte kommen müssen. In diesem Punkte haben die andern kirchlichen und weltlichen Gesetze, denen jeder Mönch als Mitglied der Kirche und als Unterthan des Staates gehorchen muss, ausschliessliche Geltung. Die bischöfliche Strenge, der er ausgesetzt ist, hat allein schon mehr Respekt als jene *Regula*. Ueberhaupt treten die päpstlichen und kaiserlichen Anordnungen, sowie sämmtliche Landesgesetze, von deren Beobachtung Klosterbrüder nicht — wie Laien glauben mögen — enthoben sind, der Regel oft entgegen und setzen einzelne Verordnungen derselben ganz ausser Kraft. Das ist z. B. mit dem §. 64. über die Wahl des Abtes der Fall, die jetzt nur nach staatlicher Anordnung und unter

besonderer Aufsicht gegen Entrichtung sehr bedeutender Abgaben und Taxen stattfinden darf.

Ganz unbeachtet bleibt ferner der §. 67.: »Von den Brüdern, die, auf Reisen gesendet, mit Gebet und Segen Aller abgehen und wiederkehren, und die dann von dem nicht sprechen sollen, was sie ausserhalb des Klosters gesehen oder gehört haben.« Jeder geht und kommt ohne Ceremonie und erzählt, was er weiss. Nirgend ist die Neugierde grösser als hier, und jede Gelegenheit, etwas Neues zu erfahren, wird vollständig ausgebeutet. Klätschereien sind nicht ausgeschlossen, sondern hier so recht zu Hause. Bei Tische geht es immer recht lebhaft zu und wird alles Mögliche vorgebracht.

Das Gebot des Stillschweigens, im §. 6. der klösterlichen Verfassungsurkunde ausgesprochen, wird auch nicht befolgt. „Wegen der doppelten Vortrefflichkeit des Schweigens — aus Demuth und um der Sünde zu entgehen — soll den jungen Mönchen, auch selbst den Besseren, nur selten die Erlaubniss zu reden gegeben werden. Würde Einer über heilige Dinge gefragt, soll er nicht mehr antworten als dienlich ist. — »Possen und müssige Worte verdammen wir aller Orten und schliessen sie auf ewig aus.«

Dieser Regel werden — wie ich aus Erfahrung sagen kann — manchmal, je nach der Strenge ihres Meisters, nur einzig und allein Novizen unterworfen. Im Uebrigen ist es zwar anständig, wenn die Jüngeren sich von selbst in das Gespräch älterer Priester nicht mischen: untersagt aber ist es nicht. Dagegen sind die von Natur Schweigsamen nicht einmal angenehm und sie werden auf alle Weise, im Guten und Bösen, zum Sprechen aufgestachelt.

Dass die Gespräche der Mönche bei Tische und selbst in Gegenwart von uns jungen Leuten nicht immer erbaulicher Art sind, weiss Jeder. Wie sie aber oft in kleineren Kreisen ausfallen, wird man nicht leicht glauben. Jedenfalls hat das: »auf

ewig« für »Possen und müssige Worte« längst sein Ende gefunden. Ja man folgt auch hier sehr häufig jener Strömung, welche im Lande allbeliebt und alltäglich ist, sich am schlüpfrigen Witz oder Wortspiel zu ergötzen. —

Ich bin zwar nicht vom Hause aus so sehr wohl erzogen, um ein zu empfindsames Ohr mein nennen zu dürfen; die Röthe der Wangen hat sich längst festgesetzt und kann sich kaum mehr über das Antlitz ergiessen, wenn ich mich auch wirklich schäme: aber oft habe ich hier Bemerkungen angehört, die mir denn doch bei allem Witz, der darin lag und Lachen erregen musste, als zu unpassend für geistliche Herren und gebildete Leute erschienen, Dinge, die ich zuvor noch nirgendwo gehört hatte und auch nicht wieder erzählen kann. — Mit dem §. 6. ist es also erst recht nichts, ja, man möchte sagen, in diesem wie in manch einem andern Paragraphen habe sich nach und nach gerade das Gegentheil zum Hausgesetz erhoben.

§. 35. ordnet z. B. an, dass die Mönche einander bedienen und allwöchentlich auch Einer um den Andern ohne Ausnahme die Küche besorge. Der jedesmalige Antritt des Küchenamtes solle darin bestehen, dass der, welchen die Woche trifft, allen Andern die Füsse, darnach die Handtücher wasche u. s. w. — Ueberhaupt weiss die *Regula* nichts von einer Dienerschaft der Mönche und lässt auch keine Auslegung der Art zu. Gegenwärtig haben aber die Mönche ausser ihren amtlichen Geschäften und Verpflichtungen so viele Bedürfnisse zu befriedigen, soviel zu kochen, zu essen und überhaupt zu thun, dass sie nicht nur eine zahlreiche männliche, sondern sogar auch weibliche Bedienung zu halten genöthigt sind.

Was namentlich unsere Küche betrifft, so besteht dieselbe aus 3 Abtheilungen, deren jede ihren besonderen Namen hat, als: Prälaten-, Convent- und Offiziers-, d. i. Dienerschafts-Küche. Jeder dieser Abtheilungen steht zwar eine Köchin vor; das Kommando aber führt die Prälatenköchin. Ihr gehorchen

ausserdem noch 3 oder 4 Küchenmägde. Etwa 4 oder 6 Lehrmädchen, welche zu dem Zwecke, im Kloster das Kochen zu lernen, ihr anvertraut sind und Lehrgeld zahlen, gehören gewissermassen, wenn auch immer nur auf 6 Monate, zu der Küchentruppe. Dictator des gesammten Küchenwesens und Personals ist der P. Küchenmeister, den der Prälat gewöhnlich auf lange Jahre ernannt hat.

Die Interpretation des angeführten Paragraphs ist aber noch durch eine Liste der sämmtlichen Beamten und Dienerschaft, wie ich sie hier kenne, zu ergänzen; aus derselben wird wohl am deutlichsten zu sehen sein, wie sich das Klosterwesen mit der Zeit entwickelt hat und wie weit es von der ursprünglichen Einfachheit abgewichen ist.

Unter dem Titel Beamte fungiren und wohnen im Kloster: ein verheiratheter Oberamtmann, ein desgleichen Rentmeister, ein lediger Rechnungsführer, ein Buchhalter, ein Registrator und zwei Schreiber; ein verheiratheter Chirurg, nach alter Sitte »Bader« genannt; ein ebenfalls verheiratheter Schullehrer, ein verheiratheter Förster und ein lediger Forstadjunkt; ein verheiratheter Gärtner, ein verheiratheter Schafmeister; ein Fischmeister; ein lediger Bäcker, nach dem Lateinischen *pistor* »Pfister« geheissen; ein Conventschneider; der Kammerdiener des Prälaten, sein Leibkutscher, zwei Conventdiener, ein Conventkutscher, ein Kirchendiener, »Messner« benannt; ein Meier (Oberknecht), ein Thorwart und ein Pförtner; 4 Pferdeknechte, 3 Gärtnerburschen, ein Ochsenknecht, 3 Schafknechte; ausser dem schon erwähnten Küchen-Departement sind an Weibsen noch vorhanden: 4 Meiermenscher, 2 Mädchen für die Gastzimmer und zwei alte Näherinnen. Die sechs Sängerknaben sind auch nicht zu vergessen. Mit diesen activen Persönlichkeiten essen noch das Gnadenbrot des Stiftes und wohnen allda: ein alter Invalide aus dem Freiheitskriege von Anno 13, ein pensionirter Schafmeister, eine Schullehrer- und eine Gärtner-

witwe mit 2 erwachsenen Töchtern, eine alte, blind gewordene Kuhmagd und ein unbrauchbarer Pfister. Ausserhalb des Stiftes wohnen in den nahen Dörfern zerstreut 12 im geistlichen Dienste angestellte Drescher und etliche in Lohn stehende Musikanten.

Diejenigen Leute, welche nicht aus einer der drei Klosterküchen gespeist werden, erhalten ihre entsprechenden Deputate. Das ist bei allen Verheiratheten der Fall. Auf solch ein Heer von Klosterdienern passt also der Wille des heiligen Benedikt gewiss nicht, dass nur Mönche einander bedienen sollen.

§. 22. enthält die Schlafordnung der Mönche.

Jeder hat in seinem Bette, und Alle haben — wenn es thunlich ist — gemeinsam im *dormitorium* oder wenigstens, wenn es nicht durchzuführen ist, je 10 oder 20 mit ihren Senioren als Wächter der Ordnung zusammen zu liegen. In diesem *dormitorium* soll die ganze Nacht hindurch ein Licht brennen. Alle sollen angekleidet und mit ihren Gürteln umgürtet im Bette liegen, aber »ohne Messer an der Seite, um sich selbst im Schlafe nicht zu verletzen.« Die Jüngeren sollen stets ihr Bett neben älteren Mönchen haben und niemals dicht neben einander. Wenn sie zum Gebete aufstehen, sollen sie einander aneifern und Einer dem Andern zum Gottesdienste zuvorzukommen suchen.

Einige Andeutungen dieser Verordnung verläugnen wohl den nationalen Typus des Südens nicht und sagen uns, wie tief die sittliche Cultur der Mönche zu jener Zeit gestanden haben müsse. Denn solche Gesetze können nur Verhütungsmassregeln und gegen Menschen gerichtet sein, deren Handlungsweise der Stille und Dunkelheit der Nacht nicht anvertraut werden kann.

Gegenwärtig schläft jeder Mönch in seiner besonderen, wohl eingerichteten Wohnung, in seinem höchst bequemen Bette, entkleidet und ohne alle Sorge, von irgend Jemandem geweckt zu werden.

Ausser dem Prälaten, der wenig Schlaf zu haben scheint und darum regelmässig zeitig aufsteht, um seine tägliche Messe zu lesen, und ausser uns Novizen, die wir manchmal aufstehen müssen, um ihm zu ministriren, pflegen Alle, soviel ich weiss, einer langen Nachtruhe. Prälat und Novizen gehen oft schon aus der Kirche, wenn erst ein oder der andere Priester langsam der Sakristei zuschreitet, um sich für die Abhaltung der Messe anzukleiden.

Im §. 55., wo von Kleidern der Mönche die Rede ist, heisst es auch von ihrem Bette: »Zum Lager reichen eine Matte, eine leichte Decke, eine Oberdecke und ein Hauptkissen hin. Diese Sachen sollen aber von dem Abte oft untersucht werden, ob sich darin nicht etwas Besonders finde, das sich Einer etwa zugeeignet hat.« — »Das Laster des Eigenthums soll mit der Wurzel ausgetilgt werden.« — O Sonne Benedikts! —

Ueber die Art, wie Gäste im Kloster aufzunehmen seien, verordnet die *Regula* im §. 53. Folgendes:

»Alle ankommenden Gäste sollen wie Christus aufgenommen werden (nach dem Wortlaute der Schrift: »Ich bin ein Gast gewesen und ihr habt mich aufgenommen«). Der Prior und die Priester sollen jedem Fremden, der als Gast angemeldet wird, entgegengehen, und wenn sie ihn durch Knie- oder Kopfneigungen begrüsst haben, sollen Alle mit einander beten; darauf werde erst der Friedenskuss in Demuth gereicht. Dann sollen sie (die Gäste) zum gemeinsamen Gebete sowie zur Anhörung von heiligen Vorlesungen geführt werden und erst darnach erfolge die Bewirthung. Um eines Gastes willen darf der Abt (oder Prior) das Fasten brechen, nicht aber einer der übrigen Mönche. Darum solle auch der Abt seine eigene Küche haben und einen besonderen Tisch führen. Einem Gaste das Handwasser reichen oder die Füsse waschen, sei auch Sache des Abtes. Einer der Brüder (Gastmeister) werde ihnen zur

Gesellschaft gegeben: sonst aber sei es keinem der Mönche erlaubt, mit ihnen umzugehen oder zu reden.

Das ist nun Alles anders. Wenn Gäste kommen, geht das fröhliche Leben recht an. An's Beten wird nicht gedacht, wohl aber an Spiel und Trinken. Ich übertreibe nicht. Von einem Betragen gegen Fremde, seien sie hoch oder nieder, geistlich oder weltlich, im Sinne der Regel ist jedenfalls keine Rede. Wenn Frauen unter den Gästen sind, finden einige Einschränkungen statt; ich kann aber nicht genau angeben, wie weit sie gehen. — Vom Friedenskuss weiss ich nichts, so wie auch nicht von demüthigen Fusswaschungen, Verbeugungen u. dgl., wohl aber davon, dass sich Jeder bemüht, wenn es überhaupt nöthig ist, den Gästen zu Ehren den kleinen Rest von klösterlicher Gebundenheit, so viel als angeht, und nach besten Kräften zu lösen.

Von der Gastfreundschaft der Oesterreichischen Stifter und Klöster geht — wie Jeder weiss — ein guter Ruf durch's Land. Ich kenne Fälle, dass Gelehrte, Künstler, Touristen und Schmarotzer wochenlang hier blieben und bewirthet wurden, ohne in näheren Beziehungen zu Jemandem aus uns zu stehen, als die waren, welche sie mit ihrem Mundwerk angeknüpft hatten. Freilich sind dazu Anlagen nöthig, die nicht Jedem verliehen sind. Auch die dem Katholicismus entgegengesetzten Confessionen geniessen in einer Art Gleichberechtigung dieselbe Gastfreundschaft, nur Juden nicht. Ein einzigesmal speiste ein Jude mit dem P. Gastmeister und dem P. Kämmerer zusammen; es war aber eine wichtige Persönlichkeit. Er hatte die Schafwolle auf 3 Jahre voraus gekauft und gleich ausbezahlt.

Ueber die D e m u t h, die als Stufenleiter zur Vollkommenheit zu gelten hat, lässt sich die *Regula* in umfangreichen Redensarten aus, wofür dieselben auch — wie sich allenthalben zeigt — angesehen werden.

Von der 1. Stufe an, welche die Furcht Gottes empfiehlt, bis zur 12., die eine gebeugte Haltung des Leibes vorschreibt, hat der Mönch eine Art Selbstverläugnung zu üben, deren ein anderer denkender und fühlender Mensch nicht fähig ist. Gar keinen Willen haben, sich selbst verachten oder hassen, Unbilden und ungerechte Behandlung ruhig hinnehmen, stets schweigen und nie lachen — können aber auch nicht die Menschen, die ich hier sehe. Wem von ihnen etwas fehlt, der ist traurig, und wer zu gehorchen hat, ist auch nach Massgabe seiner Verpflichtung demüthig, ohne aber sich um der Vollkommenheit willen treten zu lassen. Das ist — meiner Ueberzeugung gemäss — so ziemlich die allgemein gangbare Ansicht von der Sache, und somit befinden sich die Geistlichen auch hier in offenbarer Opposition gegen die Verfassung, der sie unterthan zu sein gelobt haben.

Die Erziehung, die man im Noviziat erhält, zielt allenfalls auf Demüthigung; der Erfolg aber scheint mir das Gegentheil zu sein. Ueber den klösterlichen Hochmuth allein, wie ich ihn bereits kennen gelernt habe, liesse sich ein Buch schreiben, freilich aber ein sehr gottloses.

Der §. 42. will, dass sich keiner der Mönche, weder alt noch jung, unterfangen solle, nach vollendetem Completorium ein Wort zu reden; jede Uebertretung sei schwer zu strafen; nur die Anwesenheit von Gästen lasse eine Ausnahme für diejenigen zu, denen obliegt, mit jenen umzugehen oder ihnen zu dienen. — Dass sich kein einziger Mönch daran kehrt, ist gewiss.

An sich hebt schon der Umstand den ganzen Paragraph auf, dass gegenwärtig, wie seit lange her, die Abhaltung des Completoriums für die Stunde vor dem Abendessen festgesetzt ist. Beim Abendessen und nach demselben geht die Unterhaltung erst recht an. Viele bleiben auch nach dem Abendessen im Refectorium bei einander, spielen, trinken, necken sich,

zanken, oder es bilden sich kleine Kreise in den Zimmern der Einzelnen zum Spiel und Punsch. Es fehlt allerdings auch nicht an Solchen, die nach dem Abendbrod ordentlich in ihre Zimmer und zur Ruhe gehen; aber ihnen ist etwas; entweder sind sie Misanthropen oder kränklich, vielleicht nur mürrisch, verdrüsslich, missmuthig. Mancher mag auch den Andern verhasst sein und sich daher absondern müssen.

Wir Novizen verfehlen jetzt unter dem mildern Szepter nicht, uns jeden Abend gesellig zusammen zu finden. Niemand stört uns und unser gute Prior nur dann, wenn wir etwa zu stark lärmen, so dass es ihm von Jemandem hinterbracht wird. Sobald er einmal zu Bette gegangen ist, sind wir vor seiner persönlichen Dazwischenkunft ganz sicher. Ebenso ging es auch, als P. Coelestin Meister war. Nachdem er humpelnd und weithin hörbar Runde gemacht und seine zwei Zimmerthüren mit grosser Heftigkeit zugeworfen hatte, waren wir bald beisammen. — Dieser Tage liess jedoch selbst der P. Prior durch den Conventdiener sagen, wir möchten uns zur Ruhe begeben und die unter uns wohnenden Priester nicht stören. Allerdings waren wir etwas laut geworden, und es mag sich Jemand über unser spätes Rumoren beklagt haben.

Wenn nun nicht schon alle andern Lebensanschauungen müssten es mir diese wenigen Vergleiche der Ordensregel mit der Wirklichkeit klar gemacht haben, dass das Klosterwesen von seiner ursprünglichen Bestimmung ganz und gar abgewichen sei und dass es wenig zu bedeuten habe, wenn bei jeder Gelegenheit Lobreden auf die Weisheit, Gerechtigkeit und Zweckmässigkeit der heiligen *Regula* gehalten werden. Der ascetische Schriftsteller, Abt Bernhard, sagt in seinen Declarationen: »Sanct Benedict habe durch seine Regel eine geistliche Leiter aufgerichtet, deren Spitze in den Himmel reiche.« Selbst bildlich gesprochen ist diese Ansicht heut zu Tage nicht mehr

richtig. Die heilige Leiter reicht jedenfalls nicht mehr aus, denn die Entfernung des Himmels ist jetzt unermesslich grösser als sonst. Der rasende Fortschritt der Wissenschaft überhaupt und der astronomischen Berechnungen insbesondere hat der Menschheit den Himmel entrückt, und wir Mönche können ebenso wenig wie alle andern Erdenkinder die dünnen Luftschichten über uns athmen, geschweige über sie hinausgehen und die Erde verlassen. Wir bleiben daher auf dem mütterlichen Boden und vervollkommnen uns für das Bleiben. Demnach hat das klösterliche Leben jetzt eine ganz andere Bedeutung als sonst, und ich hege bereits die bestimmte Vermuthung, dass die vorhandenen Stifter und Klöster Zwecken dienen, die dem gemeinen Menschenverstande allerdings als »höhere« dargestellt werden müssen, im Grunde aber doch nur kirchlicher oder allenfalls auch staatlicher Natur sind. Ich sage mir ferner, dass es sich dabei viel weniger um religiöse Vollkommenheit und Beseligung einiger Individuen handle, als vielmehr um Aufrechthaltung eines die Geister der Menschheit beherrschenden Systems. Dazu dient unsere *Regula* nur so viel als sie kann.

Indessen scheint man höhern Orts zu fühlen, dass die Ordensregel denn doch gar zu sehr ausser Praxis gerathen sei, und deshalb soll man mit der Idee einer Klosterreform stark umgehen. Bei Tische wird oft davon gesprochen und ein Erzbischof genannt, der diese Angelegenheit mit Vorliebe betreibe. Da sind nun die Ansichten so zahlreich wie die davon Sprechenden. Einige machen Miene, sich vorkommenden Falls zur Wehre zu setzen, andere zweifeln an der Möglichkeit der Ausführung. »Ja — meinte jüngst Einer — so was kann auch nur von der Säcular-Geistlichkeit ausgehen; einem Regularen wird es nicht einfallen.« Ein älterer Geistlicher antwortete ihm: »die gestrengen Herren hätten niemals lange regiert.« — In einem

Wunsche begegnen sich fast Alle, dass, ehe die Klöster auf den alterthümlichen Fuss gestellt werden sollten, sie lieber sämmtlich aufgehoben und die jetzigen Mitglieder pensionirt werden möchten.

Wenn ich jenen Theil der sinnlichen Bedürfnisse betrachte, durch dessen Befriedigung der tägliche Verbrauch unserer körperlichen Säfte ersetzt werden soll, ich meine die Forderungen des Magens, des Hungers und Appetits — in welch' grossartigem Massstabe wird hier, im Kloster, an der geheiligten Stätte aller Entsagung, diesen natürlichen Nöthen abgeholfen!

Ich will es einmal versuchen, die mir vor Augen kommenden Thatsachen zusammenzustellen und Ihnen, lieber Freund! einen vollkommenen Begriff davon zu geben, was Alles und wie in einem so wohlhabenden Kloster gegessen und getrunken wird. Eine kleine Vorstellung mögen Sie sich davon allerdings schon bei Ihrer persönlichen Anwesenheit gemacht haben: aber ich meine, dass es jedenfalls nur eine kleine war. Habe ich doch selber über alle meine Ideen und Vorurtheile, die ich vom Hörensagen erfasst hatte, weit hinausgehen müssen.

Die alltägliche und gewöhnliche Speiseordnung, die ordinäre, wie sie hier genannt wird, besteht in der Verabreichung von 5 Gerichten des Mittags und dreien des Abends. — Sitzt der Prälat am Mittage nicht mit an der Conventtafel, speist er allein oder befindet er sich auf Reisen: so gibt es nur 4 Gerichte. Es fehlt dann die Mehlspeise. Des Abends bleibt aber die heilige Dreizahl unverkümmert.

Die mittägliche Mehlspeise müsste demnach als eine Art Wohlthat angesehen werden, die uns aus der Anwesenheit unsers Oberhauptes zufliesst: aber, so delikat die Mehlspeisen hier

zu sein pflegen und so gross auch der Ruf österreichischer Kochkunst in diesem Punkte sein mag, es gibt doch nur wenige Herren, welche darnach verlangen. Die Meisten sind Carnivoren, Liebhaber von Fleischspeisen aller Art, und dazu mögen die häufigen Unterbrechungen des Fleischgenusses, wie sie durch Fastengebote herbeigeführt werden, nicht wenig beitragen. Darum wird also die Abwesenheit des Prälaten niemals schmerzlich gefühlt, und wenn die Unterhaltung durch freieres Tischgespräch in Anschlag kommt, möchte sie vielleicht sogar erwünscht sein. Ist der Prälat gegenwärtig, muss sich das Gespräch mindestens in etwas engeren Grenzen der Schonung und Rücksicht bewegen und darf — so weltlich freisinnig es sonst sein mag — nicht in gar zu grosse Ketzerei ausarten.

Was nun die Beschaffenheit des Mittag- und Abendessens betrifft, so schreibt Sitte oder Gewohnheit dem P. Küchenmeister und allen seinen Untergebenen die kurze aber unzweideutige Norm vor: gut und reichlich; die Forderung jedoch, welche die Stimme des Einzelnen täglich an ihn stellt, geht ein klein wenig weiter und besagt: Immer vom Besten. —

Soll ich Ihnen auch etwas über die Speisekarte sagen? Der alte Usus verlangt Mittags: Fleischsuppe, Rindfleisch mit zweierlei Saucen, einer warmen und einer kalten, Gemüse mit Fleisch-Belägen, in der Landessprache: »Sattel« benannt, Mehlspeise und Braten mit Salat; Abends: Fleischsuppe, gedämpftes Fleischgericht und neuerdings frischen Braten. — Wenn der Küchenmeister den Ruf eines exacten Mannes und die volle Liebe seiner Brüder erwerben will: darf er ein und dasselbe Gericht nicht öfter als zweimal in der Woche auftragen lassen. So gross ist hier das Verlangen nach Mannigfaltigkeit! Welche Aufgabe aber ein Küchenmeister zu erfüllen hätte, wollte er sich um die volle Zufriedenheit aller seiner Mitbrüder bewerben, das lässt sich leicht denken. Es gibt Jahreszeiten, in denen er bei dem besten Willen eine grosse

Abwechslung, z. B. des Bratens, herbeizuführen nicht im Stande ist. Da helfen aber keine Entschuldigungen. Man verlangt den Wechsel und räsonnirt nach allen Methoden, wenn derselbe nicht stattfindet. Mittags und Abends einerlei Braten zu bringen, gehört zu den Todsünden eines Küchenmeisters. — Indessen muss ich sagen, dass es immer auch einige billig denkende Brüder gibt, die sich des armen Sünders annehmen, wenn er in Bezug auf seine küchenmeisterliche Wissenschaft oder Willenskraft, Umsicht oder Energie angegriffen wird.

Der gegenwärtige Küchenmeister hat die vortreffliche Eigenthümlichkeit, nicht empfindsam zu sein und zu den stachlichsten Bemerkungen, die ihm manchmal in vollen Haufen an den Kopf fliegen, gutmüthig zu lachen. Am schnellsten entwaffnet er irgend einen wüthend gewordenen Gegner, wenn er ihm mit grosser Gelassenheit das Küchenamt anbietet.

An Getränken erhält ein jeder Priester täglich 5 Seitel Wein. Davon kann er nach Belieben viel oder wenig, heute nichts und morgen doppelt so viel geniessen. Es wird bei diesem Mass angenommen, dass ein normaler Trinker des Mittags zwei, des Nachmittags ein und des Abends zwei Seitel zu sich nimmt. Doch schlägt diese Berechnung im Allgemeinen fehl. Während Mancher wenig oder gar keinen Wein trinkt, verbraucht ein Anderer im Ganzen viel mehr, als sein Deputat beträgt, und während der Erstere für den nicht genossenen Wein am Ende jeden Monats eine angemessene Ablösung als Taschengeld in Empfang nimmt, muss der Letztere den genossenen Ueberschuss an das Kelleramt bezahlen. — Da es hier ausserdem Sitte ist, für empfangene Dienstleistungen den Leuten statt des Trinkgeldes den Stoff selber in Anweisungen auf den Stiftskeller zu geben: so ist die Summe des verbrauchten Weines in manch einer Monatsrechnung nicht klein.

Den grössten Ueberschuss an Consum soll, wie uns der Conventdiener heimlich mitgetheilt hat, unser ehemaliger Ty-

rann haben, doch wollte dieser Verräther nicht auch zugleich die Erklärung hinzufügen, ob der Meister selbst so viel verbrauche, oder ob er es verschenke. Bei Tische sieht man ihn nur sehr wenig geniessen, ich vermuthe jedoch aus dem Umstande, dass der Diener nicht mehr verrathen wolle, das Schlimmere, dass er in seinem Zimmer viel verbraucht.

Wir Novizen beziehen ebenso wie die Kleriker ein niedrigeres Quantum Wein, nämlich 3 Seitel, und man sieht es gerne, wenn wir, anstatt unser Deputat zu verbrauchen, eine Geldablösung erhalten.

Frühstück wird — ausser zwei Semmeln und Milch — nicht verabreicht. Das soll sich Jeder aus seinen Mitteln schaffen. Doch ist das Küchenpersonale angewiesen, jedem, sei er Priester oder nicht, das von ihm gewünschte Frühstück zu bereiten, sobald er die nöthigen Zuthaten, ausser Milch, dazu liefert. Wo der Grund dieser Dissonanz im harmonischen Ensemble klösterlicher Fütterung und Pflege zu suchen ist, weiss ich nicht. Dass die geistlichen Herren als Priester zu verschiedenen Zeiten Messe zu halten und sonst noch in oder ausser der Kirche frühzeitig oder auch spät zu fungiren haben und ihnen oft nicht einmal Zeit übrig bleibt, ans Frühstücken zu denken, möchte wohl nicht in's Gewicht fallen. Genau genommen wäre solches gar nicht nöthig. Es wird nicht spät zu Mittag gespeist und Abends so viel genossen, dass man wohl bis zur nächsten Mahlzeit ohne Beschwerde — wenn es darauf ankäme — ausdauern könnte. Indessen frühstücken doch fast Alle und jeder nach seinem Geschmack und nach eigener Bequemlichkeit.

Die alltägliche Zahl von fünf Gerichten des Mittags und drei des Abends erleidet im Laufe des Jahres vielerlei Abänderungen, nicht aber etwa zur Verminderung, sondern vielmehr zur Vergrösserung. An allen Festtagen, sie mögen nun gross oder klein sein, wird auch im angemessenen Verhältniss

zu der Grösse und Bedeutung derselben mehr gegessen und getrunken. Warum? — Das weiss ich so eigentlich nicht zu sagen und bin darüber auch noch nicht belehrt worden. Vielleicht weil die Arbeit grösser ist? Oder zur grösseren Ehre Gottes und seiner Heiligen? Oder weil wir Menschen überhaupt unser Froh- und Fröhlichsein am deutlichsten durch Essen und Trinken zu erkennen geben? Jedenfalls ist der Grund ein sehr weltlicher und kein spiritueller, religiöser, geschweige ascetischer.

Es kommen einige Festtage im Jahre vor, an welchen der Kirchendienst ungewöhnlich anstrengend ist und wo dann allerdings von »grosser Arbeit« die Rede sein kann. Ferner lassen sich aus allen Perioden der menschlichen Geschichte zahllose Beweise dafür beibringen, dass die allgemeinste Ansicht sei, man könne Gott und seine Heiligen mit Essen und Trinken ehren und sich über die verliehenen Segnungen und Gnaden freuen, gleichwie man von jeher ausgezeichnete Persönlichkeiten und Ereignisse mit feierlichen Dank- und Festessen zu ehren bestrebt gewesen ist. Der gemeinste Mann hält an dieser Praxis fest und seine Frau muss am Sonntage Besseres kochen als an Wochentagen, an Feiertagen aber wo möglich noch Besseres und Mehreres als an Sonntagen.

Hier im reichen Stift — und wie ich höre in allen, selbst den ärmeren Klöstern und Stiftern — wird an dieser uralten Sitte mit jener Zähigkeit und Strenge festgehalten, die bisher noch kein Ge- und Verbot geistlicher Obrigkeiten zu vernichten im Stande war. Noch hat kein Prälat dem P. Küchenmeister zugemuthet, von dieser allgemeinen Sitte abzuweichen und den Brüdern an Fest- oder Feiertagen ordinäre Wochenkost vorzusetzen.

Ich muss noch eines besonderen Umstandes erwähnen, der wenigstens mir sehr interessant erscheint. In den Händen des Küchenmeisters befindet sich ebenso wie in denen einiger Con-

ventualen ein Regulativ, »das eiserne Büchel« genannt, dessen Gesammtinhalt sich um nichts Anderes dreht, als um die einem jeden Mönch zukommenden Gebühren an Nahrung, Kleidung und Utensilien aller Art. Dieses Gesetzbüchlein übt seine Macht in geheimnissvoller Weise. Ein Original existirt nicht; man hat nur Abschriften desselben. Wer es zusammengestellt haben mag, ist auch unbekannt. Der Ordensstifter gewiss nicht, denn seine *Regula* enthält nicht nur nichts davon, sondern schreibt sogar etwas ganz Anderes, Entgegengesetztes, vor. Aber Jahrhunderte sollen die Autorität dieses Büchleins geheiligt haben. Weh dem Abte, der es anzutasten wagen wollte: er würde viel Verdruss erleben.

In diesem eisernen Büchel ist unter Anderem die Zahl und Beschaffenheit der Gerichte und Weine auf das Genaueste vermerkt, die an jedem besonderen Fest- und Feiertage verabreicht werden sollen. Je vornehmer der Heilige, je grösser die Bedeutung eines Festes, desto grösser ist die Zulage an Speisen und Getränken, desto feiner müssen sie sein. Es gibt grössere Doppelfeste, und solche erster und zweiter Klasse. Sie werden durch eine Zugabe von 1, 2, 3 oder mehr Speisen honorirt. Je mehr aber gegessen wird, desto mehr muss auch getrunken werden. Das ist selbstverständlich. Deshalb steigt auch das Weindeputat um so und so viele Seitel.

Das höchste Mass haben die höchsten Feste. Das sind aber nicht etwa immer nur die grossen Feiertage des ganzen christlichen Volkes überhaupt, wie z. B. Ostern, Pfingsten, Weihnachten: sondern oft ganz andere, dem Gemeinwesen unbekannte, das Mönchthum allein angehende Festivitäten, wie z. B. das Stiftungs- und Ordensfest, das Fest des Kirchenpatrons, der Wahl- und Namenstag des Prälaten. An solchen Festen steigt die Zahl der Gerichte bis zur anomalen Zahl Siebzehn. Da werden auch Extra-Weine frei auf die Tafel gesetzt und Jedweder mag trinken so viel er Lust hat und —

vertragen kann. Dabei gilt aber sein gewöhnliches Wein-Deputat nebst Festeszulage doch auch noch, und wird ihm, da er davon nichts zu verbrauchen nöthig hat, abgelöst oder sonst verrechnet.

Ist die Arbeit in der Kirche an Festtagen grösser als gewöhnlich, so werden die Geplagten mit einer bestimmten Weinportion entschädigt. So werden z. B. für eine gehaltene Predigt je ein Seitel, für die Conventmesse desgleichen, für Assistenz bei dem Hochamt des Prälaten 2 Seitel u. s. w. gut geschrieben. Ich finde das ganz consequent: die Arbeit macht durstig — und es fällt mir immer der Witz des P. Valerian bei Zachaeus ein, der Arbeiter »*in vinea domini*« müsse auch trinken dürfen.

Am ersten Weihnachtsfeiertage des vergangenen Jahres trat der besondere Fall ein, dass der Prälat in einem Zuge dreimal pontifizirte, das erste Mal in der sogenannten Christmette, dann am Vormittage im Hochamt und endlich am Nachmittage in der Vesper. Allen jenen, welche bei diesen Feierlichkeiten assistirten — und das waren ausser den Alten und Invaliden so ziemlich Alle — wir Novizen hatten auch unsern guten Theil zu thun — wurden für dreimalige Mühwaltung dreimal zwei Seitel Wein zum gewöhnlichen Deputat gut geschrieben. Da aber an diesem hohen Festtage auch Extrawein auf die Tafel kam: gelangte Einer, wenn er nicht noch ausser der Mahlzeit durstig wurde, zu einer ziemlich hohen Gebühr, nämlich 5 Seitel (resp. 3) ordinär, 2 *de festo*, je 2 für dreimalige Assistenz, macht 13 Seitel für jeden Priester und 11 Seitel für einen Kleriker und Novizen.

Dass hier der Wein Jedem in so reichem Masse zufliesst — denn auch Beamte und Dienstleute, ja selbst die Sängerknaben erhalten verhältnissmässig grosse Deputate — setzt mich aus mancherlei Ursachen nicht in Erstaunen: der leichte,

säuerliche Oesterreicher ist hier zu Lande überhaupt wohlfeil, da viel erzeugt und nichts in andere Länder versendet wird. Das Stift ist selbst im Besitze vieler Weinberge — eine der Herrschaften liefert nur Weinertrag — und bezieht ausserdem bedeutenden Zehent. Daher sind die Klosterkellereien auch immer sehr wohl gefüllt, und Jedermann, der in irgend eine Beziehung zu den Geistlichen zu stehen kommt, empfängt einen guten Antheil an dieser Gottesgabe.

Daher kommt es, dass auch wir Novizen ein Weindeputat haben, das grösser ist als unser Bedarf. Was wir von unserer Gebühr nicht verbrauchen, trinken oder verschenken, das löst uns der P. Kellermeister mit Geld ab. — Diese Weinablösung wird uns mit Bewilligung des Meisters allmonatlich eingehändigt und bildet gegenwärtig die ganze Summe meiner Einkünfte. (Meine Connovizen dagegen erhalten vom Hause so viel Geld, als sie nur immer haben wollen.)

Einer der Conventdiener, der die Quantität des täglich eingeschenkten Weines für Jeden der Geistlichen zu verrechnen und in ein Buch einzutragen hat, kennt die ganze Stufenleiter klösterlicher Mässigkeit oder Unmässigkeit. Ihm sind jene Herren die liebsten, welche über ihre Gebühr hinausgehen und am Ende des Monats noch aufzahlen müssen, weil er dabei seine Tantième hat. Darum ist er auch wieder dankbar genug, es nicht leicht auszuplaudern, wenn Einer oder der Andere etwas mehr trinkt als recht und der heiligen Regel gemäss ist. Der P. Kellermeister spricht aus brüderlicher Liebe auch nicht davon, wenn Jemand etwa auf seinem Zimmer viel Wein verbraucht.

Wollen Sie meine Weinrechnung vom verflossenen Monat sehen? Hier ist eine Abschrift davon:

Frater Novitius Isidor.

(Monat Juni 30 Tage.)

Gebühr à 3 macht	90
Zwei *Festa Amplissimi* . . .	4
Zwei *duplicia*	2
Assistenz	6
Summa	102
Verbrauch l. Rechnung . . .	18
Rest	84

macht 20 M. 4 S. = 8 fl. 12 Kr.

Das heisst nun 8 österreichische Gulden und 12 Kreuzer nach dem im Volke am meisten gangbaren, sogenannten »Schein-« oder »schlechten« Gelde, das von dem 2 ein halbmal mehr werthen Conventionsgelde wohl zu unterscheiden ist.

Da mir der säuerliche Oesterreicher überhaupt und der gewöhnliche Tischwein insbesondere nicht zusagt und — wenn ich ihn nicht stark mit Wasser vermische — Kratzen und Säure im Halse verursacht: so komme ich auch nicht in Versuchung, viel oder gar heimlich zu trinken. Die Extraweine, die bei Festlichkeiten aufgetischt werden, sind zwar gut — wie Kenner und Liebhaber behaupten, sogar ausgezeichnet — aber man muss an sie doch erst gewöhnt sein, was ich eben noch nicht bin. Darum habe ich den Ruf, nicht nur unter uns Dreien, sondern im ganzen Convente der Mässigste zu sein, dessen Weinablösung nach Verhältniss die grösste ist. Das hat indessen die Vermuthung rege gemacht, dass ich zu Knauserei und Geldgeiz neige. Meine Connovizen verbrauchen allerdings mehr und besonders unser kleiner Senior.

Eine andere Eigenthümlichkeit des »eisernen Büchels« ist die Vorschrift, dass in der Faschingszeit ausser dem Prälaten Klosterhonoratioren, als Prior, Kämmerer, Hof- und Küchenmeister, ein besonderes Faschingsessen nebst der dazu gehörigen Trinkerei zu veranstalten und der Gesammtheit zum Besten

zu geben haben. Jeder von ihnen hat einen bestimmten Tag, an welchem ihm zu Ehren — aber nicht auf seine, sondern auf Regimentsunkosten — die grössere Tafelei stattfindet, zu der auch nach Umständen auswärtige Geistliche und Civilisten eingeladen werden können. Am letzten Prälatenfasching als an dem vornehmsten dieser grossen Esstage zählte ich 64 Personen an der im grossen Speisesaal aufgestellten Tafel. Wir sassen von $^1/_2$1 Uhr Mittags bis beinahe 6 Uhr Abends zu Tische, und Alles war höchst vergnügt und glücklich. —

Weniger grossartig sind die Faschingstage der Offizialen; da aber der Kreis nicht so gross ist, wie beim Prälatenfasching, geht es noch viel lustiger und ich möchte sagen energischer zu. Besonders nett war der Küchenmeister an seinem Tage. Speisen und Getränke waren ganz exquisit. Abends gab es Punsch und, da der Prälat fehlte, vielerlei Spiel und Gesellschaftslieder. Als eine besondere Gunst war uns Novizen erlaubt, an diesem Feste in seiner ganzen Dauer bis nach Mitternacht Theil zu nehmen. Nur mitsingen sollten wir nicht. Der Meister ging zwar bald ab, doch wagten wir nicht, sein Verbot zu übertreten. Wir waren auch so zufrieden! Der ziemlich angetrunkene Buchhalter machte uns viel Spass. —

Zu diesen Faschingstagen der Stiftshonoratioren kommen noch als Abschluss vor der grossen Fastenzeit der »feiste« Donnerstag und die allerletzten drei Fastnachtstage, der Sonn-, Mond- und Dinstag. Da werden zwar auch grosse Tafeleien gehalten, aber Gäste sind — ausser den verheiratheten Stiftsbeamten — nicht geladen. Wenn etwelche gute Freunde aus der Nachbarschaft von selber kommen, »so sind sie da und halten mit.« — Der Montag hat eine besondere Bedeutung und heisst »der grosse Sautag.« Da muss der Küchenmeister sein letztes, fettes Schwein geschlachtet haben, und besteht die ganze Mittagstafel von 7 Gerichten nur aus Schweinefleisch und Würsten, so mannigfach als möglich zubereitet.

Als ein Seitenstück zu den Faschingsfesten können die jeweiligen Namenstage der einzelnen Mönche angesehen werden, an denen der Betroffene alle andern Tischgenossen mindestens mit Extrawein zu tractiren und nach Mittag mit irgend einer guten Jause auf seine Kosten zu regaliren hat. —

Bei diesen grossen Essereien, wie sie des Jahres so oft stattfinden, hat mich immer nur das Eine gewundert, dass gerade die alten Herren die grössten Quantitäten von Nahrung zu sich nehmen können, ohne davon irgend welche Beschwerden zu haben. Es gilt sonst als feststehende Regel, dass starke Trinker nicht viel essen. Wenn das sonst seine Richtigkeit hat, so findet sich hier im Kloster eine Ausnahme; da gehen die Maasse der Speisen mit denen der Getränke so zu sagen Hand in Hand. Ich sah am Tage der siebzehn Gänge unsern würdigen Senior von jeder Schüssel etwas nehmen und reichlich trinken. Nur Obst und Confect steckte er — wie es Alle thun — in die Taschen. — Ich könnte so viel Essen nicht vertragen, dafür bin ich aber auch erst Noviz und wahrscheinlich viel zu eifrig. Ein ruhiges, gemächliches Geniessen und eine allmälige Angewöhnung sollen — wie man mir sagt — mit der Zeit das Ihrige thun.

Es gibt einige auswärtige Schmarotzer, die an hohen Festen bei uns zu Gaste sind — zwar ungern gesehen, aber aus Gastfreundschafts-Princip geduldet; — sie stehen in dem übeln Rufe, dass sie, um bei grossen Mahlzeiten das Möglichste zu leisten und zweimal satt zu werden, inmitten derselben hinausgehen und vermittelst einer gewissen Manipulation sich befähigen, von Neuem zu essen und zu trinken. Ekelhafte Subjekte! Man behandelt sie auch mit einer Art Verachtung, aus der sie sich aber nichts zu machen scheinen. Es sind hungrige Weltpriester, die sich zu Hause keines Ueberflusses zu erfreuen haben. Trotzdem begreife ich eine solche Genusssucht nicht. Kein Mönch würde dergleichen thun. Er bedarf dessen

wohl auch nicht, er gewöhnt sich einfach an den richtigen Genuss. Zudem sitzt man lange zu Tische, isst nicht auf einmal zu viel und erneut durch langsames Trinken immer von Neuem den Appetit. Diese Praxis ist jedenfalls die richtigste.

Einen Vorzug haben für mich die klösterlichen Gelage, — wenn ich von meinem natürlichen Sinn für gute und reichliche Nahrung absehe, — dass sich mir bei solchen Gelegenheiten, wo Alle *in dulci jubilo* schweben, die einzelnen Persönlichkeiten ohne jede geistliche Maske zeigen. Ich sehe dann die natürlichen Menschen. Aber ein eigenthümliches Gefühl bemächtigt sich meiner und ich kann mich des stillen Lächelns nicht enthalten, wenn ich, an solch' einer Tafel sitzend, wieder daran denke, was der Ordensstifter in seiner als hochheilig gepriesenen Regel verordnet und wie seine gute Absicht gerade zum Gegensatze geführt hat. Ich will doch einmal der Vergleichung halber die Capitel, die vom Essen und Trinken der Mönche handeln, anführen.

Cap. 39. Vom Maasse der Speisen.

»Wir glauben, dass zur täglichen Nahrung sowohl zur Sext als zur Non für alle Tische zwei gekochte Speisen hinreichen, und zwar wegen der Schwachheiten Einiger, damit, wenn vielleicht Jemand von einer Speise nicht essen möchte, er von der andern erquickt werde. Es sollen sich daher die Brüder mit zwei gekochten Speisen begnügen. Wenn es Obst und junge Hülsenfrüchte gibt, so kann auch noch ein drittes Gericht hinzugefügt werden. — Ein wohlgewogenes Pfund Brod sei genug für den Tag, mag es nun eine oder zwei Mahlzeiten geben. — Wenn mehr Arbeit gethan worden ist, steht es in des Abtes Gutbefinden und Macht, die Zahl der Speisen zu vermehren, doch so, dass vor Allem Völlerei vermieden bleibe, damit die Mönche niemals Unverdaulichkeit beschleiche. Nichts kann dem Christenthum mehr entgegen sein, als Frass und Völlerei. Den jungen Leuten soll nicht eben so viel gereicht

werden, wie den Alten, und es werde in Allem Sparsamkeit beobachtet. Vom Genusse des Fleisches vierfüssiger Thiere sollen sich aber durchaus Alle enthalten, ausgenommen die Schwachen und Kranken.«

Cap. 40. Vom Maasse der Getränke.

»Ein Jeder hat von Gott seine eigene Gabe, der Eine so, der Andere anders. Deshalb haben wir einiges Bedenken, das Maass der Nahrung Anderer zu bestimmen. Wenn wir die Schwäche der Kranken in Betracht ziehen, so glauben wir, dass für einen Jeden ein Halbmaass Wein ausreicht. Diejenigen aber, welche von Gott die Gabe der Enthaltsamkeit empfangen haben, sollen sich dessen bewusst bleiben, dass sie dafür einen besondern Lohn zu erwarten haben. Wo örtliche Verhältnisse, Arbeit oder Sommerhitze mehr erfordern, soll das Gutachten des Vorgesetzten entscheiden, und seine Sache wird es sein, dafür zu sorgen, dass sich Völlerei und Trunkenheit nicht einschleichen, obwohl wir lesen, dass sich Wein für Mönche gar nicht gezieme. Weil man sie aber in unserer Zeit nicht dazu bereden kann, so willigen wir wenigstens in soweit ein, dass mässig und nicht bis zur Sättigung getrunken werde Denn der Wein macht selbst Weise abtrünnig.«

Cap. 41. Zu welchen Stunden die Brüder essen sollen.

»Von Ostern bis Pfingsten sollen die Brüder Mittags und Abends essen. Von Pfingsten an, den ganzen Sommer hindurch — wenn sie nicht Feldarbeit haben oder grosse Hitze herrscht — sollen sie am Mittwoch und Freitag bis zum Nachmittag fasten. — Es steht in des Abtes Fürsorge, Alles so zu leiten und anzuordnen, dass das Heil der Seelen gefördert werde, und die Brüder ohne Murren thun, was ihnen auferlegt wird. — Vom 14. September an sollen die Brüder immer nur zur Non, in der Fastenzeit aber bis Ostern nur am Abend essen. Doch

soll das Abendessen so gehalten werden, dass kein Licht nöthig und Alles am Tage vollendet wird.« —

Aus dem Wortlaut dieser Anordnungen, die oft nur die Form bescheidener Rathschläge wahren, kann ich übrigens ersehen, wie dem Willen und der Einsicht des Prälaten ein ziemlich freier Spielraum gelassen ist, und dass in Folge dieser Freiheit die klösterliche Mässigkeit in Unmässigkeit ausarten und doch auch wieder aus den Bestimmungen der heiligen *Regula* gerechtfertigt werden konnte.

So wenig ich mich in meiner Studentenzeit um das Leben und Treiben der Geistlichkeit bekümmert habe, konnte mir doch jene fast allgemein gewordene Meinung der Leute nicht unbemerkt entgehen, darnach die Priester überhaupt, aber ganz vorzüglich die Klösterlinge Müssiggänger wären. Das Prädikat »faule Bäuche« hörte ich fast beständig aussprechen, und doch ist es wie ich mich täglich überzeuge — grundfalsch! Von dem, was einst gewesen sein mag, kann hier nicht die Rede sein; nur von dem, was eben jezt wirklich ist. Dann ist wohl auch der Begriff »Müssiggang« gerade in unserem denkenden und unterscheidenden Zeitalter genau festzustellen.

Ein sogenanntes beschauliches Nichtsthun ist seit der Regierung Josefs II. in keinem der bestehenden Klöster auschliesslicher Grundsatz. Jene geistlichen Brüderschaften, welche ihm einst huldigten, sind staatlich verboten. Die Regierung verlangt Beschäftigung aller Stiftsherrn und Mönche. Sie wird ihnen von ihren geistlichen Behörden regelmässig auferlegt. Die vorgeschriebene Thätigkeit besteht im Dienste der Kirche und Kirchen, in Seelsorge, im Religionsunterricht, im weltlichen Lehramt auf Schulen, Universitäten und Gymnasien, oder in Besorgung der Wirthschaftsangelegenheiten des Klosters selbst,

im Gebet und Gottesdienst. Von allen diesen Beschäftigungen sind freilich nur zwei Arten geeignet, die Zeit ganz in Anspruch zu nehmen, nämlich das Lehramt auf höhern Lehranstalten und die Verwaltung der klösterlichen Güter und Wirthschaften.

Die andern Fächer lassen allerdings viel Musse übrig. Der Dienst in Kirchen beschränkt sich mehr auf die Feier- und Sonntage; an Wochentagen ist es nur die Messe, welche jeden Priester auf ein halbes Stündchen in die Kirche führt, und das Chorgebet, dessen Dauer auch nicht viel höher anzuschlagen ist, wenn nicht ausserordentliche Veranlassungen eintreten. Die äussere Seelsorge der Pfarrer und Capläne ist an Wochentagen theilweise dem Zufall anheimgestellt. Der Zeitaufwand hängt von der Grösse und Zahl der Gemeinden, von der Jahreszeit, vom Kalender und von allerhand Ereignissen ab. Taufen, beichthören, den Sterbenden die Sakramente reichen u. A. ist nicht stündlich wiederkehrendes Geschäft; in mancher Woche fällt es sogar selten oder gar nicht vor.

Der Religionsunterricht in niedern Schulen ist vorschriftsmässig auf vier Stunden wöchentlich, auf zwei in der oberen, und zwei in der unteren Abtheilung festgesetzt. Derselbe trifft meistens nur die Capläne. Die Schullehrer müssen es dann übernehmen, die Arbeit vorzubereiten und die Mühe des Catecheten zu ermässigen. Hat derselbe etwa mehrere Schulen an verschiedenen Orten zu versehen, überlässt er die Catechisation der untern Abtheilungen dem betreffenden Lehrer, obwohl es nicht erlaubt ist. Dadurch gewinnt er freilich viel Zeit.

Das Chorgebet nimmt — wie schon erwähnt — nur wenige Viertelstunden des Tages in Anspruch und es finden sich mancherlei Veranlassungen, es ganz zu unterlassen. Alle diejenigen, welche ein Amt zu verwalten oder sonst ein unaufschiebbares Geschäft zu verrichten haben, sowie alle, die ausserhalb des Conventes leben, sind davon frei und nur verpflichtet, ihr Brevier gelegentlich still zu beten.

Demgemäss gibt es zu Zeiten Müssiggänger oder auch nicht, je nach den einzelnen Persönlichkeiten. Es sind auch hier wie in der ganzen Welt Stellungen, in denen Einer zu einigem Müssiggehen designirt ist, und wieder andere, in denen gerade das Gegentheil statt hat. Als Catechet, als Bibliothekar, als Gastmeister, Küchenmeister, als Sakristeidirector, als Cooperator und namentlich als einfacher Conventual kann Einer einen guten Theil seiner Zeit feiern. Dagegen hat er als Hofmeister und Leiter der ökonomischen Partie, als Kämmerer, als Waldmeister, als Professor oder Lehrer und selbst hie und da als Pfarrer Tag und Nacht alle Hände voll zu thun.

Eigenthümlich ist es freilich, dass in Klöstern Novizen die einzigen sind, welche nach alten Grundsätzen so zu sagen zum Müssiggang verdammt sind. Sie haben zwar ihre Tagesordnung, dieselbe kann jedoch die ganze Zeit nicht ausfüllen. Ohnehin sind die Stunden der Meditation eigentlich nur Stunden des Nichtsthuns. Man setzt, wie mir scheint, ein Gewicht darauf, dass dem Novizen Zerstreuung fehle, auch selbst die der Arbeit, — wohl, damit er sein Vorhaben recht überlege.

Freund Valerian ist von seiner interimistischen Seelsorge in das Stift zurückgekehrt. — Dem vorübergehenden Mangel an Weltpriestern ist vorläufig durch eine Anzahl Neugeweihter abgeholfen und die Stelle, die er zeitweilig einnahm, besetzt worden. — Er sieht gesund und stark gebräunt aus, scheint aber froh, wieder zu Hause zu sein. Ich besuchte ihn zwar gleich nach seiner Ankunft, doch konnte er sich — wie er sagte — mit mir nicht aufhalten, da er vor den Prälaten beschieden sei. Bei Tische erzählte er, wie es ihm »in der Aushilfe« ergangen, und klagte sehr über die Roheiten der Pfarrerköchin, die ihn aus unbekannten Gründen nicht gut leiden mochte.

Der Pfarrer sei zwar ein guter und friedfertiger Mann, aber er stehe und leide unter dem Pantoffel seiner Jungfer Wirthschafterin.

»Das ist jedesmal der Fluch der Sünde wider den heiligen Geist!« — rief ihm Gideon etwas empört zu, während alle Anwesenden mit gespannter Aufmerksamkeit horchten — »wer sich an so ein gemeines Wesen hingibt, muss es dann büssen. Solch ein Weibsbild vollzieht nur das Strafurtheil der Vorsehung.« —

»Leider giebt es viele solcher Executionen« — sagte Valerian mit einigem Humor — »sie müssen also doch nicht sehr abschreckend sein.« —

»Abschreckend ist für den Leichtsinn selten eine, sei es auch die ärgste Strafe.« —

»Da hast du Recht: aber vergiss nicht in diesem besonderen Falle zuzugeben, dass der Pfarrer auch Mensch ist, seine schwachen Stunden wie ein Anderer hat und nicht immer im Stande ist sich so zu beherrschen, wie — du es möglicher Weise thun würdest.« —

»Daran brauchst du gar nicht erst zu zweifeln. Für so geringen Preis würde ich meine Selbstständigkeit nie hingeben.«

»Und immer widerstehen!« — sagte mit erzwungenem Ernst Valerian.

»Gewiss! Ein gebildetes achtbares und liebreiches Weib würde ich nie finden, das bei mir, wenn ich je Pfarrer werde, in das wenig geachtete Verhältniss einer Wirthschafterin oder Köchin zu treten sich herabwürdigen könnte; und eine Dirne oder Magd, oder nenne sie, wie du willst, bliebe mir gegenüber, was sie ist. Das Gesinde wird mich nicht in Versuchung führen.«

»Wenn du aber doch etwa ein achtbares, liebwerthes und gebildetes Wesen fändest, das sich zu deiner Hochwürden herabwürdigen möchte?« —

»Ich bitte dich, Valerian, mache mit mir keine solche Spässe. Du weisst ganz gut, wie strenge ich in solcher Angelegenheit zu sein liebe. Es kann dir auch nicht entgangen sein,

dass in den besseren Klassen ein Vorurtheil gegen uns herrscht, welches als unübersteigliches Hinderniss jeder grösseren Annäherung angesehen werden darf.« —

»Wie du wieder übertreibst! Weil dir die Idee gefällt, schliessest du vor der Wirklichkeit dein Auge. Ist denn ein derartiges Verhältniss unerhört? Weiset die Stadt- und Landgeschichte keine Fälle nach, in denen eine Herabwürdigung noch grösserer Art statt hatte, als du für unmöglich haltest? — Des Pfarrers von . . . Wirthschafterin ist Wittwe eines k. k. Hauptmanns, ist vom Adel, hat Vermögen und Bildung und ist doch — aus purer Neigung — Wirthschafterin geworden.« —

»Mag sein, — aber wie du wohl auch wissen wirst, hat sie trotz ihrer Bildung niedrige Gesinnungen, ist trotz ihres Adels eine gemeine Zange und für den Pfarrer trotz ihres Reichthums doch eine Geissel.«

»Wenn ich 'mal Pfarrer werde« — begütigte Valerian den Erzürnten — »nehme ich meine Schwester zu mir; so 'ne treue liebe Seele gibt es für mich auf der Erde weiter nicht.«

»Da hast du Recht, und wohl dir, dass du noch so treue Seelen am Leben hast. Ich aber werde kein —«

»*Tu autem Domine miserere*« — fiel ihm Benignus mit lautem Rufe in die Rede — denn der Prior hatte leider seinen Stuhl gerückt und dem interessanten Gespräche ein Ende gemacht. Alle standen mit ihrem »*Deo gratias*« polternd auf und ich erfuhr nichts mehr über diesen zarten Punkt.

Das Noviziat neigt sich zum Ende. Noch acht Wochen und es ist überstanden. Dann werde ich genug geprüft sein, als Cleriker in die theologischen Studien geschickt werden und eine Schule anderer Art durchzumachen haben. Die äusseren Vorbereitungen dazu scheinen ihren Anfang zu nehmen. Heute

war der P. Kämmerer mit dem Conventschneider bei uns Novizen, um von diesem die Maasse zu jenen Kleidungsstücken nehmen zu lassen, die wir mit Anfang des Clericats erhalten sollen. Die Zahl derselben ist — wie ich vernommen habe — nicht klein: ein neues, vollständiges und besseres Ordenskleid, ein anderes von gröberem Stoff für den alltäglichen Gebrauch und als drittes ein kurz zugeschnittenes, unter dem Civilrock zu tragen; ferner anständige Civilkleider nach geistlichem Zuschnitt; dazu die ganze Leib- und Bettwäsche, Kopf- und Fussbekleidung — eine bedeutende Ausrüstung! Was mag die wohl kosten? —

Doch was bin ich für ein Narr, mir das zu Gemüthe zu führen, wie hoch ich dem reichen Stifte zu stehen kommen werde. Wer kümmert sich darum, wie viel mich das Stift schon kostet und noch kosten wird? —

Vor einiger Zeit erhielten wir durch den P. Prior die Aufforderung, ein von dem Prälaten jedem Einzelnen aufgegebenes Predigt-Thema schriftlich zu bearbeiten, die Arbeit zur Prüfung vorzulegen, darnach zu memoriren und vor versammeltem Capitel vorzutragen. Man will die Ueberzeugung gewinnen, dass wir zum Predigtamte Befähigung haben. Der Prior meinte, es wäre zweckmässig, den Vortrag nicht länger als eine Viertelstunde dauern zu lassen, weil sonst die Herrn leicht ungeduldig werden könnten. Als Ort bezeichnete er die Kanzel des Refectoriums: Tag und Stunde würde uns noch angegeben werden. Eine einfache, ungekünstelte Redeweise sei besonders zu empfehlen und jeder Versuch, das Auditorium zu rühren, zu widerrathen.

Die Aufgabe, welche der Prälat mir gestellt hatte, war, die Fahrt der Jünger Jesu auf dem See Genezareth, nach Mathäus 8. Cap. 23. V. als ein Bild des menschlichen Er-

denlebens darzustellen. Ich löste dieselbe, indem ich mit Hinweisung auf die reizende Umgebung des fischreichen Sees Genezareth über das Glück eines Kindes sprach, das sich in den Armen seiner lieben Angehörigen und wie auf leichten Wogen eines freundlich bewegten Lebens schaukelt; wie dann das Schifflein des Jünglings mit seinen, vom sanften Wehen der Hoffnung und Lust geschwellten Segeln — gleich dem der Jünger, gegen Capernaum, dem Lieblingsorte des Heilandes, — die Richtung nach Osten nimmt, der Sonne der Verheissung entgegen, wie aber auf Beständigkeit glücklicher Verhältnisse ebenso wenig zu bauen sei, als auf die Treue des Wetters und der Wellen. Ein Schiffer sei oft dem Hafen ganz nahe, als plötzlich der Sturm hereinbreche und ihn von dem ersehnten Ziele seiner Hoffnungen weit hinweg schleudere. »Wohl ihm, wenn der, bei dem er Hülfe suchen kann, so nahe ist, wie der Heiland seinen Jüngern. Wohl ihm, wenn er nicht erst, wie ein thörichter Volkshaufe lange hin und her frägt, wer der sei, dem Wind und Wellen gehorchen, sondern ihn, wie die Jünger ihren Herrn, kennt.« —

Das Alles führte ich in leicht hingeworfenen Schilderungen nach meinen besten Kräften aus und prägte es meinem Gedächtnisse so gründlich ein, dass ich mit voller Zuversicht die Kanzel betreten konnte, während meine Kollegen zitterten und bebten, als sie vortreten und declamiren mussten.

Es war übrigens nicht das erste Mal, dass ich zu einer öffentlichen Rede auftrat. Im Gymnasium hatte ich mehrmals die Ehre, am Tage der Prämienvertheilung die übliche Dankrede zu halten. Ausserdem hatte ich im Declamiren einige Uebung, da ich es ausser der Schule aus Liebhaberei fleissig getrieben hatte. Daher traf nun auch ein, worauf ich mit Sicherheit gerechnet hatte: der Prälat und Einige der Anwesenden waren mit meiner Leistung sehr zufrieden. Der Erstere schien sogar einigermassen hingerissen zu sein, denn er lobte meinen Vortrag vor dem ganzen

Capitel. So sehr das freute und schmeichelte, so weh hat er mir damit gethan. Sie werden staunend fragen, wie das möglich sei? Das will ich Ihnen erklären. Der Prälat hatte in seiner mir gespendeten Anerkennung nicht nur meine zwei Collegen merklich zurückgesetzt, sondern auch Ausdrücke gebraucht, durch welche sich einige der Anwesenden, die als geübte und durch Beredsamkeit ausgezeichnete Kanzelredner bekannt waren oder gelten wollten, verletzt fühlten. Bei meinen Collegen wurde der Neid rege, bei den Andern die Eitelkeit. Noch am selben Tage musste ich bei Tische so manche Sticheleien anhören, die ich nur auf mich beziehen konnte, und selbst der Prior sagte mir unter vier Augen, dass Seine Gnaden vie besser daran gethan hätten, in Gegenwart des versammelten Capitels kein Lob auszusprechen. »Die Herren hätten sich's schon selbst sagen können«, — fügte er hinzu — »wer von Ihnen Dreien am besten gepredigt habe, und sie hätten's auch gethan, wenn Er sie nicht vor'n Kopf gestossen hätte. Jetzt müssen Sie halt den Fehler durch Bescheidenheit wieder gut machen.« —

Bescheidenheit — die soll mir nicht schwer werden! Wird sie dem Uebel abhelfen? — Eitelkeit und Neid spielen dem Menschen, wie ich aus Erfahrung — möge ihr Umfang noch so gering sein — weiss, ganz tolle Streiche, und die besten Absichten können an diesen Klippen scheitern. Doch — das ist wohl auch selbst im grossen Zusammenleben nicht leicht zu vermeiden.

Aus dem Clericat.

Das Noviziat hat schon vor acht Tagen sein Ende genommen. Ohne Aufsehen und Ceremonie, aber genau in der Stunde und Minute, in welcher ich vor einem Jahre eingekleidet worden, nicht früher, nicht später, zog ich wie die beiden Andern die durch so langen Gebrauch ganz mürbe gewordene, vielfach geflickte und schmutzige Kutte aus und legte die neue bessere und feinere an. Wir kleideten uns so schön als möglich und gingen — nun ohne besonders eingeholte Erlaubniss — sogleich vor die Clausur hinaus, die uns gewährte Selbstständigkeit und Freiheit zu kosten und unsere Herrlichkeit der Welt zu zeigen. Wir sind ja Cleriker!

Zwar stehen wir als solche noch immer unter der unmittelbaren Direction des Novizenmeisters, jedoch gleichsam nur dem Namen nach; im Grunde genommen ist unsere Abhängigkeit vom Prior keine andere, als die der andern Conventualen. Wir können ebenso wie sie ohne seine Erlaubniss nicht vom Mittags- oder Abendtische, nicht vom gemeinsamen Chorgebet, nicht von der Conventmesse ausbleiben, dagegen dürfen wir, sobald diese officielle Anwesenheit stattgefunden hat, unternehmen, was uns beliebt, fortgehen, wohin wir wollen, oder daheim uns beschäftigen, womit uns gefällt.

Zunächst haben wir den Becher der Freiheit bis auf die Neige zu leeren gesucht, indem wir — wohl mehr aus Ge-

wohnheit, weniger vielleicht aus wechselseitiger Anhänglichkeit — in Gemeinschaft Felder und Wälder durchstreiften, Wirthshäuser betraten und ein paar Mal sogar nach eingeholter Erlaubniss über Mittag fortblieben, um die Verwandten meiner Collegen zu besuchen. Künftige Woche möchten wir den nachbarlichen Pfarrern unsere Aufwartung machen und deren Gastfreundlichkeit verkosten. Auch auf die Güter zu gehen, würde uns erlaubt werden, doch dürfte die Zeit dazu wohl nicht mehr recht ausreichen. Bald werden wir abreisen, um in einem andern Stift die theologischen Studien anzutreten.

Seit einigen Tagen ist hier im Kloster ein seltsamer Gast, den ich aber noch nicht zu sehen bekommen habe, ein sogenannter Pönitent, der nach einem Machtspruch des Bischofs hier als wie in einer Straf- und Correctionsanstalt sein Vergehen abbüssen soll. Welches Vergehen? — Wie mir der P. Prior, der für seine Haft verantwortlich gemacht ist, halb andeutete, hat dieser Weltpriester sich unterfangen, von seiner geistlichen Behörde zuerst die Abschaffung aller Exorcismen in der Tauf-Ceremonie zu verlangen und, als ihm das verwiesen worden, eigenmächtig die vorgeschriebenen Fluchformeln bei Kindertaufen wegzulassen. Er ist nun von seinem Seelsorgeramte suspendirt und zum engeren Gewahrsam im Kloster verwiesen; auf wie lange? ist nicht gesagt.

An der Conventtafel wurde dieser eigenthümliche Fall mit grosser Lebhaftigkeit besprochen und allgemein ward der Unwille darüber laut, dass der Bischof ein Herren-Stift zum Zuchthause machen wolle, während sonst immer nur Klöster der niedersten Orden zu solchen Zwecken verwendet würden. Dann

bedauerte man den Geistlichen selbst, der um einer guten Meinung willen so hart gestraft werde. Die Teufelsbeschwörungen in der Ceremonie der Taufe seien wirklich so unzeitgemäss und unpassend, dass sie besser fortblieben. Auch würde sich wahrscheinlich kein Vater und kein Pathe eines Kindes jemals darüber beklagen, wenn diese Fluchereien ganz aufhörten. Der Pönitent hätte nur selber davon kein Aufhebens machen sollen. Es sei überhaupt höchst gefährlich, einem Bischof oder dem Consistorium Reformen zuzumuthen. Das und eine freisinnigere Auslegung dogmatischer Ansichten sei gefährlicher als eigentliche Unsittlichkeiten, und würden auch diese viel weniger hart gestraft als jene. Man führte einen grausamen Fall dieser Art an und nannte Namen. Ein junger Weltgeistlicher habe sich einmal beikommen lassen, den Bauern liberale Glaubenssätze zu predigen und sie zum Nachdenken über die Richtigkeit ihrer religiösen Ansichten aufzumuntern. Der Dechant habe ihn ein-, zweimal verwarnt, und als das nichts geholfen, habe man ihn als Irrsinnigen zu den barmherzigen Brüdern nach Wien gebracht. Derartig sei von jeher das Loos solcher Priester gewesen, welche als Freigeister öffentlich aufzutreten wagen. Jener Unglückliche habe sich aber einer so grausamen Behandlung widersetzt, und man habe ihm in Folge höherer Weisung die Zwangsjacke angelegt. Darauf sei er bald aus Zorn und Gram wirklich wahnsinnig geworden und habe sich zu Tode getobt. — Schauerlich, wenn es sich so verhält, aber ein wichtiger Fingerzeig! —

Was doch der P. Valerian für ein Spassmacher ist! — Da hatte ich mir für mein Civilkostüm ein Extra-Paar hoher Stiefel, wie sie die elegante Geistlichkeit zu tragen pflegt, unter der Bedingung allmäliger Abzahlung anfertigen lassen. Der Stiftsschuster, ein Mensch voll des allertiefsten Respekts gegen jeden Klosterherrn, bringt dieselben ganz feierlich an und macht jedenfalls auf den ihm vor der Pforte begegnenden P. Valerian irgend einen komischen Eindruck. Er wird von ihm angehalten und befragt; auch die Stiefeln werden mit Kenneraugen geprüft und für nicht ganz gut gerathen erklärt. »Uebrigens« — meint Valerian mit ruhiger und ernster Miene — »geht der Meister Borstner vergebens; den Frater Isidor wird er nicht mehr vorfinden; der ist diese Nacht fort und kommt nicht wieder.« — Der Schuster sperrt Mund und Augen weit auf und steht da wie vom Blitz gelähmt. »Ja, ja, mein Lieber! der ist ausgerutscht und braucht die Stiefel nicht mehr. Der Borstner kann sie wieder nach Hause tragen, bis vielleicht ein Anderer kommt, dem sie passen.« — Traurig küsst der Mann dem P. Valerian die Hand und geht wehklagend zurück. Auf dem Wege durch das Dorf erzählt er jedem Begegnenden sein Unglück, und als er an die Schenke gelangt, tritt er ein, um sein Leid zu vertrinken. Er findet da Gesellschaft, die ihn zwar gehörig auslacht und zum Narren hält, aus der aber schliesslich ein junger Bursche die ihm zufällig passenden Stiefel kauft. Junge, elegante Bauern lieben es nämlich, die Civilkleidung der Geistlichkeit einigermassen nachzuahmen, und pflegen sich viel darauf einzubilden wenn es ihnen gelingt, ein ehrwürdiges Aussehen zu bekommen. Mein Schuster ist nicht wenig froh, der Stiefel los geworden zu sein. Wer aber malt seinen Schrecken, als nach einer halben Stunde die sichere Nachricht anlangt, P. Valerian habe mit ihm nur Spass getrieben, und ich sei noch ganz wohlbehalten da. Nun will er die Stiefel vom Bauer-

burschen zurücknehmen, erhält sie aber nicht. Es bleibt ihm daher nichts übrig, als ein neues Paar anzufertigen. P. Valerian lässt ihn darauf zu sich kommen, hält ihm vor, welche Fehler er beim Bau jener Stiefel, die doch nicht bloss zum Nutzen, sondern auch zur Zierde dienen sollen, begangen habe und empfiehlt ihm grössere Accuratesse. Der Spass, der vielfach belacht wird, schlägt demnach zu meinem Besten aus, und auch der Schuster wird keinen Schaden davon tragen.

Gestern Abends nach dem Nachtmahl kündigte der P. Prior uns Clerikern an, dass der Herr Prälat uns heute zeitig früh die kleinen Weihen ertheilen wolle. Da dieselben nur untergeordneter Art sind, bedarf es zu deren Empfange keiner besonderen Vorbereitungen. Der Kirchendienst, zu welchem sie nach canonischem Rechte befähigen, wird grösstentheils von weltlichen Leuten als besoldeten Kirchendienern und auf kleineren Pfarreien von Schullehrern oder deren Gehilfen verrichtet, ohne dass sie dazu erst besonders geweiht werden. Nur bei einigen feierlichen Gelegenheiten unterzieht sich die niedere Geistlichkeit der einen oder andern Verrichtung dieser Art als einer Angelegenheit, die ihr amtlich und kirchenrechtlich zukommt. — Demnach pflegt man auch diese kleinen Weihen — ausgenommen die zur Teufelaustreibung — mehr als Formalität anzusehen, deren Erfüllung das uralte Kirchengesetz fordert.

Das Recht der Weihe zu geistlichen Aemtern jeder Art gebührt eigentlich nur dem Bischof; jedoch ist infulirten Aebten unter andern päbstlichen Privilegien auch das Recht gestattet, alle niedern Kirchenwürden an Cleriker zu verleihen. Das mag nun den doppelten Vortheil haben, dass der Bischof

nicht durch zu vielerlei Amtsverrichtungen in Anspruch genommen wird, und dass die Prälaten eine ihr Ansehen mehrende Auszeichnung geniessen. Unser Abt scheint sich zu beeilen, sein Recht an uns auszuüben.

Als ich indessen heute morgens eben im Begriffe stand, in die Kirche hinabzugehen, liess der P. Prior mir und meinen Collegen sagen, Reverendissimus fühle sich unwohl, werde daher die Ceremonie zwei Stunden später und nicht in der Kirche sondern in der Prälatur vornehmen; wir sollten uns demnach zur Zeit dorthin begeben.

Ich hatte mich bisher um die Bedeutsamkeit dieser kleinen Weihen wenig bekümmert, weiss auch in der That noch jetzt nicht, ob es etwas auf sich habe, wenn eine solche Ceremonie anstatt in der Kirche in einem Zimmer und so ganz privatim, ohne Gemeinde, ja sogar ohne Beisein des Capitels, dem man angehört, vorgenommen werde. Jedenfalls mag es darauf nur wenig ankommen, wenn das Ganze nur als Erfüllung einer formal gewordenen canonischen Vorschrift angesehen wird. Doch kann Niemand zu den höhern Würden zugelassen werden, wenn er nicht zuvor durch Einsegnung Cleriker geworden und demnach die kleinen Weihen empfangen hat.

Zur festgesetzten Stunde traten wir in ein mit rothem Damast tapezirtes Zimmer der Prälatur ein, jeder ein über dem linken Arm zusammengelegtes Chorhemde und in der rechten Hand eine brennende Wachskerze tragend. Der Abt, eine Bischofsmütze auf dem Haupte und das weisse golddurchwirkte Pluviale um die Schultern, sass da in einem grossen Lehnstuhl, den Rücken dem zierlichen Zimmeraltar zugekehrt. Um ihn herum standen der Prior und die kleine Assistenz.

Nachdem wir vor ihm niedergekniet waren, recitirte er, aus dem ihm von der Assistenz vorgehaltenen Rituale lesend, nach einer langen Einleitung ein überaus kurzes Gebet. In jener sagten mir einige Worte besonders zu, nämlich: »*Oremus,*

fratres charissimi, Dominum nostrum, ut ab omni coecitate spirituali et humana oculos horum famulorum aperiat.« Besseres und Heilsameres könnten wir uns — meine ich — selber nicht erwünschen.

Während dann die wenigen Anwesenden einige Psalmen laut beteten, nahm der Abt eine grosse Scheere aus der Hand des Priors und schnitt jedem von uns die Spitzen des Haupthaars an vier verschiedenen Stellen — ich meine nach den Weltgegenden — ab, nahm aus dem Scheitel ein Büschelchen ganzer Haare und legte alles auf einen silbernen Teller, damit es nachher mit andern geweihten Abfällen und Resten verbrannt werde. Nach wenigen Zwischengebeten und Responsorien wurde jeder mit dem mitgebrachten Chorhemde bekleidet. Darauf verrichtete der Abt entblössten Hauptes folgendes charakteristische Gebet:

Omnipotens, sempiterne Deus, propitiare peccatis nostris et ab omni servitute sæcularis habitus hos famulos tuos emunda, ut dum ignominiam sæcularis habitus deponunt, tua semper gratia perfruantur; ut sicut similitudinem coronæ tuæ eos gestare facimus in capite, sic tua virtute hereditatem subsequi mereantur aternam in corde. Diesem Gebete folgte eine kurze Ansprache an uns in deutscher Rede: »Geliebteste Söhne, bemerket, dass ihr nun geistlichen Standes geworden seid und die geistlichen Privilegien erlangt habet. Hütet euch also, sie durch eure Schuld zu verlieren und trachtet durch ehrbare Haltung und gute Sitten Gott zu gefallen. Das gebe Gott durch den heiligen Geist. Amen.«

Das war die Einleitung der nun folgenden vier Ceremonien und ich war hiemit ein *Clericus de jure* im Gegensatz zum *Laicus*. Zwar war ich durch die Einkleidung und Aufnahme in das Kloster ohnehinschon aus dem Laienstande in den geistlichen übergetreten. Das ist längst ein *fait accompli.* Nichts desto weniger kam diese kleine Ceremonie nach, und ich muss

mich nun weit mehr geistlich fühlen und denken: Doppelt reisst nicht. —

Es folgte gleich unmittelbar und schnell nach einander die Ertheilung der kleinen Weihen selbst. Die betreffenden Ceremonien waren folgender Art:

Nach einigen kurzen Collecten und Lectionen sprach der Prälat deutsch zu uns: »Im Begriff, das Amt des Pförtners zu empfangen, sehet zu, geliebteste Söhne, was ihr im Hause Gottes zu thun habt. Der Pförtner muss Cymbel und Glocke anschlagen, die Kirche und das Heiligthum öffnen, dann das Buch dem Predigenden darreichen. Hütet euch, dass durch eure Nachlässigkeit von den Kirchensachen nichts verloren gehe; öffnet zur bestimmten Stunde das Gotteshaus den Gläubigen und schliesset es den Ungläubigen. Trachtet auch, wie ihr mit den wirklichen Kirchenschlüsseln die sichtbare Kirche öffnet und schliesset, das unsichtbare Gotteshaus, nämlich die Herzen der Gläubigen, durch Wort und Beispiel Gott zu öffnen und dem Teufel zu verschliessen, damit sie Gottes Wort, das sie hören, im Herzen behalten und durch die That vollbringen — was der Herr durch seine Barmherzigkeit in euch bewirken wolle. Amen.«

Im Ritual findet sich am Schlusse dieser vorgeschriebenen Ansprache die Bemerkung, dass eine solche an Cardinäle oder an erwählte Bischöfe, die nachträglich erst in den geistlichen Stand aufgenommen werden und die Weihen empfangen, nicht gerichtet werden soll.

Darauf übergab der Prälat jedem einzeln die Kirchenschlüssel und mussten wir begleitet vom Diacon zur Zimmerthür hingehen und thun, als ob wir die Kirchenthüren öffneten und schlössen. Dann wurden wir zu dem vorhandenen Klingelzug geführt, den jeder einige Male zu ziehen hatte. Dieser Klingelzug sollte das Glockenseil im Kirchenthurm darstellen. Zurückgekehrt mussten wir wieder vor den Prälaten hinknien, es wurde für uns gebetet und uns der Segen ertheilt.

Nun erfolgte gleich die zweite Weihe, die zum Lector. Die Einleitung bestand, ähnlich der ersten, in der Erinnerung an die uns zutheil werdende Berechtigung, beim Gottesdienste zu lesen oder zu singen, auch Brod und Früchte zu segnen. Wir wurden gemahnt, deutlich zu lesen, zur Erbauung, ohne Verfälschung und Lüge. Was wir aber lesen, sollten wir auch im Herzen glauben.

Der Prälat übergab jedem das grosse Messbuch mit der aufgeschlagenen Epistel vom heutigen Tage; wir mussten dasselbe nacheinander in beide Hände nehmen und daraus einen Satz laut vorlesen. Darauf folgten wieder Gebete und der Segensspruch.

Die dritte Weihe zum Exorcista giebt die Gewalt, Teufel und alle bösen Geister auszutreiben, eine gar köstliche Befähigung, wenn ich sie nur auch in Wirklichkeit erhalten hätte! — Die vorhergehende Mahnung lautete dahin, dass wir selber, indem wir durch Händeauflegen aus dem Besessenen die Dämonen austrieben, rein und frei sein müssten, dass wir uns deshalb beherrschen sollten, damit der Teufel nicht in uns selber sein Recht in Anspruch nehme. »Sonst könnt ihr den Teufel in Andern nicht beherrschen!« — Sehr wahr! —

Der Prälat reichte jedem das Beschwörungsbuch, das wir nacheinander auf einen Augenblick in die Hände nahmen, als Symbol der empfangenen Gewalt. Zwei Gebete folgten, die der Prälat kniend verrichtete.

Die vierte Weihe ertheilte uns die Würde der Acolythen, oder das Recht der Bedienung am Altare, namentlich aber die Befugniss, das Weihrauchfass zu tragen, die Lichter anzuzünden, und Wein und Wasser zum Abendmal zu reichen. In der Mahnung bewegten mich vorzüglich die Worte: »Ihr werdet Gott nicht gefallen können, wenn ihr das Licht in der Hand tragend, den Werken der Finsterniss nachhängt und somit ein Beispiel der Treulosigkeit und Falschheit für Andere abgebt.« — Eine Wachskerze wurde jedem gereicht, jeder musste sie anzünden;

eine leere Weinkanne, jeder musste sie berühren. Vier Gebete folgten und der Segen.

Die Ceremonien hatten damit ein Ende. Wir küssten dem Prälaten den Ring und gingen.

Uebrigens habe ich nachträglich vom P. Prior erfahren, dass jedem christlichen Laien, welcher den vorstehend beschriebenen Ceremonien andächtig beiwohnt, in Kraft einer päpstlichen Verfügung ein 100 tägiger Ablass zutheil werde. Den hat diesmal der Kammerdiener allein davon getragen, da sonst kein Laie anwesend war. Es frägt sich nur, ob er bei der Ceremonie auch hinreichend andächtig gewesen, was ich jedoch zu bezweifeln wage.

Wir sind an dem Orte glücklich angelangt, an welchem unsere theologische Ausbildung und Dressur vor sich gehen soll. Die Reise hierher war wie ein Fest. Die geringste Kleinigkeit, die uns dabei begegnete, hatte für uns ihren eigenen Zauber. Wir fuhren in einer Galla-Stiftskutsche. Die Pferde trugen ihre besten, reich mit Messing beschlagenen Geschirre; der Kutscher steckte in der feinen Stifts-Livre, und was dergleichen das eitle Auge ergötzen kann. P. Gideon als Mentor und Wächter fuhr mit uns. Ueberall, wo wir einkehrten — die Reise dauerte zwei Tage — zehrten wir so gut als möglich. Um die Kosten wurde nicht gesorgt. Natürlich bedienten uns Gastwirthe, Kellner und Hausknechte mit unsäglichem Respekt. Das war für so neugebackenes Zeug wie wir eine grosse Befriedigung. Wir unterliessen auch keine Gelegenheit Aufsehen zu erregen oder sonst gross zu thun.

Unsere Kleidung war der Regel gemäss halb geistlich halb weltlich, aber durchaus neu, glänzend, fein. Wir betrachteten mit vielem Vergnügen den Schimmer der schön geformten, hohen

Stiefel und das Schillern der seidenartigen Binde, deren Enden wir im Winde rauschen liessen. Ueber dem bis an die Knie reichenden Ordenskleide sass wie angegossen der dunkelbraune Civilrock, eine Meisterarbeit des Conventschneiders. Nur die ungewöhnliche Länge dieses weltlichen Kleidungsstücks mässigte das Stutzerhafte daran, mehrte aber Würde und Ansehen.

P. Gideon war sehr freundlich, zuvorkommend und nach seiner Art gesprächig; in gewählter, rein klingender Redeweise unterstützte er unsere kleinen Freuden und leitete die Gespräche. Manchmal lachte er auch recht herzlich über die Anekdoten, welche bei der, auf gebirgigen Wegen unvermeidlich langsamen Fahrt, von dem Einen und Andern zum Besten gegeben wurden; er selber wusste einiges Vergnügliche zu erzählen. Man sah es ihm wohl an, dass er dem jungen Volke zu Liebe etwas aus sich selbst herauszugehen im Stande sei. Mit grosser Strenge jedoch achtete er auf das Eine, jeden aus uns mit gleich gemessener Rücksicht zu behandeln, keinen vorzuziehen, keinen zurückzusetzen. Das war uns allen auch ganz recht.

Ich bin in der Sammlung von Notizen und bei Aufzeichnung meiner Beobachtungen jetzt sehr nachlässig geworden. Zum Theil fehlte mir die Zeit dazu, zum Theil auch die Ruhe. Ich mochte ausserdem nicht gern mir den Vorwurf machen, die neuen Verhältnisse voreilig beurtheilt zu haben, obgleich die Eindrücke, die man zu allererst empfängt, einen absonderlichen Werth haben.

Im Ganzen sieht das hiesige Leben zwar dem unsers Klosters gleich, hat aber dennoch mancherlei Verschiedenheiten. Es steht auch unter der Ordensregel des heiligen Benedikt, das heisst, es wird eben auch nur wenig nach derselben geführt. Aber mehr Bewegung, Unruhe, Lärm und Gedränge findet sich hier.

Die Gastfreundschaft wird anders gehandhabt als bei uns. Natürlich! Hier vorbei geht die Tour der Reisenden aus allen Weltgegenden und unzählbar ist die Menge der Fremden, die sich das Stift und seine Herrlichkeiten besehen. Von diesen Allen wird Niemand zu Tische oder zum Wohnen eingeladen. Aber auch Schmarotzer werden fern gehalten. Nur einzelne Geistliche und etwaige Verwandte oder sehr nahe Bekannte der Conventualen werden gastfrei aufgenommen.

Der Herr Prälat hält regelmässig eigene Tafel und pflegt sechs seiner Stiftsherrn abwechselnd dazu einzuladen; nicht selten speist er ganz allein.

Die Sitzungen bei der Tafel sind hier höchst angenehm kurz. Kaum haben wir unsere Gerichte, die schnell nach einander folgen, untergebracht, giebt der Herr Prior das Zeichen zum Aufstand. Das Gebet vor und nach Tische ist still und ebenfalls kurz. Zu den Eigenheiten des hiesigen Lebens gehört gleichfalls, dass an solchen Ausnahme-Tagen, an denen der Herr Prälat bei der Conventtafel mitspeist, ein Extra-Gericht der Zahl fünf zuwächst. Ohne Zweifel sollen wir uns freuen, dass der Alte bei uns ist. Auch er bleibt nicht viel über eine halbe Stunde bei Tische sitzen.

Der Chor wird nur von Clerikern und Novizen besucht. Sämmtliche Priester sind anderweitig beschäftigt und demnach dispensirt. Nur hohe Feiertage machen darin eine Ausnahme.

Eine andere Eigenthümlichkeit des hiesigen Lebens ist das Walten einer gewissen Etiquette. Etiquette! Wer würde in einem Kloster das Wort suchen! Hier gilt es, wenngleich vorwaltend in kirchlichen Angelegenheiten. Zur Wahrung derselben fungirt einer der Stiftsherrn als Ceremonienmeister. So nennt er sich auch. Ernster und komischer zugleich kann Niemand sein Amt verwalten als er. Man muss ihn z. B. bei einem Hochamt gesehen haben, oder wie er mit vornehmen Gästen umgeht. Seine Thätigkeit ist von bedeutender Ausdehnung und nimmt

seine ganze Zeit in Anspruch. Er ist es auch, der die Fremden umherführt und ihnen alles, was merkwürdig ist oder nicht ist, zeigt und erklärt. Er soll durch sein eigenthümliches Wesen eine Art europäischer Berühmtheit erlangt haben.

Das Stift liegt — wie schon erwähnt — auf der Bahn aller das schöne Land Oesterreich bereisenden Touristen, von denen keiner unterlässt das in jeder Hinsicht bedeutsame Bauwerk mit seinen Merkwürdigkeiten näher zu besehen. Herr Joachim lässt immer erst ein Häuflein der Fremden anwachsen, ehe er sich mit ihnen auf den Weg macht. Dann zeigt er ihnen Alles, jedem einzelnen Dinge die nothwendige Beschreibung beifügend. Auf der Altane pflegt er in prahlerischer Aufschneiderei zn bemerken, dass alles Land bis zur böhmischen und steirischen Grenze (also so ziemlich halb Niederösterreich) dem Kloster zugehöre. Und nachdem er Alles, selbst die Aborte, gezeigt und besprochen hat, entlässt er die Gesellschaft — je nachdem sie weniger vornehm ist — mit Worten, wie: »Ich kann Ihnen das Uebrige nicht mehr zeigen, das würde noch zwei Stunden dauern, und ich habe Bauchweh,« oder »ich muss Caffe trinken gehen,« oder »ich habe meinen Mittagsschlaf noch nicht gemacht.«

Besondere Geschicklichkeit soll er an den Tag legen, um unwillkommene Schmarotzer von der Tafel der geistlichen Herrn abzuhalten oder Gäste, die sich aus irgend einem triftigen Anlass im Hause einquartiren möchten, bei Zeiten wieder herauszuschaffen. Er behauptet übrigens mit hochansehnlichen und bedeutenden Persönlichkeiten der ganzen Welt in Correspondenz gestanden zu haben oder noch zu stehen, und trägt immerfort irgend welche Briefe, die er eben erst erhalten haben will, in der Tasche mit sich, um dieselben gelegentlich zu zeigen. Zu uns Clerikern sprach er, als wir die Stifts-Curiositäten gleich nach unserer Ankunft besahen, von einem Briefe, den einst Kaiser Buonaparte an ihn geschrieben habe. In der That soll

P. Joachim bereits seit den französischen Kriegen von 1806 Ceremonienmeister sein.

Um noch einmal von der hier herrschenden Etiquette zu sprechen, so ist sie theilweise dem alltäglichen Wesen nnd Betragen der Stiftsherrn selber ganz deutlich eingeprägt. Ein jeder scheint das Gefühl einer — man möchte sagen — mönchisch-adeligen Abstammung zu haben und flösst, so gut als er kann, mir, dem Plebejermönch, den nothwendigen Respect ein. Der mönchische Adel, wie ich das Ding zu benennen mir erlaube, hat seinen Ursprung in dem uralten Unterschiede, welchen man einst zwischen Chorherrn und Mönche gezogen hat. Das Chorherrenthum soll dadurch enstanden sein, dass sich Domherrn als *Canonici regulares* zu einem gemeinsamen Leben unter den gewöhnlichen drei Klostergelübden gleichsam in Freiheit vereinigt haben. Man behauptet, der Ursprung dieser geistlichen Ordensgattung sei älter als selbst der des Mönchthums. Im Ganzen wird wohl die primäre Geschichte dieses Unterschiedes ebenso dunkel und nebelgrau sein, wie die manch anderer Standesverschiedenheiten und Privilegien. Das schadet aber nichts. Der Unterschied und ein Rest vom Privilegium ist da und das erhebende Bewusstsein und Selbstgefühl davon ist auch da. Sollte jedoch dieses bei dem und jenem fehlen, so erinnert eine grosse Kleinigkeit an der Kleidung daran, welche den hiesigen Benediktiner von jedem andern unterscheidet. Das profane Auge kann diese Kleinigkeit gar nicht bemerken, so geringfügig ist sie. Auch ich hätte dieselbe gewiss nicht beachtet, wenn nicht Herr Joachim, der Ceremonienmeister, gleich in der ersten Stunde unserer wechselseitigen Bekanntschaft uns Ankömmlinge darauf hingewiesen hätte. Die Ordenskleidung ist durchweg mit der unsrigen eine und dieselbe, nur an der Stelle, wo die Aermel an den Kuttenrock angenäht sind, ist ein fingerbreiter, glatter Streifen Zeuges, gleichsam als Besatz zu bemerken, der *casus criticus*, welcher mir sagen soll,

dass die Ahnen der jetzigen Stiftsmönche Chorherrn gewesen seien.

Ich finde indessen auch noch etwas anderes hier, das uns dreie erscheinen lässt, als kämen wir vom Dorfe in eine gebildete Stadt, ein gewisses Etwas, das mich mehr einnimmt, als jener alberne Streifen am Aermel, nämlich das gebildete, edele, feine Wesen und Benehmen der Geistlichen. Der Ruf, in welchem das Stift wegen hoher Gelehrsamkeit und wissenschaftlicher Thätigkeit einzelner seiner Mitglieder steht, erfüllt mich mit aufrichtiger Freude. Soll ich den Eindruck, den die Herrn hier auf mich machen, in kurze, treffende Worte kleiden, so muss ich sagen, dass er gleich sei jenem, den ich von dem Anblicke hochgebildeter und sittlicher Menschen stets empfangen habe.

Ueberhaupt bin ich voll Bewundrung all' der Herrlichkeiten, die hier zu sehen sind. Die Krone derselben ist jedoch die landschaftliche Umgebung des Stiftes. Dieselbe nur annähernd zu beschreiben, fühle ich mich ganz unfähig. Es beherrscht mich dabei das schon vielfach erprobte Bewusstsein, dass die menschliche Sprache nicht im Stande sei, jene Gefühle auszudrücken, welche die Natur durch ihre Schönheit in uns erweckt. Das grossartige Stift steht in einem irdischen Praradiese, und schon deshalb sehen seine Bewohner — schöner und liebenswürdiger aus als andere Leute.

Die Hausordnung für sämmtliche, sowohl einheimische, als auswärtige Cleriker, die des theologischen Studiums halber aus mehreren Stiften sich hier zusammengefunden haben, besteht in Folgendem: In früher Morgenstunde, um sechs, im Sommer fünf Uhr, versammeln wir uns in einem kleinen, dazu bestimmten

Saal, verrichten gemeinsame Gebete und hören eine Exhorte, welche der Direktor von einer kleinen Kanzel herab vorliest. Das Ganze dauert keine halbe Stunde. Um 8 Uhr ist die Conventmesse, der wir, mit uns auch die Schüler des Gymnasiums beiwohnen. Von Priestern ist keiner anwesend. Dann folgen die verschiedenen Schulstunden und theologischen Vorträge. Eine Stunde vor, sowie eine Stunde nach Tische ist uns gestattet in dem grossen, wahrhaft schönen Stiftsgarten zu promeniren. Bei schlechtem Wetter dürfen wir uns im Billardzimmer unterhalten. Wenn die nachmittägigen Vorlesungen beendigt sind, folgt die Vesper im Chor unter der Leitung des Herrn Subpriors und eines Priesters, welcher die Woche hat. Andere Geistliche sind nicht dabei. Eine Stunde vor dem Abendessen ist wieder der Gartenbesuch gestattet. Um 9 Uhr Abends folgt eine gemeinsame Abendandacht, nach welcher wir zu Bette gehen sollen.

Dreimal in der Woche, an sogenannten Recreations-Nachmittagen, an denen keine Vorlesungen sind, können wir gemeinsame Spaziergänge in der Umgegend des Stiftes vornehmen, ohne jedoch das Städtchen oder irgend ein Haus zu betreten.

Im Ganzen ist die Disciplin geregelter und strenger als zu Hause, ohne aber beschwerlich zu sein. Der Herr Direktor, der von den Clerikern gewöhnlich »Master« oder »Kopf« genannt wird, behandelt jeden auf höchst anständige und taktvolle Weise hält aber mit einiger Strenge auf pünktliche Beobachtung der Hausordnung. Die Professoren, meistens jüngere Priester, benehmen sich auch wie gebildete Leute, und geben der oft sehr übermüthigen Jugend das beste Beispiel. Eine besondere Sitte des Hauses ist die, kein Mitglied, sei es Priester oder nur Cleriker, anders als »Herr« zu tituliren. Der alte ehrwürdige Name Pater würde — wie man mir sagte — verletzen. Die Herren Cleriker dagegen erklären es geradezu für eine Beleidigung, wenn sie Einer mit »*frater*« anreden wollte. Das Recht

dazu gestatten sie nur den höhern geistlichen oder weltlichen Behörden.

Das theologische Studium nimmt meine Aufmerksamkeit in einem mir höchst unerwünschten Masse in Anspruch. Die Herrn Professoren examiniren ihre Zöglinge über das Vorgetragene wöchentlich einmal. Daher heisst es alle Tage fleissig lernen. Es wird mir aus dem Grunde sehr schwer, weil das *jurare in verba magistri*, oder wie wir sagen, das »Auswendig büffeln« eine mir neue, ganz ungewohnte Sache ist.

Dagegen habe ich einen denkenden, überlegenden, grübelnden Kopf; er hält mich überall auf und lässt mich nicht schnell vorwärts kommen. Was ich lerne, möchte ich auch nach seinem ganzen Wesen in mich aufnehmen. So habe ich es zeitlebens getrieben und so bin ich es gewohnt. Die nothwendige Folge war sonst, dass ich das Erlernte auch nach meinem innern Denken gleichsam aus gewonnener Ueberzeugung mit eigenen Worten wiedergeben konnte. Letzteres geht nun hier gar nicht an. Ich darf weder die Gedanken noch die Worte nach freiem Belieben aussprechen. Es kommt allerdings gerade bei theologischen Sätzen genau auf einen richtigen Ausdruck an. Mit eigenen Worten die Aussprüche des Lehrbuchs oder des Professors wiedergeben wollen, hiesse nicht selten sie verdrehen. Das ist nun einmal die Eigenthümlichkeit von Fachstudien. Ich sehe das ganz gut ein, aber es wird mir sehr sauer, mich der Nothwendigkeit zu fügen und den Schwall eigener Gedanken zurückzudrängen.

In diesem Punkte ist mein Nachbar im Collegium glücklicher daran. Er versteht nicht viel von dem, was er lernt, ja er kennt oft nicht einmal die volle Bedeutung der lateinischen Ausdrücke, in welchen er seine Lection herzusagen hat: aber er

weiss die lange Reihe von Sätzen und Perioden nacheinander ganz flüssig zu recitiren, sobald er nur des ersten Wortes sicher ist. Allem Anscheine nach lernt er sehr leicht auswendig. Er erntet auch unter allen das meiste Lob, obwohl er sonst einigermassen beschränkten Geistes genannt werden könnte. Die Theologie verlangt keinen kritisch-philosophirenden Kopf.

Schon manchmal habe ich mir die Frage gestellt, ob es unter allen Umständen ein Glück zu nennen sei, wenn Einer viel Denktalent besitze. Es muss doch auch etwas Wahres in dem vielfach angeführten und oft gerühmten Ausspruche liegen: »Selig sind die Armen im Geiste!« — In allen Fällen haben sie wenige oder keine Sorgen.

Ich ziehe an freien Tagen vor, mich von der grossen Schaar meiner Collegen abzusondern und nach Gefallen eigene Wege einzuschlagen. Zwar ist das nicht erlaubt, aber es hatte bisher auch noch keine schlimme Folge. Einmal begegnete mir der Meister, sah mich befremdet und strenge an, hielt mir auch zu Hause unter vier Augen mein Unrecht vor, hörte mit Geduld meine Gründe an, warum ich gerne allein in Feldern und Wäldern umherstreife und beharrte auf dem Verbote: ich habe indessen die Sache darnach anders eingerichtet, wähle Gegenden, welche er nach meinem Dafürhalten nicht besucht und bin stets darauf bedacht, ihm vorkommenden Falles schon in weiter Ferne auszuweichen.

Auf diesen einsamen Spaziergängen, wo ich meinen Gedanken ungestört nachhängen kann, fand ich nun schon einigemale einen Geistlichen, der dieselbe Liebhaberei zu treiben scheint. Ich kenne ihn längst. Es ist Herr Claudius, der Cooperator an der Pfarrkirche und im Stifte Professor der Catechetik.

Obwohl er in der Pfarrei des Städtchens wohnt, kommt er immer Mittags und Abends zur Convent-Tafel und man sagt von ihm, er sei ein Sonderling. In seinem Gesichte liegt indessen eine so eigenthümliche Milde und Güte, dass mir das Wort »Sonderling« keinen schlimmen Grund zu haben scheint.

Da wir uns in der Einsamkeit wiederholt begegnet sind, fehlte es auch nicht an Veranlassung zur Ansprache. Er war es, der sich in recht freundlicher Weise dazu herbei liess, und ich rechne es ihm hoch an. Er ist ja Priester, ich bin nur Cleriker. Er ist auch gewiss um zehn Jahre älter als ich.

Schon am ersten Tage wurden wir von einer Art herzlicher Aufrichtigkeit gegen einander erfüllt. Seitdem wähle ich an Recreationstagen immer dieselbe Gegend für meine Spaziergänge und treffe auch den guten Mann zu meiner Freude daselbst an. Zwar blieb diese meine neue Bekanntschaft nicht lange geheim, aber sie wird von meinen Vorgesetzten nicht inhibirt. Der Direktor kann doch nicht gut etwas dagegen haben, wenn ich, der Cleriker, von einem Priester des Umgangs gewürdigt werde. Von meinen Herrn Collegen werde ich zwar geneckt, doch kann ich es wohl leicht ertragen.

Gleich am Tage unseres ersten Zusammentreffens nahm das Gespräch von gleichgiltigen Dingen ab eine sehr ernste Wendung auf mein persönliches Schicksal. Herr Claudius hatte nur einige wenige Ansichten ausgesprochen und mich durch dieselben so gefangen genommen, dass ich mich in Betreff meiner Vergangenheit und Zukunft ziemlich rückhaltlos äussern zu dürfen glaubte.

Darauf erwiederte er mit ernster Miene und in einem fast strengen Tone, »meine Art zu denken und zu urtheilen sei für das Klosterleben nicht wohl geeignet, und ich thäte besser von meinem Vorhaben bei Zeiten wieder zurückzutreten trotz aller Gelübde der Mutter. Ich würde dann der Frau leicht begreiflich machen können, dass es eine weit grössere Sünde sei, mich zu einem Berufe zu wenden, zu dessen Uebernahme mir nicht

nur Lust und Fähigkeit, sondern auch die nöthige Gewissenhaftigkeit fehle. Ich möchte mir die Sache ja recht sehr überlegen, so lange es noch Zeit sei.«

Das ist übrigens leichter gesagt, als gethan. Obwohl ich noch die Wahl zu haben scheine, bin ich doch nicht mehr frei. Wie der Mensch oft in unzählige dünne Fäden seiner eigenthümlichen Verhältnisse verstrickt ist, die einzeln allerdings leicht zu zerreissen wären, schwer aber im Ganzen: so hänge auch ich in einem Netze von Rücksichten, einer Fliege gleich, die aus dem Gewebe der Spinne nicht entfliehen kann. Da sind die Glaubens-Ansichten meiner Eltern, die möglichen Vorwürfe meiner Verwandten, Spott der Leute, Nahrungssorgen, Mangel an Geldmitteln zum Beginn anderer Studien. Da habe ich bereits das kaiserliche Stipendium durch meinen Abgang von der Universität und auch die Privat-Unterrichtsstunden, von welchen ich lebte, eingebüsst. Wenn ich nun nach verlorenen anderthalb Jahren zurückkehren würde, was sollte ich wohl beginnen? —

»Bisher« — so schloss Herr Claudius seine wohlgemeinte Mahnung — »haben Sie die Sache sehr leicht genommen, wie es auch wohl anders nicht gut möglich war. Den tiefen Ernst derselben kann Einer nicht früher ermessen, als bis sie an ihn hart herangetreten ist. Selten lässt sich Jemand vorher warnen, und die Erfahrungen, welche bei dem Mahner zu spät gekommen sind, erscheinen dem Gemahnten zu früh. Es ist das — wenn S' wollen — ein rechter Jammer. Jeder weiss erst dann, was aus ihm geworden ist, wenn es eben schon zu spät, er durch unlösliche Gelübde gebunden ist. Was ihm zuvor unglaublich vorkam, das ist leider nachher seine volle Ueberzeugung.«

Mir scheint es ziemlich genau so zu gehen; nicht dass ich hierin ungläubig wäre, aber ich meine, in den Verhältnissen tapfer ausharren zu müssen, in welche mich mein Geschick geführt hat. Ich kann die Zuversicht nicht aufgeben, dass es mir

gelingen werde, mich selbst in das Widerwärtige zu schicken und alle Schwierigkeiten zu bewältigen. Darum prallen alle diese Mahnungen so leicht ab. Aber ich will doch die Sache recht genau überlegen. Habe ja noch Zeit genug.

Als ich dem Herrn Claudius mein Leid klagte, weil ich von dem Professor der Geschichte hart getadelt worden war, und ihm auseinander setzte, welche Mühe mir das Lernen mache, tröstete er mich mit der Versicherung, das werde mit der Zeit immer besser werden. Ihm sei es im Anfange auch so gegangen und er wäre einmal fast in Verzweiflung über sich gerathen. Fleiss und Ausdauer helfe allem Uebel ab und auch diesem.

»Wissen S', — fügte er, gleichsam ablenkend, hinzu — ich halte das Examiniren für eine ebenso grosse Arbeit, wie das sich examiniren lassen. Zu beiden gehört eine sorgfältige Vorbereitung. Der richtige Examinator hat auch zuvor und zwar sehr gut gelernt. Ausserdem muss er die Geistesgegenwart besitzen, den Examinanden im rechten Momente zu lenken, zu corrigiren und ihm zu helfen. Gut zu examiniren ist Wissenschaft, Kunst. Unseren jungen Herren, welche die theologischen Lehrämter bekleiden, fehlt es in der Regel nicht an Geschicklichkeit und gutem Willen, wohl aber an der nöthigen Freiheit. Sie sollen und müssen sich an den vorgeschriebenen Text halten. Es ist das auch — wenn S' wollen — das bequemste und einfachste, um allen Conflicten aus dem Wege zu gehen.«

»Schöner und intressanter wäre freilich das Examiniren im Conversationstone der Freundlichkeit und Zuneigung. Gesprächsweise lässt sich wohl ermitteln, wie viel Einer gelernt hat. Das ist aber nun einmal nicht gestattet und — wenn S' wollen — die Eigenthümlichkeit der theologischen Studien selber wehrt sich dagegen.«

Er fragte mich, ob mir der Gebrauch der lateinischen Sprache viel Schwierigkeiten mache, worauf ich ihm erwiederte, dass ich in derselben wie auch in der griechischen ziemlich geübt und dass namentlich die erstere mein Liebling sei. Nur beim Gottesdienste wolle sie mir nicht gefallen und besonders müssten nach meinem Dafürhalten die Gebete, gleichsam Unterredungen mit der Gottheit, an denen doch das ganze Volk lebendigen Antheil zu nehmen hätte, in der Muttersprache gehalten werden.

»Das sei,« meinte Claudius, »so ziemlich auch die Ansicht aller Protestanten und gehe aus der Natur der Sache hervor. Indessen lasse sich dagegen auch wieder Manches einwenden.«

»Wissen S', lieber Isidor! — fügte er nach einer Pause, freundlich und auf dem Wege stehen bleibend, hinzu — das Raisonniren gegen den kirchlichen Gebrauch der lateinischen Sprache, die das Volk nicht versteht, ist ganz unnöthig, weil der Zweck unseres öffentlichen Gottesdienstes gar nicht ein solcher ist, wie ihn Rationalisten und protestantische Polemiker immerwährend voraussetzen. Belehrung, Erbauung, Veredlung des innerlichen Menschen sind religiöse Aufgaben, die ihre Lösung anderweitig finden und finden müssen: vor Allem aber handelt es sich darum, dem grossen Haufen das Bewusstsein seiner Sündhaftigkeit und Hilflosigkeit einzuflössen, damit er sich abhängig fühle von jenen überirdisch waltenden Mächten, für die wir zwar nur höchst ungenügende Namen haben, deren sichtbare Repräsentanten aber geistliche und weltliche Obrigkeiten sind. Ist ferner noch das Bedürfniss einer Erlösung von Schuld und Strafe und die Sehnsucht nach einem besseren Jenseits vorhanden, dann haben die symbolischen Kirchenceremonien dieselben nur zu nähren und zu erhalten. Weiter nichts!«

»Für's Volk ist es daher ganz gleich, ob die Ceremonien von lateinischen oder griechischen, hebräischen oder sonst welchen Worten begleitet werden, oder ob dabei gar nichts gesprochen wird. Die meisten Leute hören auch wenig oder gar

nichts davon. Darum passt die Musik als wortloser, vieldeutiger und das Gemüth befangender Ausdruck überirdischer Gefühle so gut zu unserer Erbauung.« —

»Von den Vortheilen, welche die Kirchengewalt aus dem Gebrauche einer Weltsprache, wie die lateinische ist und doch auch wieder nicht ist, sonst noch zieht, will ich gar nicht erst reden. Der Apostel Paulus wäre damit seiner Zeit freilich nicht einverstanden gewesen und — wenn S' wollen — der Meister von Nazareth wohl auch nicht. Damals war aber auch ein ganz anderes Wesen als jetzt.«

Ueber das Chorgebet der Geistlichen äusserte er sich etwa in folgender Art: »Man möchte es kaum für glaublich halten, dass das Volk, welches an hohen Festtagen dem feierlichen Chorgebete der Stiftsherrn beiwohnt, ganz und gar nicht die Methode derselben bekritteln sollte: und doch darf man überzeugt sein, dass es nicht geschieht. Die Leute stehen unmittelbar und dicht an den Chorstühlen der geistlichen Herrn, sehen deren Mienen und Geberden, hören die schnarrende Eile des Gesanges und der Declamation: aber nichts von Allem stört oder beunruhigt sie. Ihnen mag Alles vorkommen, als wenn es gerade so und nicht anders sein dürfte.«

»In meinem Stifte kenne ich nur einige wenige, von denen ich mich überzeugt halte, dass sie mit aufrichtiger Andacht beten und dass es ihnen weh thut, wenn die Gebete so schnell und geschäftsmässig abgefertigt werden. Sie würden, wenn sie könnten, ganz anders beten und singen. Freilich möchte es sie vielleicht die dreifache Zeit kosten. So werden sie vom Strome fortgerissen. Es sind ihrer — wie ich schon sagte — nur wenige. Die Andern beten entweder nicht gerne oder nicht gerade dann, wenn sie müssen. Das kann man ihnen bald an den Gesichtern absehen. Aber unser Volk versteht davon nichts. Und das ist auch gut.«

Ich freue mich sehr darüber, Jemand zu haben, mit dem ich mich über meine gegenwärtigen Studien unterhalten kann. Meine Collegen sind dazu nicht zu haben; sie würden mich herzlich auslachen, wenn ich in freien Stunden derlei Gegenstände besprechen wollte. Wie ganz anders ist es bei Herrn Claudius! Da kommt das Gespräch immer so recht in Fluss und darin ist er auch wie bei sich zu Hause.

Aber das siebente Wort, das er bei derartigen Unterredungen ausspricht, pflegt der Name Bretschneider zu sein, den er hochverehrt. Er sieht es als eine grosse That seines Lebens an, diesen in der theologischen Literatur bedeutenden Protestanten im vorigen Jahre während der Ferien in Gotha heimlich besucht und sich mit ihm lange Zeit unterhalten zu haben. Freilich, wenn man bedenkt, dass ein katholischer Priester und Mönch sich — ohne Pass — über die österreichische Grenze in's Ausland hinaus und dann wieder herein schleichen musste, um einen ketzerischen Prediger aufzusuchen, und dass derselbe in beständiger Gefahr war, allenfalls noch ist, verrathen zu werden, was ihm dann allerdings sehr schlecht bekommen möchte: so mag es ihm nicht zu verdenken sein, wenn er sich etwas auf sein Unternehmen einbildet. Aus purer Verehrung des berühmten Polemikers hatte er unter dem Vorwande, Carlsbad zu besehen, die weite Reise unternommen. —

Ueberhaupt scheint er nach seinen Aeusserungen nicht nur die ganze Sammlung der bisher in Druck erschienenen Bretschneider'schen Schriften zu besitzen, sondern auch, neben manch einem Andern der theologischen Stiftsgeistlichen, mit den protestantischen Darlegungen dieses Glaubensdenkers einverstanden zu sein. Ich muss es übrigens als ein besonderes Zeichen der Gunst und des Vertrauens von Seite des Herrn Claudius ansehen, dass er nicht nur versprochen, mir nach und nach alle Schriften von Bretschneider zu leihen, sondern dass er mir sogar das Werk: *Probabilia de Evangelii et epi-*

stolarum Joannis indole et origine — das er *in duplo* zu besitzen behauptet, zum Geschenk gemacht hat. Was für eine neue Welt der Anschauungen im Reiche des Glaubens mir da aufgeht, nachdem ich einige Nächte mit dem Durchstöbern dieser Schrift zugebracht, kann ich kaum sagen.

Bei Tische sind die Herren Cleriker, deren Zahl ziemlich gross ist, am lautesten und muntersten, obgleich das obere Departement der Priester auch ziemlich lebhaft ist. Natürlich! Junges Volk hat immer etwas zu spassen und zu lachen. Heute war aber das Halloh doch so gross geworden, dass die Behörde, nämlich unser Direktor, sich genöthigt fand einzuschreiten.

Nach einer vor mehreren Tagen beschlossenen Verabredung sollte heute nachgewiesen werden, wer von uns den wunderthätigsten Namenspatron habe. Veranlassung dazu hatte P. Cochems Heiligengeschichte, ein bei dem niedern Volk beliebtes, vielgelesenes Buch, gegeben, und es war die Frage aufgestellt worden, ob die wunderbaren Erzählungen, welche das Volk in Händen habe, oder die Legenden, welche in unsern Brevieren und Meditationsbüchern enthalten sind, unglaublicher seien? Herr Beno, Cleriker im vierten Jahre und in der Monachologie — »aus Liebhaberei«, wie er sagt — sehr bewandert, meinte, die Klosterlegenden ständen den Volkslegenden nicht im Mindesten nach: das könnte ja ein jeder von uns aus den Wundergeschichten ermessen, die er von seinem eigenen Namenspatron wisse. Darüber lachten aber fast alle, behauptend, es so weit in der Bildung noch nicht gebracht zu haben, um alles zu wissen, was Grosses und Unerhörtes dem Namensheiligen zugeeignet worden sei.

Nach einigen Hin- und Herreden wurde als das Zweck-

mässigste festgesetzt, dass innerhalb dreier Tage — jeder von uns die ihn näher betreffende Legende nachlese. Dann müsse sich auch zeigen, wer den wunderthätigsten Namenspatron habe.

Heute war nun der Tag, an dem wir einander den Erfolg unserer Lecture mittheilten. Es lässt sich denken, dass sich jeder bemühte, das Piquanteste und Beste von dem vorzubringen, was er hat erfahren können. Die Erzählungen folgten nach dem Seniorat der Erzähler, und wurden je nach Geschick und Begabung mehr oder weniger wirksam vorgebracht. Wunderliches Zeug kam da genug zusammen und schlechte Witze fielen im Ueberfluss dazwischen. Da wurde z. B. erzählt, dass der heil. Abt Bernhard mitten im Regen einen Brief geschrieben habe, ohne dass dieser nass wurde, und wie der heil. Franziscus Seraphicus Jahre lang an Wunden gelitten habe, die weder heilten noch sich verschlimmerten; dass der heil. Bischof Sebaldus mit Eiszapfen Feuer angemacht und einen Bauer, dessen Vieh sich im Walde verirrt hatte, in der Art gesegnet habe, dass dessen zehn Finger bei Nacht wie Laternen leuchteten, um das Verlorene wieder finden zu können; ferner, wie der heil. Aemilian, als Benediktiner-Abt auf einem Schimmel durch die Lüfte reitend, ein grosses Kriegsheer zum Siege geführt habe, und dass nach dem Tode des heil. Abtes Anselm sich der Sarg, in welchem die Leiche gelegt werden sollte, und den der Tischler zu kurz gemacht hatte, von selber so weit als nöthig ausdehnte; wie bei dem Tode des heil. Abtes Andreas alle Thurmglocken von selber 24 Stunden lang läuteten, und dass der heil. Abt Columban nur die Füsse seines Pferdes in die Schmiede zum Beschlagen geschickt, das Pferd selber aber zu Hause behalten habe; wie dem heil. Philippus Neri das Herz vom Feuer der Liebe so sehr anschwoll, dass es, um sich ausdehnen zu können, fünf Rippen der linken Seite zerbrach, ohne dem Heiligen Schmerzen zu verursachen, und dass der heil. Franz de Paula einigen wilden Ochsen, die er für sein

Kloster zum Geschenk erhalten, eine schriftliche Weisung zwischen die Hörner geheftet habe und dass dieselben auf seinen Befehl allein ohne Führer oder Treiber geraden Weges über Stock und Stein, Berge und Flüsse zum Orte der Bestimmung 200 Meilen weit marschirt seien, u. dgl.

Grosse Heiterkeit begleitete die jedesmalige Erzählung und allerhand Nebenbemerkungen fielen. Auch die Dienerschaft nahm, so viel sie konnte, an der Unterhaltung Theil, indem sie sich in unserer Nähe still lachend zu schaffen machte, oder mit geöffnetem Blick und Mund horchend stille stand.

Als aber der Lärm im besten Flusse war, kam einer der Conventdiener, den der Meister zu uns gesendet hatte, und verkündete, der Herr Direktor liesse uns bitten diesem Tischgespräche sofort ein Ende zu machen. Er war durch die Lebhaftigkeit, die vom untern Ende der Tafel zu ihm hinauf schallte, aufmerksam geworden und hatte sich erkundigt, was es da gäbe? Als dann auch noch einige Priester sich über die Ausgelassenheit der jungen Leute zu ärgern anfingen, schickte er die milde Botschaft.

Nach Tische aber liess er uns sämmtlich im Gebetzimmer versammeln, hielt eine kleine Strafpredigt und verordnete für den heutigen Ausgangstag einen Hausarrest. Natürlich ist dadurch die Rechtgläubigkeit, wenn wir sie verletzt haben, vollständig wieder hergestellt worden.

Uebrigens haben wir einstimmig beschlossen, von der uns zuerkannten Strafe die möglich geringste Notiz zu nehmen und uns einzeln, jeder auf seine Rechnung und nach Belieben, davon zu machen. Das wissen wir nur zu gut, dass die Macht des Direktors an unserer Einmüthigkeit, wenn sie zu Stande kommt, brechen muss.

Als ich Herrn Claudius das Nähere über diesen Spass erzählte, meinte er, die hübschesten Sachen wären noch lange nicht die eben angeführten, er wüsste ganz andere und auch

solche, von denen sich nicht sprechen liesse. »Mich wundert — fügte er hinzu — dass Herr Franz nicht das recht hübsche Wunder erzählt hat, wie seines Namensheiligen Leibesel, den ein Hufschmied beschlagen hatte, alle vier Eisen mit einem Male wieder abschüttelte, weil der Mann Zahlung verlangte, und wie das Volk, von diesem Wunder gläubig bewegt, Stück um Stück aus der Kutte des Heiligen schnitt oder abriss, und wie das Kleidungsstück dennoch ganz blieb. Diese Legende hat mir immer am besten gefallen, weil sie so praktisch aussieht.«

Wenn ich in der Kirchengeschichte lese, wieviel theologisches Gezänke, Jahrhunderte lang von Blutvergiessen begleitet, daraus entstanden ist, dass man nicht ganz genau oder gewiss wusste, was einst gesagt worden uud was unter dem Gesagten zu verstehen sei, so quält mich immer der, mir von irgend welcher Seite eingegebene Gedanke, dass es doch eines Erlösers würdig gewesen wäre, all das Unheil zu verhüten. Hätte er anstatt manch eines unnöthigen Wunders, wie z. B. das war, den Teufel in die Säue zu treiben — lieber die Buchdruckerkunst geoffenbart und seine Lehren nebst genauer Erklärung drucken lassen: dann wäre jenes oft angeführte Wort: *Pax vobis!* zwar auch noch nicht zu voller Wahrheit geworden, aber es hätten doch die blutigen und ungerechtfertigten Glaubenskämpfe nicht statt haben können. So aber ist in Wahrheit niemals der Friede gewesen, sondern der Krieg, und welch ein Krieg! — Wie wahr sagt Göthe:

Es ist die ganze Kirchengeschichte
Mischmasch von Irrthum und Gewalt.

Ich fragte heute den Herrn Claudius, wie es denn nur möglich sei, dass Priester und Mönche, die doch die christliche Lehre des Friedens, der Milde und Barmherzigkeit beständig lehrten und predigten, sich manchmal bis zu Grausamkeiten und

Mordthaten verirren konnten, wie die Geschichte sie nicht entsetzlicher zu berichten hat. Ich berief mich vorzüglich auf das Betragen der Geistlichkeit in Spanien und Italien bei Gelegenheit von Revolutionen, Bürgerkriegen u. dgl. — »Das will ich Ihnen schon sagen« — antwortete Claudius — »und Sie werden auch leicht begreifen, wie so etwas geschehen konnte. Zuerst denken Sie nur an den blinden Gehorsam, den Jeder seinem Vorgesetzten zu leisten hatte. Bei allen politischen Parteibestrebungen, welche dem religiösen Interesse nicht nahe traten, erging von oben die Weisung, Frieden, Milde und Gerechtigkeit, Toleranz und Verzeihung zu predigen. Wo es sich aber um die Existenz der Kirche handelte, um das, was man *majorem Dei gloriam* nannte, war es je nach der Einsicht der Vorgesetzten anders.«

»Ferner müssen Sie wissen, dass bei gewissen Vorkommnissen des politischen Treibens, bei Aufständen und Unruhen das Priestervölkchen und die Heerden der Mönche eng zusammengehalten und abgeschlossen wurden, so dass man dann durch Mittheilung falscher Nachrichten und Anwendung von mancherlei anderen Mitteln mit ihnen machen konnte, was man für nöthig fand. Ein beschränkter Gesichtskreis, Bornirtheit, Bigoterie und etwas Angst um die eigene bequeme Existenz waren — wenn S' wollen — immer mächtige Gehilfen zur Ausführung der von oben herabreichenden Pläne und Weisungen. Wer da aus besserer Einsicht oder auch aus angeborener Herzensgüte nicht mitmachte, wurde ebenso behandelt wie etwa ein Soldat, der in der Schlacht auf den Feind nicht schiessen will.«

Heute konnte ich wegen Heiserkeit auf dem Musikchore nicht mitwirken, wie ich sonst immer zu thun pflege, und sah aus meinem *stallum* dem feierlichen Hochamte zu, das der Prälat *in magnis pontificalibus* hielt. Herr Joachim, der Ceremonienmeister, war wie gewöhnlich die Krone des Ganzen.

Ist der Aufwand von Pomp und Glanz, der bei uns zu Hause in Anwendung kommt, wenn der Prälat pontifizirt, viel zu gross, um jedweden Gedanken an die Ureinfachheit der christlichen Religion und der Apostel, oder an die Armuth des ascetischen Mönchthums und seiner ersten Jünger gänzlich zu verbannen: so scheint er mir hier doch noch grösser und gewaltiger. Von allen Eindrücken, die das religiöse Schauspiel in mir zurückgelassen hat, ist indessen einer, den ich meinem Gedächtnisse länger zu erhalten und darum in diesen Schriftzeichen gleichsam zu verkörpern wünsche.

Da waren nämlich unter den bei der hohen Feierlichkeit beschäftigten und mit den reichsten Kirchengewändern bekleideten Assistenzgeistlichen auch zwei Civilisten, greise Stiftsbeamte, die einen kleinen Ehrendienst zu verrichten hatten, und meinem Gefühle nach bedauerliche Opfer der hier herrschenden Etiquette darstellten. Die beiden Alten nahmen sich unter der geistlichen Schaar seltsam genug aus. Die Häupter mit schneeweissem Haar spärlich bedeckt, die Hälse in hohe weisse Halsbinden gezwängt, mit schwarzem Frack, seidenen Kniehosen bekleidet, in Strümpfen und Schuhen einherschreitend waren sie wie ein Symbol des eben herrschenden Winters. Natürlich fror sie auch sichtlich.

Das Amt, das sie zu verrichten hatten, mochte etwa zwei Sekunden dauern; um seiner willen mussten sie aber nahe an zwei Stunden in der Nähe des Hochaltars stehend oder kniend zubringen. Was für sie zu verrichten war, hätte die ohnehin überzählige Assistenz leicht mitbesorgen können; bei gewöhnlichen Messen thun es die Ministrantenknaben. Der Eine hatte nämlich im gegebenen Momente dem Prälaten ein silbernes Waschbecken zu präsentiren und auf dessen Finger einige Tropfen Wasser aus einer silbernen Kanne zu giessen. Der Andere reichte Seiner Gnaden das Handtuch zum Abtrocknen. — Das war das Ganze; mehr hatten sie nicht zu thun, um vielleicht einen Sechswochenschnupfen oder Husten aus der kalten Kirche und

von dem marmornen Fussboden derselben davon zu tragen. — Was ist doch die Herrlichkeit eines Prälaten gross!

Den 27. Februar 1835.

Meine liebe Schwester!

— — — Du beklagst Dich darüber, dass ich Dir über meine Lebensweise und mein Wohlsein gar zu spärliche Nachrichten gebe und Dich immer mit einigen allgemeinen Redensarten abspeise. Du meinst, auch die Eltern verriethen öfter den Wunsch, mich, meine ganze Umgebung, meine tägliche Beschäftigung und kurz alle Verhältnisse beobachten und prüfen zu können, um sich eine richtige Vorstellung von meiner Lebensweise und meiner oft erwähnten Zufriedenheit zu machen. Ich sei aber bei aller sonstigen Länge meiner Briefe gerade in diesem Punkte so wortkarg und müsse mich darin jedenfalls bessern. — Ihr habt Recht! ich sehe es ein und will einmal lang und breit erzählen, was sich in diesen Tagen mit mir Grosses zugetragen hat. Ich befürchte aber, dass Ihr mit den erhaltenen Mittheilungen doch noch nicht werdet zufrieden sein; Eure Wissbegierde wird vielmehr nur noch angeregter werden, so dass ich in der Folge noch weniger im Stande sein dürfte ihr zu genügen. — — —

Der Fasching ist vorüber; die blaugraue Fastenzeit hat begonnen. Ueber den ersteren weiss ich einiges zu sagen, von letzterer dagegen wird sich nicht viel erzählen lassen.

Im Allgemeinen galt bei uns dieselbe Regel, wie sie auch bei Euch gilt, im Fasching mehr zu essen als zu arbeiten, mehr zu singen als zu beten und mehr zu jubeln als zu studiren. Die Tagesordnung wurde theilweise aufgehoben. Die gemeinsamen Morgen- und Abend-Andachten unterblieben. Vom Chorgebet war während der sechs Wochen keine Rede. Dagegen waren die Tafeleien und vergnüglichen Zusammenkünfte etwas

häufiger. Regelmässig dreimal in der Woche war nach dem Abendessen in den dazu bestimmten Zimmern, wo auch das Priester-Billard steht, gemeinsames Vergnügen aller, die daran theilnehmen wollten, Priester, Cleriker und Novizen. Dabei Spiel und Getränke frei.

Von Zeit zu Zeit gab ein Herr Offizial nach dem Andern »seinen Fasching«, das heisst, ein besonderes Festessen.

Du wirst sagen, liebe Schwester, die armen geistlichen Herrn hätten doch auf der ganzen Welt kein anderes und höheres Vergnügen, als gut essen und trinken. Wenn Du aber das sagst, dann muss ich Dir erwiedern, dass das ein grosser Irrthum ist. Du wirst ihn auch bald selber erkennen, wenn Du bedenkst, dass kein Mensch vom Essen und Trinken allein lebt, sondern auch von der Befriedigung seiner Seelenbedürfnisse. Darin sind wir Geistliche auch Menschen wie Ihr, nur dass wir unsere Lebensfreude ganz besonders aus dem Gebiete geistiger Kräfte und Fähigkeiten schöpfen. Denke z. B., welches Vergnügen Dir eine vollbrachte und gelungene Arbeit macht, das Lesen eines guten Buches, die Zunahme Deiner Kenntnisse, oder eine Deinem leidenden Mitmenschen erzeigte Wohlthat. Siehst Du, auf diesem Gebiete findet ein Geistlicher seine schönsten Freuden und er findet deren in seinem Stande mehr als in jedem andern.

Die geselligen Vergnügungen dagegen mögen freilich denen der weltlichen Leute bedeutend nachstehen, aber dieser Mangel lässt sich ertragen. — Nun also weiter über unsern Fasching.

Auch wir Cleriker hatten einen besonderen Faschingstag, der für uns jedenfalls der bedeutungsvollste und lustigste geworden ist. Er bestand in Theater und Maskenball; zu beiden wurden schon lange vorher ganz bedeutende Vorbereitungen gemacht. Das Theater wurde in jenem Saale aufgebaut, in welchem wir, Cleriker und Novizen, gewöhnlich zum Morgen- und Abendgebet zusammenkommen. Die daranstossenden Zimmer des

Direktors wurden von ihm gerne zu diesem Zwecke geräumt. Das aufzuführende Stück war ein Quodlibet von komischen Scenen aus meist klassischen Bühnenwerken, mit eingelegten Couplets und Tänzchen. Die Befähigteren unter uns übernahmen mehrere verschiedenartige Rollen und das war dabei das Intressante. Die Garderobe war ausgezeichnet und zum schnellen Wechsel eingerichtet. Das weibliche Nähpersonal des Stiftes hatte alles Nöthige herbeigeschafft und das Möglichste in Herstellung der Sachen geleistet. Nur in einigen Shakspear-Scenen war das Costum nicht streng zeitgemäss.

Zuschauer-Publikum war die gesammte Geistlichkeit, der Herr Prälat vornean, einige Pfarrer der Nachbarschaft, dann alle Stiftsbeamte und die ganze Dienerschaft. —

Zur Composition des Stückes und der Musik hatte zwar Jeder von uns bei Gelegenheit der Vorberathung seine besten Anschläge und Gedanken beigetragen, aber die eigentliche Seele des Ganzen war Einer, ein junger vielbegabter Herr, der die glücklichsten Ideen hatte. Die Musik componirte in wunderbarer Schnelligkeit der Musiklehrer des Knaben-Convictes. Das Ganze fiel zum höchsten Ergötzen des Publikums aus. Das Lachen wollte gar nicht enden und störte oft die Darstellung. Der Prälat war so vergnügt, dass er uns am andern Tage zwei Pfund Caffee und einen Hut Zucker als Geschenk schickte.

Was nun mich betrifft, so war dabei meine Aufgabe, die Lichter zu putzen, zu rechter Zeit den Vorhang zu heben oder herab zu lassen, und denen, die in meine Nähe kamen, zu souffliren.

Im Maskenball erschien ich zuerst als hinkender Musikante, dann als oberösterreichisches Landmädchen im Sonntagsstaat mit der bekannten Goldhaube, und zuletzt als dummer Bauernjunge. Als Landmädchen soll ich sehr verführerisch ausgesehen haben, und wurde thatsächlich von vielen nicht erkannt, obwohl ich wie eben alle Andern keine Maske vor dem Gesichte hatte.

Der Anzug, die Frisur und besonders die gemalten feinen Augenbraunen hatten die glücklichste Wirkung.

Uebrigens hat unser Maskenball den Ruhm, dass derselbe zwar nicht so schön und grossartig, wie der Konviktsball ausgefallen ist, dass er aber jedenfalls um vieles vergnüglicher war.

Der Konviktsball hatte mir jedoch besser gefallen. Denke Dir etwa hundert Zöglinge verschiedenen Alters, nach den jugendlichsten Eingebungen maskirt und von wahrhaft kindlicher Fröhlichkeit erfüllt. Mich erfreute die Harmlosigkeit der Kinderwelt am allermeisten. Und welch hübsche Gesichter gab es nicht dabei! Die Hälfte der jungen Leutchen war nämlich in weiblicher Kleidung, und nahm sich darin recht geschämig aus. Das verlieh ihnen eine höchst natürliche Lieblichkeit und Anmuth. — Die Ballmusik wurde von einem starken Orchester des Stadt-Turnermeisters ausgeführt. Die neuesten Lannerschen und Straussischen Compositionen kamen dabei zum Vortrag. Ich kann nicht sagen, wie mich diese Musik bewegte. Ich dachte daran, wie ich als Student mit Dir, liebe Schwester, einst im Saale des kleinseitner Bades so flott getanzt habe.

Der Prior gab seinen Fasching am selben Tage, an welchem im Gymnasium die öffentliche Fest-Prüfung stattfand. Auch da gab es viele Gäste, besonders solche, die aus Veranlassung des Examens ihrer Kinder herbeigekommen waren. Der Abend dieses Festes wird mir deshalb merkwürdig bleiben, weil ich grosses Glück im Spiele hatte. Der Herr Waldmeister hielt Bank. Ich gewann so viel Zwanziger, dass ich meine beiden Taschen füllte. Mit einem Zehnerl hatte ich angefangen.

Am letzten oder — wie man hier zu Lande sagt — »feisten« Donnerstag kam das schwere Geschütz daran, der »Prälaten-Fasching«, ein Fest, das in dieser Art immer nur einmal im Jahre vorkommt. Dasselbe begann um 6 Uhr Abends mit einer grossen Musikaufführung im Saale der Prälatur. Die ganze vornehme Nachbarschaft, geistliche und weltliche, war dazu ein-

geladen und erschien theilweise in staunenswerthem Aufputz. Besonders zogen drei junge Comtessen und die Tochter eines Inspektors die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich, theils um der prachtvollen Kleidung theils auch um ihrer strahlenden Schönheit willen.

Zur Aufführung gelangten mehrere sehr gute Musikstücke. Ich wirkte als Tenorist mit. Ein grosses Oratorium, »das befreite Jerusalem«, componirt von einem ehemaligen Mitgliede des Stiftes, Abbé Stadler — war mir ganz neu. Diesem ging eine Cherubinische Ouverture, eine Scene mit Chor aus der Oper *Fra diavolo* und ein Beethovensches Violin-Concert vor, das ein Oberamtmann aus der Nachbarschaft mit grosser Geschicklichkeit ausführte. Bei allen Stücken wirkte das grosse Stifts-Orchester mit. Sänger und Musiker waren an Zahl an die achtzig. — In den Pausen wurden Erfrischungen feinster Art herumgereicht.

Nach diesem musikalischen Theile des Abends begab sich die ganze Gesellschaft in die sogenannten Kaiserzimmer und sah sich dort die Aufführung eines Ballets an, das von Zöglingen des Convicts in Costum getanzt wurde. Es waren deren zwölf Paare, die Hälfte in Mädchenkleidern. Die Knaben sahen wirklich reizend aus und tanzten mit ungemeiner Leichtigkeit und Bravour.

Darauf folgte das Souper, das in der andern Hälfte der Kaiserzimmer aufgetragen wurde. Die Gesellschaft sass an Tischen zu je zwanzig Personen. Wir Cleriker, natürlich beisammen, waren sehr vergnügt. Alles war schön. Prachtvolle Beleuchtung mit Wachskerzen, kostbare Speisen und Weine, herrlich geordnete Bedienung! Um ein Uhr wurde die Tafelei aufgehoben. Die Honoratioren der Umgegend fuhren nach Hause; nur einige Landpfarrer blieben zurück und gruppirten sich mit Stiftsherrn um Spieltische. Ich war sehr müde geworden und ging schlafen. Mir war zu Muthe, als wenn es mir meine Leb-

tage immer so gut gegangen wäre, und als könnte es gar nicht anders sein. — — — —

In der Exegesestunde giebt es für mich viel zu denken. Der Professor, welcher da vorträgt, hat die Eigenheit, den Streitfragen nicht aus dem Wege zu gehen, sondern ihnen gleichsam die Stirne zu bieten. Er scheint von grosser Gelehrsamkeit zu sein und weiss einen Gegenstand nach allen Seiten hin zu erwägen. Mit grosser Freimüthigkeit pflegt er die Verhältnisse des betreffenden Kampfes oder die einander entgegenstehenden Ansichten zu beleuchten und schliesslich unserem Urtheil anheim zu geben. Sein letztes Wort in derlei Auseinandersetzungen ist gewöhnlich: »Sie werden, meine Herrn, selber sich sagen können, auf welcher Seite die Gründe überzeugendere Gewalt haben.«

So sind seine Erläuterungen. Das aber, was wir zum Wochenexamen auswendig zu lernen haben, ist und bleibt immer der höhern Orts vorgeschriebene Text.

Als ich am letzten Recreationstage wie gewöhnlich mit meinem Freunde zusammentraf, lenkte ich das Gespäch auf meine Studien und sprach meine Freude über die Freisinnigkeit dieser Vorträge aus. Das gab Stoff zu interessanten Darlegungen.

Zuerst fragte er mich, wie ich das meine, und nachdem ich ihm meine Ansicht erklärt hatte, sagte er:

»Das können Sie — wenn S' wollen — überall finden. Freisinnigkeit und knechtische Nachbeterei, Freigeisterei und Bigoterie wohnen oft beisammen. Auch in den Stiftern und überhaupt unter der Geistlichkeit. Am besten sieht man das an der im Druck erscheinenden theologischen Literatur. Noch schlimmer stand es damit in früheren Jahrhunderten, vom fünfzehnten an. Sonderbar ist nur, dass Bigoterie und Bornirtheit der Geistlichen nicht soviel Aufsehen und Rederei macht als

Freigeisterei oder liberale Anschauungsweise. Das kommt daher, dass Erstere gleichsam geboten und diese verboten ist.«

»Sie sprechen von Freisinnigkeit ihrer Professoren. Da möchte Einer, der damit nicht bekannt ist, wer weiss was davon denken. Lesen Sie einmal z. B. *Chalotais, compte rendu des Jesuites* — und Sie werden finden, wie hochwürdige Geistlichkeit freisinnig sein kann. Jesuiten, deren Orden in dem übertriebenen Rufe steht, die ganze Welt verfinstert zu haben, schrieben ihrer Zeit mehrere hundert Bücher, um menschliche Fehler und Gebrechen zu entschuldigen, ja sogar Laster und Verbrechen zu rechtfertigen. Da war nichts, worüber sie nicht mit grosser Beredsamkeit und ausgelassener Laune räsonirt hätten. Irreligion, Meineid, Fälschung und Betrug, Unkeuschheit, Simonie und Mord nahmen sie in Schutz, sogar Abgötterei und Kirchenraub.«

»Im Vergleiche mit solcher Freigeisterei alter Zeiten ist die Freisinnigkeit unsers Jahrhunderts eine höchst lobenswerthe. Sie beschränkt sich meistens nur auf vernunftgemässe und sittliche Anschauungen und lässt sich vom Gerechtigkeitsgefühle leiten. So was finden Sie in allen Stiftern und höheren Klöstern. Dass da auch Ausschweifungen des Gedankens, Grübelei und Zweifelsucht, haarspaltende Sophisterei vorkommen, will ich nicht bestreiten: aber was will das viel sagen!«

»Auf der andern Seite klagt man wieder über Unwissenheit und Seelen-Trägheit der Geistlichkeit. Die beissendsten Spöttereien werden von begabten Weltleuten über dieses unglückselige Thema ausgeschüttet. Und — wenn S' wollen — mit Recht. Wenigstens fehlt es nicht an Veranlassung. Wir haben unter uns auch gar zu erbärmliches Zeug! Man fühlt es zwar, man weiss es oben wie unten, aber zu helfen ist nicht. Während z. B. Prälaten grosser Stifter sich ihre Leute aussuchen und Talente bevorzugen können, haben mindere Klöster und die bischöflichen Seminarien oft keine Wahl und müssen nehmen, was da halbwege taugt. Die rekrutiren sich meistens — wie

bekannt — aus den ungebildeten Ständen, wo es zwar auch Talente giebt, die aber erst durch Selbsthilfe so oder so zur Entwickelung kommen, gerathen oder misrathen. — Daher diese verschiedenartigen Elemente.«

Zu den Lieblingsgesprächen der Cleriker, wenn sie beisammen sind, gehört das Zusammensetzen von Hoffnungen und Aussichten, die in jedem Stifte den einzelnen Mitgliedern zu Gebote stehen. Wann kann Einer — heisst gewöhnlich die Hauptfrage — auf Anstelluug oder Beförderung rechnen? — Der Cardinalpunkt, um welchen sich die mannigfachen Antworten drehen, ist dann immer der muthmassliche Tod älterer oder kränklicher Herrn. Nur dieser verspricht eine sichere Beförderung der Überlebenden. Zwar geschehen manchmal Suspensionen vom Amte, aber darauf ist doch nicht zu rechnen.

Was nun die Richtigkeit oder Wahrscheinlichkeit der von dem jungen Volke immer neu anzufertigenden Sterbeliste betrifft, so geht es damit wie bei einer Sisyphus-Arbeit, mit der man niemals fertig wird. Ich habe dabei als Zuhörer jedoch stets mein grosses Vergnügen. Jedesmal wird eine Durchschnittszahl der in den letzten zehn bis zwanzig Jahren verstorbenen Mitglieder eines Stiftes festgesetzt, und immer muss sie neu berechnet werden, weil sie nicht überall hin passt. Es kommen wie einst in Egypten Jahre der Fülle und Jahre der Dürre. Das Komischeste ist aber, wenn die jungen Herren über die älteren gleichsam zu Gerichte sitzen und ihnen die Jahre austheilen, die sie allenfalls noch zu leben haben. Dabei werden alle Leibesgebrechen, Neigungen, Gewohnheiten, Leidenschaften, und was damit zusammenhängt, erwogen, gewürdigt, in Anschlag gebracht. Das giebt der Unterhaltung Farbe und Leben. Alle Tagesbegebenheiten bringen in die alte Situation irgend eine wesentliche

Aenderung, und Jeder fühlt sich dabei im Stillen mehr oder weniger betheiligt. Es ist das ein Gedanken-Kaleidoscop, dessen hübsche Bilder sich nur aus werthlosen Abfällen und Scherben aller Art zusammensetzen. Im Ganzen ist es die alte Leier der Menschenwelt! Einer wartet auf den Tod des Andern und beginnt seine Erwartungen so zeitlich als möglich.

Als ich heute dem Herrn Claudius für die mir ertheilten Belehrungen dankte und meine Freude darüber aussprach, in seinem Umgange einen so grossen Schatz von Erfahrungen gefunden zu haben, sagte er:

»Das, was Sie bei uns lernen, oder sonst gelernt, selbst was Sie im Noviziat durchgemacht haben, ist nur ein kleines Vorstudium. Es kann Ihnen noch nicht sehr nahe gehen, weil Sie sich nicht gebunden fühlen. Die rechte Schule der Erfahrung kommt erst später oder — wenn S' wollen — zu spät. Ich will sagen, wenn Sie nicht mehr zurücktreten können. Dann werden Sie Alles viel gründlicher auffassen und merken, ob oder wie Sie in Ihren Erwartungen getäuscht worden sind.«

»Es kann Einer im Klosterleben unter Umständen dem Missmuth und der Unbehaglichkeit nur sehr mühsam entgehen. Um Ihnen einen Fall von grosser Wichtigkeit anzuführen, will ich sagen, dass der öffentliche Ruf, in welchem die Geistlichkeit überhaupt und insbesondere die regulare steht, für Ihre Anforderungen nicht befriedigend sein wird. Sind Sie in diesem Punkte nicht gleichgültig, so bringt jeder Tag neuen Verdruss; und haben Sie es dahin gebracht, dass es Sie nicht rührt, wie die Leute über Ihr Haus urtheilen, dann ist auch gewiss die sittliche Selbstachtung und somit der innerste Grund wahrer Lebensfreude verloren. Darum entscheidet der Geist des Hauses, in welchem man eben lebt, Alles. Er macht aus den Angehörigen gute oder schlechte, berühmte oder verrufene Leute, je

nachdem er selbst beschaffen ist. Und jedes Stift, jedes Kloster hat so seinen eigenen Geist, der tüchtig oder nichtsnutzig, glücklich oder unglücklich macht.«

Dann kam das Gespräch wieder auf Seelsorge und Volk, dessen warmer Freund Claudius ist, und von dem er gerne spricht. Die Seelsorge achtet er für die grösste Wohlthat, die dem Volke erzeigt werden könnte, »wenn sie nur immer auch vollkommen wäre.«

»Da klagen die Zweifler und Ungläubigen über das Volk und seine übertriebene Glaubensseligkeit. Ist aber das Volk daran Schuld? — Das ist eine Frage, deren richtige Antwort nur ein, alle Schlupfwinkel der geistlichen Oberherrschaft durchstöbernder Forscher zu finden im Stande wäre. Die Menge ist schnell fertig mit ihrem Urtheil und schiebt die Schuld auf den ersten besten Seelsorger, der selber nicht glaube, aber den Glauben des Volkes nähre, um ihn auszubeuten.«

»Ein solches Urtheil ist nicht nur wohlfeil, es hat auch den Schein für sich, und doch ist es nach Grund und Ursprung hin ganz falsch. Man braucht, um sich davon zu überzeugen, z. B. nur unser *Rituale* anzusehen, an dem wir wie Sklaven an der Kette unweigerlich hängen. Haben Sie schon 'nmal in dieses grosse und kleine Buch hineingeschaut? Giebt es noch irgendwo in der Welt eine Anleitung zu gottesdienstlichen Verrichtungen, worin mehr Widersprüche gegen die gesunde Vernunft und die Gesetze der Natur vorkommen? Ich glaube kaum.«

»Da ist z. B. die Rede von allerlei leblosen Creaturen, die sonst der Menschheit höchst nützlich und — wenn S' wollen — sogar unentbehrlich sind, als von Creaturen, die dem Teufel zu rLieblingswohnung dienen, und die erst durch priesterliche Segnungen oder Flüche gereinigt werden müssen. Das gilt namentlich vom Wasser und Salz. — In jenen Büchern finden Sie ferner unzählige Beschwörungen von Dämonen und feindseligen Geistern, die im Menschen wohnen und aus ihm vertrieben

werden können. Da werden selbst Luft und Wetter als Machwerke des Satans besprochen. Schlagen Sie die Bücher auf, wo Sie wollen, überall finden Sie Aberglauben und Unvernunft.«

»Das Schlimmste ist daran, dass der vernünftig- und daher einzig rechtgläubige Priester selbst die unbedeutendsten Ritual-Vorschriften nicht umgehen darf, ohne in die Gefahr zu gerathen, seine ganze Wirksamkeit für immer zu verlieren und sich harte Strafen zuzuziehen.«

»Kann man dann die Schuld auf die Seelsorger wälzen, wenn der Aberglaube im Volke nicht aussterben will, vielmehr sich beständig breit macht und das reine Wort Gottes überall verdunkelt und verdrängt? — Und kann man von eigentlicher Freisinnigkeit oder — wenn S' wollen — von Freigeisterei eines Professors reden, wie Sie neulich gethan haben, wenn er nur einfach vernünftig ist und die alten Ritual-Lieder nicht mitsingt?« —

»Dagegen darf man aber auch wieder nicht verwundert fragen, warum die jungen Theologen angehalten werden, für das öffentliche Examen nur allein das auswendig zu lernen, was höhern Orts approbirt ist. Glauben Sie 's mir, lieber Isidor, für so Einen, wie Sie sind, oder — wenn S' wollen — wie ich bin, ist gar nichts gescheiter, als den vorgeschriebenen Text gedankenlos auswendig zu lernen und herzusagen. Das ist viel leichter, als sich mit eigenen Worten durchzuwinden und die offenen und versteckten Klippen der Ketzerei zu umfahren.«

Da ich heute meinen Freund Claudius zur Mittagstafel nicht erscheinen sah, beschloss ich, anstatt meinen Spaziergang nach unserem gewöhlichen Rendez-vous zu nehmen, in seiner Wohnung nachzusehen, ob er nicht etwa unwohl sei. Meine Ahnung hat mich nicht betrogen; er war zu Hause und klagte

über rheumatisches Leiden, freute sich indess sehr über meinen Besuch. Ich war gerne dazu bereit, meine Recreationsstunden bei ihm zuzubringen. Wir setzten uns zusammen und plauderten. Dann zeigte er mir seine beiden Bücherschränke, den »orthodoxen« und den »heterodoxen«, wie er sie zu nennen pflegt; der erstere enthält alles, was in das theologisch amtliche Fach einschlägt und die Approbation der römischen Bücher-Censur erhielte, falls sie erforderlich wäre. In dem andern sind viele protestantische und ketzerische Schriften, namentlich eine kleine Sammlung von »Curiosen« kirchlich polemischer Literatur. Herr Claudius sagte zu mir, Bücher seien für ihn die einzige Lebensfreude und Gegenstand seiner grössten Ausgaben. Mit ihnen ginge er viel lieber um als mit Menschen, und selbst jene, die sie geschrieben haben, könnte er, falls sie mit ihm lebten, nicht so gut leiden wie ihre Werke. — Er zeigte mir auch einige dem Aeussern nach sehr unscheinbare Bände, die aber selten zu haben seien, und daher viel Geld kosten. Es verstehe sich von selbst, dass sie im römischen Index und streng verboten seien.

Ich erzählte dann, dass ich am letzten Sonntage unten in der Pfarrkirche gewesen sei, wo wieder Einer der Herrn des vierten (Studien-) Jahrs in der Frühmesse seine Probepredigt gehalten habe. Neben mir und dem Cleriker, Herrn Benno, die wir beide, in unsere blaue Civilmäntel gehüllt, vielleicht nicht gleich als Geistliche erkannt worden sein mögen, habe ein alter Bauer gestanden, der in dem Augenblicke, als der junge Herr die Kanzel betreten, für sich hin aber ganz laut ausgerufen: »Schon wieder so 'n junger Hecht! I moan, itzt wär'n ihrer bald gnue!« — Darüber hätten wir und die Collegen, denen wir es erzählten, viel lachen müssen, und nännten wir uns jetzt unter einander nicht anders als: »junge Hechte.«

Claudius lachte auch und sagte: »Unter den Bauern giebt's — wenn S' wollen — manchen scharfen Kritiker. Ueberhaupt nimmt die Opposition der Ansichten und Meinungen unter

gewissen Leuten sehr überhand. Und das freut mich. Ich könnte Ihnen aus meinen gemachten Erfahrungen Sachen erzählen, über die Sie vielleicht mehr als sich wundern würden. Wenn man als Seelsorger so recht mitten im dicken Haufen zu thun hat, lernt man allerhand Gesinnungen kennen. Ich sage Ihnen, und behaupte, dass sich noch in keinem Jahrhundert der christlichen Geschichte die Extreme so berührt haben als in der Gegenwart. Sie können z. B. in einer und derselben Familie Glauben, Aberglauben und Unglauben, Kirchlichkeit und Ketzerei, religiöse Demuth und freigeisterischen Hochmuth vorfinden. Und selbst schon unter Bauern. Sogar in einem und demselben Individuum finden sich die tollsten Widersprüche: neben grober Bigoterie religiöse Gleichgiltigkeit, neben blinder Unterwürfigkeit, sinnloses Widerstreben, neben Anbetung eines frommen Scheins Verachtung der heiligsten Wahrheiten.«

»Freilich! Hätte der gemeine Mann immer seinen gesunden Menschenverstand gehabt, oder wäre er nicht zu träge gewesen, ihn bei jeder Gelegenheit anzuwenden, dann hätte er auch bald das Richtige herausfinden müssen. Aber darin liegt es, dass die Geistlichkeit einst so leichtes Spiel hatte. Jetzt wird es ihr freilich schwerer. Zwar mögen Beschränktheit, Unselbstständigkeit und Trägheit unter den Creaturen, die nach Gottes Ebenbilde geschaffen sind, noch lange nicht aussterben. Ein ganz bedeutendes Häuflein Schafe wird jedem der geistlichen Hirten noch eine gute Weile übrig bleiben und deren Existenz auch materiell sichern. So lang' es Schafe giebt, wird man sie scheeren, n' Schaf kann nun einmal seine Wolle nicht für sich allein verbrauchen. — Aber es wird doch einstens auch anders werden. Der Schafe werden mit der Zeit immer weniger werden.«

»Dass vieles schon anders geworden ist, und noch anders werden wird, will also ich nicht bestreiten: aber glauben Sie nicht, dass sich mit der Menschheit auch das Priesterthum ändern wird? — Gewiss. Man wird sich accommodiren und im schlimm-

sten, oder vielmehr im besten Falle mit den Leuten vernünftig werden. Die Welt und was ihr angehört bewegt sich nun einmal, zwar, nach unserer kleinen Elle gemessen, nur langsam, *item* aber sie bewegt sich und vorwärts, die Geistlichkeit mit. Will man ihren Einfluss nach einer Seite nicht, gut — sie wird ihn nach der andern geltend machen, die man sich eben gefallen lässt. Sollten einmal alle Stränge reissen und die Menschheit würde durch die Bank aufgeklärt und vernünftig — was ich aber nicht immer so sehr bezweifle — dann müsste die hochwürdige Geistlichkeit Aufklärung und Wissenschaft zu Hilfe rufen. Das wäre Alles. — Meinen Sie nicht?« —

»Der Widerstand gegen die alte Allmacht des Priesterthums ist ohnehin schon da. Er ist langsam gross geworden und wächst immer mehr. Es gehört jetzt schon eine gewisse Kunstfertigkeit dazu und ist — wenn S' wollen — eine Art Wagniss, das religiöse Gefühl des Volkes zu misbrauchen. Die Orthodoxie fängt an sich in die erst jüngst getauften Regionen Asiens und Amerikas zu flüchten. In Europa will sie sich wenigstens nicht mehr rentiren. Fragen S' nach, wie gross heutzutage die Summen sind, die auf kirchliche Stiftungen verwendet werden und wer die Leute sind, die ihr Geld dazu hergeben. Selbst die Messgelder, die sonst immer so reichlich aus den kleinen Taschen der Leute in den grossen Säckel des Priesterthums wanderten, haben in einem fast unglaublichen Maasse abgenommen. Wo ist heute noch Einer, der wie einst sein Hab und Gut, seine liegenden Gründe, seine Capitalien einem Stifte oder Kloster unter der Bedingung vermacht, dass die Mönche seinen Leichnam an der Kirchmauer begraben und jährlich ein paar Mal für seine arme Seele Psalmen singen?« —

»Da las ich dieser Tage in einem alten Manuscript vom Jahre 1383 ein Geschichtchen, das jetzt nicht ein hundertstel so ernst und heilig aussieht, wie damals, als es niedergeschrieben wurde. Ein benachbartes Stift bezog aus den Bergwerken von

Salzburg gleich mehreren andern Klöstern das sogenannte Gottesheilsalz für den wohlfeilen Erzeugungspreis. Nur der Transport war etwas umständlich und theuer. Das Salz musste zu Schiffe verladen und auf der Salza, Ems und Donau herunter geschafft werden. Nun hatte sich eine Art Actiengesellschaft reicher Edelleute zusammengethan, die unter dem Namen Schefherrn die gesammte Salzfracht besorgten und daraus grossen Gewinn zogen. Bald hatten sie ein Monopol daraus gemacht, so dass ohne ihre Vermittlung Niemand Salz erhalten konnte. Dabei wurden sie immer theurer. Dagegen protestirte nun unter Andern auch jenes erwähnte Stift und verklagte die Schiffsherrn beim Pabste. Dieser citirte dieselben vor sein Tribunal nach Rom, sie dagegen wussten wohl, was kommen würde und gehorchten nicht. Es blieb also nichts anders übrig als mit ihnen in Güte zu unterhandeln. Das gelang. Ein Schiedsrichter wurde beiderseits ernannt — ein Geistlicher, nämlich der damalige Dekan des Metropolitan-Capitels in Salzburg, von Ovenstein. Dieser entschied nun nach dem alten Grundsatze: *clericus clericum non decimat* —: die Schiffsherrn sollten den Stiftern das ihnen zukommende Salz für den früheren billigen Preis transportiren, dagegen aber sollte sich jedes Kloster verpflichten, für die Schiffsherrn ein *Anniversarium* zu halten und deren Leichname je nach Begehren bei ihren Kirchen zu bestatten. — Damit waren beide Parteien wohl zufrieden, aber ich frage Sie, lieber Herr Isidor, ob so etwas heutzutage nur denkbar sei? ob es auf dem ganzen Erdenrunde eine Handels- oder Actiengesellschaft gebe, die ihren guten Profit unter gleichen Bedingungen fahren lassen möchte?«

»Sehen Sie, so haben sich die Zeiten geändert. Die Geistlichkeit, wenn sie nicht schon Vermögen besitzt, kann auf leichte Art nicht mehr dazu gelangen. Zu erben giebt es nichts. Geistliche Corporationen wie die Unsere verschmähen alle Erbschleicherei und nach den staatlichen Gesetzen, denen sie unter-

geordnet sind, müssten es auch alle andern so machen. Da ist z. B. der Jesuitenorden, der vor noch nicht hundert Jahren alle seine Güter und Reichthümer verloren hat, und nun versucht, da und dort, wie z. B. erst kürzlich in Belgien, durch Erbschaft zu seinem frühern Reichthum zu gelangen. Dadurch geräth er jedoch oft in sehr unangenehme Verwicklungen mit Gerichten und schadet seinem Ansehen gewaltig. Um diesen Preis mag er zwar ab und zu einen reichen Gimpel in seine Leimruthen fangen, aber im Grossen, im Ganzen, wie einstmals, lässt sich nichts mehr erobern. Die alte Zeit kommt nicht wieder.«

»Nichts von dem, was gewesen, kommt wieder. — Da faseln die Leute vom Urchristenthum, zu dem man zurückkehren müsse, als ob ein alter Baum wieder jung werden könnte. Er mag einen andern aus sich erzeugen, er selber kann nicht zu seinem Ursprung zurückkehren. Solche Wunder geschehen niemals. Wenn je wieder Fischer vom See Genezareth predigen sollten, was auch nicht anzunehmen ist, würden sie einen ganz andern Glauben haben als die in der Urgeschichte des Christenthums so berühmt gewordenen Männer. Und wenn selbst ein Paulus vom Tode wieder erstehen könnte, um die Lehre seines Herrn von Neuem zu erklären oder zu ergänzen, müsste er den Zeitumständen gemäss ganz anders reden und schreiben als das erstemal. Es frägt sich überhaupt noch, ob ihm die rechtgläubigen Gewalten das Wort gestatten würden.«

»Bei dieser Gelegenheit muss ich noch einmal auf das bekannte: »*clericus clericum non decimat*« von vorhin zurückkommen, weil mir dabei aus meiner Studienzeit eine Anekdote einfällt. Wir hatten einen lustigen Professor der Moral, der 'nmal Einen aus uns fragte, wie er jene Stelle durch ein deutsches Sprichwort wieder geben würde, und als er die Antwort erhielt: »Ein Rabe hackt dem Andern die Augen nicht aus« — entgegnete: »Gut wär's freili nach'm Text übersetzt, aber's trifft halt nit allemal zu nach'm Leben.« Ein anderer meiner Collegen

erlaubte sich zu bemerken, es heisse gar nicht »*decimat*«, sondern »*æstimat*« und der Professor fand das wieder nach dem Leben richtig, aber nicht nach dem Text.

Dieser Tage brachten religiöse Zeitschriften eine Nachricht, welche im Stifte einiges Aufsehen erregte und verschiedenartige Debatten veranlasste. Unter uns Clerikern wurde die Angelegenheit sogar mit grossem Eifer durchgesprochen. Ein langjähriges Mitglied des grossen Nachbar-Stiftes ist seinen Gelübden untreu geworden und hat sich in's Ausland entfernt, um nicht wieder zu kommen. Der Gründe seines Ausscheidens werden viele vorgebracht; sie wären wenig ehrenhaft. Am schlimmsten und bissigsten äussert sich die »Sion«. Der Beschuldigte antwortet nicht darauf, und so sind jene Anklagen jeglicher Art, mögen sie nun Grund haben oder nicht, die die Zeitschriften vorgebracht haben, gleichsam unzweifelhaft.

Ich sprach auch mit dem Herrn Claudius über diesen Gegenstand. Er meinte, es sei das die allgemeine Praxis der Welt, die einer Partei oder Vereinigung abtrünnig Gewordenen so schlecht als möglich zu machen. Merkwürdigerweise denke Keiner daran, dass man damit auf sich selber einen sehr unangenehmen Schatten werfe. Es entstehe nämlich die Frage, warum man derartige schlechte Menschen so lange unter sich geduldet und gewartet habe, bis sie selbst davon gingen. Es sei auch in hundert Fällen neun und neunzigmal anzunehmen, dass man es lieber gesehen hätte, wenn die, welche man so sehr beschimpft, nicht davon gegangen wären.

»Ich habe« — fügte Claudins hinzu — »in meinem hetorodoxen Bücherschrank eine kleine Sammlung von Brochüren und Zeitungsblättern, die sich auf die Geschichte von Apostaten beziehen. Da giebt es oft wunderliche Erläuterungen zu den

Manövern, welche »*ad majorem Dei gloriam*« angestellt wurden, um die Flüchtigen wieder zurückzubringen. Das ist überhaupt — wenn S' wollen — ein Capitel, über welches sich viel sagen liesse.« »Uebrigens geht es allen Ausreissern dort, wohin sie sich flüchten — und das können eben nur protestantische Länder sein — merkwürdig schlecht. So berichten nämlich unsere Zeitungen. Materielle Noth, Mangel an passenden Erwerbsmitteln, die Verachtung der Leute, sind ihr gewisses Loos. Mich thät's g'rade nicht wundern, wenn es so wäre. Was will denn ein verdorbener Theologe in der grossen Geschäftswelt und wozu ist er den nütze? Das ist auch der Schreckenberger für andere, die etwa Lust bekämen, nachzufolgen. Ja, wenn sie nur wüssten, wo sie bleiben werden!«

Wie man sich irren kann! — Da ist eben der kaiserliche Feldbischof hier zu Besuch, ein Mann von grossem Ansehen und ungewöhnlicher Liebenswürdigkeit. Seine äussere Erscheinung zwar ist höchst einfach und bescheiden. Die magere Figur, das blasse Antlitz, ein schweigsames, stilles Wesen, der abgeschabte alte Civil-Rock möchten wohl kaum den mächtigen Mann und Liebling des kaiserlichen Hofes in ihm erkennen lassen. Dieser grosse Würdenträger war auch einmal Novize im hiesigen Stifte gewesen und ist wegen seines kränklichen Aussehens entlassen worden. Man hatte damals dafür gehalten, er werde nicht lange leben. Darauf wurde er Weltpriester, blieb bei all seinem schwächlichen Aussehen immer gesund, ist jetzt Bischof und gedenkt wahrscheinlich noch eine geraume Zeit zu leben. So kann man sich irren!

Uebrigens erzählen sich die Herrn Cleriker gar vielerlei Anekdoten über die Frugalität und sparsame Lebensweise dieses geistlichen Fürsten, doch konnte ihm der Leumund nicht das

mindeste Böse nachsagen. In diesem Punkte wissen sonst meine jungen Herrn Hechte viel zu leisten. Und was ist's am Ende? — Er lebt, wie ein Mönch nach der Regel leben soll, genügsam und keusch, und bildet für sich allein ein ganzes Kloster.

Als wir heute von unserem einsamen Spaziergange auf dem Heimwege begriffen waren, ging eben die Sonne am wolkenleeren Horizont unter. Das im grossartigen Maasstabe auf freiem Felsenkegel erbaute Stift glänzte im röthlichen Schimmer und war prächtig anzusehen. Ich konnte einen Ausruf der Bewunderung nicht unterdrücken. Claudius jedoch, der ein so grosser Freund jeder Naturerscheinung ist, der oft stehen bleibt, um die Landschaft zu betrachten, der ein unscheinbares Blümchen am Wege pflückt, um dessen Bau oder Bestandtheile zu bewundern —; er liess mich entzückt sein und sah gleichgiltig zu. Als ich darüber mein Befremden offenherzig aussprach, sagte er kalt, der Gedanke an das, was dieses schöne Haus, auf Felsen gebaut, bedeute, und wer darin wohne, entzaubere ihm alle Reize der Natur. Er sei zwar kein Feind von Wohlhabenheit und Bequemlichkeit — denn beide seien nothwendig zum freien, geistigen Schaffen — es komme ihm jedoch diese Herrlichkeit eines Klosters wie etwas vor, das in Gottes schöne Welt nicht gehört. »Wissen S' — fügte er im harten Tone hinzu — diese äussere Klosterpracht macht auf mich den Eindruck eines alten Möbels. Das hat 'nmal seine Zeit gehabt, nachher thut man es bewundern, ohne recht zu wissen warum? und es bleibt, weil es nun einmal da ist. Diese bestaubte Pracht ist aber jedenfalls ein ganz unpassendes Aushängeschild für die so berühmt gewordene Weltentsagung der Stiftsgeistlichkeit, unpassend, weil sie im Gegentheil verkündigt und sagt: Die darinnen wohnen, haben der

Welt nicht entsagt, nicht deren Schätzen, nicht deren Künsten, nicht deren Bequemlichkeiten.«

»Diese alte Pracht hat auch mir einst gewinkt und hat mich herbeigerufen; sie versprach mir Zufriedenheit, Sorglosigkeit und — was ich auch jetzt noch hoch anschlage — Gelegenheit, meinen Lieblingsstudien nachzuhängen. Dafür opferte ich meine Selbstständigkeit, die aber im grossen Weltgetriebe ohnehin — wenn man kein materielles Vermögen hat — nicht viel heissen will. Ich habe also manches mit in Kauf nehmen müssen, was mich jetzt sehr bedrückt, aber ich bin doch — freilich nach meiner Art — zufrieden. Doch jene Lüge ist mir zuwider.«

»Es ist übrigens einer der grössten Irrthümer, der unter Laien herrscht, dass Unsereiner, von seinem Hause mit allem Nöthigen und gut versorgt, der Welt leicht entsagen könne und dass es nur an ihm liege, wenn er es unterlässt. Die Narren vergessen, dass keiner aus uns aufhören dürfe, Mensch und zwar ein Weltmensch im vollsten Sinne des Wortes zu sein.«

Als ich heute meinen Freund aus seiner Wohnung zum Spaziergang abholte, war er eben mit einem Ehepaar beschäftigt, das im Unfrieden lebend, sich nach seiner schiedsrichterlichen Entscheidung versöhnen wollte. Wie er meiner ansichtig wurde, verliess er die Zankenden, führte mich in ein anderes Zimmer, reichte mir ein »curioses« Buch und meinte, in einer kleinen halben Stunde würde er wohl mit den Leutchen fertig sein.

Ich schlug das Buch auf. »Naturgeschichte des Mönchthums« — »allen Feinden des Mönchthums gewidmet« — »von Kuttenpeitscher« — »1783.« — Der Titel ist wirklich curios genug. Der Inhalt sucht die Mönche wie Insekten nach Linné'schem System zu ordnen und zu beschreiben. In der

Einleitung wird u. A. gesagt: »Was das Insekt im Geschlechte der unvernünftigen Thiere, das ist der Mönch im Geschlechte der Vernünftigen« — »ebenso hässlich, grauenerregend, einnistend, höckerartig, im Finstern schleichend« — »nur dass jenes im Kleinen, dieser im Grossen schädlich ist« — »schadet am meisten durch die Menge.« —

Das Buch hat viele Abbildungen, die nach besonderen Eigenthümlichkeiten der äusseren Erscheinung eines Mönchs gereiht sind. So z. B. nach Köpfen und Capuzen: »zottiger Kopf mit rundem Ausschnitt auf dem Scheitel, borstiger Kopf mit Haarbürste oder Haarkranz, Köpfe mit beweglicher, weiter, geräumiger, kurzer, steifer, herabgelassener, aufgesetzter Capuze« u. s. w.

Nach dieser Chablone sind auch einige andere Theile des Objectes beschrieben. Die gesammte Darstellung geht von einer allgemeinen Vorstellung aus: »Thier in Menschengestalt, zur Nacht heulend, immer durstig, mit gekrümmtem Rücken, gebeugtem Haupt, übelriechend, unflätig, träge, kann mehr Dürftigkeit als Armuth ertragen; sobald Einer zu heulen anfängt, heulen die Andern mit; sie begatten sich nur heimlich;« u. s. w.

An den Benediktinern findet der geist- und witzlose Verfasser folgende Merkmale: »ohne Bart, borstiger Kopf ohne Tonsur, beschuht, behost, schwarz gekleidet, weite, geräumige, fast runde Capuze, die nicht sonderlich am Leibe liegt, flaches Scapulier in der Breite des Bauches, steif umgeschlagener Halskragen, breiter Gürtel von Wolle oder Seide, plärrt meistens nur bei Tage, fastet selten« und dgl.

Als ich dann später mit Claudius über das Buch sprach und darüber mein Misfallen äusserte, meinte er, ich hätte vollkommen Recht, Born's Monachologie sei, wie die meisten Spott- und Schmähschriften älterer Zeit, flach und geistlos. Wenn auch die Idee, Mönche nach Linée zu sortiren, eine glückliche scheinen könnte, sei doch die Durchführung ganz und gar verunglückt.

Uebrigens habe die Schrift bei ihrem Erscheinen mehr Aergerniss verursacht als sie verdient hätte, und sei einst für das ärgste Schandwerk erklärt worden. Er habe mehrere derartige Bücher in seiner Sammlung; alle seien ohne Werth, weil sie bis zum Alleräussersten übertreiben und daher Unwahres aussagen. Von scharfer Satyre des einst Dagewesenen sei darin keine Spur, und auf die Gegenwart könnten sie nun schon ganz und gar nicht angewendet werden, weil sich das ganze Mönchs- und Priesterthum wesentlich verändert habe. —

»Solches Zeug richtet weiter keinen Schaden an, und es ist Luxus, wenn man ihm die Ehre anthut, es auf den Index zu setzen. Dagegen thun die Schriften oft empfindlich weh, welche mit einfacher Wahrhaftigkeit die Zustände darstellen, wie sie eben sind. Man kann es nämlich ohne Aerger ansehen, was da ist, aber man kann nicht ohne Verdruss hören, dass Jemand davon spricht.«

»Eben so grossthuerisch ist der Titel eines andern Buches *Damiani liber Gomorhaeus* — als sein Inhalt fade und verläumderisch ist. Es sollten darin der Geistlichkeit ihre *quadripartita vitia carnis* vorgehalten werden, um dieselbe zur Selbsterkenntniss zu bringen, erfüllten aber ihren Zweck — wie ich mir gar wohl denken kann — nicht im geringsten. Für unsere Zeit ist an dem Buche nur eine plumpe Anweisung, sich auf mannigfache Weise in ascetischem Sinne zu peinigen, von antiquarischem Interesse. Ueberhaupt scheinen derartige Sachen nur ein sehr kleines Lesepublikum gehabt und — wie ich schon erwähnte — wenig gefruchtet zu haben. Heinrich Heine sagte: »Zwerge seien schwer zu treffen«, ich meine aber, dass sie auch schlecht zielen.«

Eine eigenthümliche Ueberraschung wurde mir dieser Tage zu theil. Der Studiendirektor liess mich vorrufen und theilte mir mit, einem Schreiben meines Herrn Prälaten gemäss sei von Seite des kaiserlichen Ministeriums ausnahmsweise mir gestattet worden, zwei Studienjahre in eines zu contrahiren. Das betreffende Decret habe er in Händen. Es sei das für mich zwar schmeichelhaft und gewissermassen eine Auszeichnung, aber jedenfalls auch eine schwere Aufgabe und er fürchte, dass ich ihr unterliegen könnte. Uebrigens wolle er mit den Herrn Professoren das Weitere berathen.

Wie immer diese höhere Vergünstigung zu deuten sein mag — ich muss auch gestehen, dass sie mir gar nicht gelegen kommt. Um was handelt es sich? — ein Jahr früher als die Andern fertig und ordinirt zu werden, meinem Stifte die Unterhaltungskosten eines Jahrgangs zu ersparen und mich desto schneller zu Hause verwenden zu lassen. Die Studien dauern sonst vier Jahre, ich soll sie in dreien vollendet haben. Da aber ein Jahrgang schon absolvirt ist und der zweite bereits seit zwei Monaten begonnen hat, so muss ich beinahe in der halben Zeit der Andern meine Examina machen. Geschenkt soll mir dabei nichts werden. Soll mich das absonderlich freuen? —

Die gewöhnliche Eintheilung ist: Griechische Exegese und *Jus canonicum* für das zweite, Dogmatik und Moral für das dritte, Pastoral und Catechetik für das vierte Jahr. Demnach müsste ich die Moral des dritten Jahrganges noch heuer absolviren; die Dogmatik bliebe dann für den folgenden. Meine allererste Arbeit aber würde nun sein, den ganzen Stoff der Moraltheologie, welchen meine Herrn Collegen des dritten Jahres mit einiger Bequemlichkeit in zwei Monaten in sich aufgenommen haben, in den nächsten drei Wochen zu verschlingen, um mit ihnen zusammenzukommen. —

Vorläufig habe ich mich bei meinem Herrn Prälaten für die gute Meinung, die er von meinen Fähigkeiten und meiner

Studirlust hegte, als er die Begünstigung höhernorts erwirkte, noch nicht bedankt. Wer weiss, ob es nöthig sein wird.

Heute habe ich nun wirklich das nachträgliche Examen aus der Moraltheologie gemacht. Es dauerte über zwei Stunden, in denen ich fast das ganze Material und ziemlich genau wörtlich aufzusagen hatte. Der Professor, ein sonst als liberal denkender Mann bei den Clerikern angeschrieben, schenkte mir in der That nichts, und war auch nicht schonend in seinen Fragen. Er tadelte das ganze Contrahiren und schien nicht übel Lust zu haben, mich fallen zu lassen. Aber ich hatte aus Ehrgeiz so gründlich gebüffelt, dass er mir nichts anhaben konnte. Um meine individuellen Ansichten wurde ich dabei nicht gefragt; da wäre mir beizukommen gewesen. Ich redete und antwortete, wie sein Buch und das war gut. Nun ist aber auch der beschwerlichste Theil der mir zuertheilten Aufgabe überstanden. Im Uebrigen werde ich schon mitkommen. Aller Augen sind auf mich gerichtet, und ich muss nun schon um jeden Preis fleissig sein.

Mit besonderem Interesse erwäge ich in diesem Augenblicke einen Lehrsatz, welchen heute der Professor der Moraltheologie vorgetragen hat und den ich meinem Gedächtnisse einzuprägen mich eben anschicke. Er betrifft die Gelübde im Allgemeinen und Besonderen.

Da wird unter Anderem gefragt: »Können Kinder sich weigern, die Gelübde zu erfüllen, welche die Eltern ohne deren Zustimmung abgelegt haben?« — Die Antwort lautet: Ja! — Beispiele: Ein Mann legt während einer Krankheit das Gelübde

ab, seinen Sohn eine grosse und beschwerliche Wallfahrt machen oder seine Tochter Nonne werden zu lassen. »*Si non ratum habuerint votum patris filius vel filia*«, — lautet die Antwort — »*et ejus executionem non promiserint, negare licet obedientiam. Nam nemo tenetur exequi votum personale alterius, ad quod se quis non obligaverit.*«

Frage und Antwort lassen mich über diesen Punkt nicht in Zweifel, und verleihen meiner persönlichen Angelegenheit nur um so höhern Werth.

Dagegen heisst es weiter:

»*Etsi quis temerarie emiserit votum, nesciens aut non cogitans austeritatem consequentiæ, sciebat tamen, statum electum esse gravem et abstinentiæ vindicatum.*« —

Das macht mein Bedenken rege.

Die Profess-Formel eines Mönchs ist zwar in allgemeinen Ausdrücken abgefasst, aber man weiss wohl und weiss es allgemein, dass ihr der Sinn der alten Disziplin beizumessen sei. Die neu eingerissene Disziplin ist allerdings milder, ja sie mag hie und da sogar ganz lose und leichtfertig zu nennen sein. Wollte nun Einer dagegen sagen, er habe nur unter Voraussetzung dieser mildern Disziplin seine klösterlichen Gelübde abgelegt, so wäre das doch immerhin ein Gewissensfall, und er müsste sich jederzeit verpflichtet fühlen, auch strenger zu leben, wenn der *usus* es mit sich bringt. Hätte er also auch *bona fide* auf die mildere Praxis seine Profession gemacht, dürfte er doch niemals gegen die Essenz der drei Gelübde fehlen. Das sagt das Schulbuch ganz klar:

» *Vota solemnia obligant sub peccato mortali. Obligatio est juris divini et non humani. Non eadem est obligatio quoad constitutiones monasterii.*«

Aber auch in Bezug auf die Constitutionen des Hauses ist Gehorsam gelobt. Ich muss mich ihnen doch fügen.

Das Ding macht mir Kopfweh. — Alles andere, was noch über die Gelübde gesagt wird, ist weniger wichtig.

Das Gelübde wird als ein Gott gemachtes Versprechen definirt, ein höheres Gut gegen ein Geringeres aufzugeben oder umgekehrt. Es ist entweder unbedingt oder bedingt, für eine bemessene Zeit oder für immer auszusprechen. Man unterscheidet ferner geschwiegene und gesprochene, persönliche und sachliche Gelübde, einfache und feierliche.

Das Recht, von den vielerlei und manigfachen Gelübden zu dispensiren, hat sich der Papst vorbehalten: nur ein ganz kleiner Theil ist den Bischöfen überlassen. Zur Dispensation ist immer ein genügender Grund nöthig, der um so schwerer sein muss, für je wichtiger ein gethanes Gelübde erkannt wird. Ein Klostergelübde kann nur Rom lösen und thut es sehr ungerne.

Der theologische Schulausdruck nennt jedes der drei klösterlichen Gelübde ein *votum solemne explicitum*, dasjenige dagegen, welches man beim Empfange der Priesterweihe ablegt, ein *votum solemne implicitum*. Interessant ist dabei noch Folgendes: Beide *vota*, das *explicitum* sowohl wie das *implicitum*, heben den Ehevertrag derart auf, dass die Ehe null und nichtig wird, sei sie schon vollzogen gewesen vor Ablegung der Gelübde, oder sollte sie erst darnach geschlossen werden. Gelübde anderer Art dagegen lösen die Ehe nicht auf.

Ich weiss hier wirklich nicht, ob es richtig ist, wenn ich aus Obigem auf besondere Fälle folgendermassen schliesse:

Wenn in früheren Zeiten (jetzt geht das — wenigstens bei uns zu Lande — nicht mehr an) ein Ehemann ohne Einwilligung seiner Frau in ein Kloster getreten ist oder die Priesterweihe erhalten hat, so war er hiermit nicht nur geschieden, sondern er war auch gar nicht verheirathet gewesen, d. h. seine frühere Ehe ist null und nichtig geworden. Und wenn ein eigenwillig aus dem Kloster Entlaufener sich nachträglich ver-

heirathet hat, so konnte er gelegentlich ohne Weiteres seine Frau wieder verlassen, denn die Ehe war ungültig.

Ich muss doch einmal den Professor um diesen Casus befragen; er gibt sich gerne mit solchen häcklichen Untersuchungen ab. — Nun aber an's Büffeln!

Den 20. August 1836.

Nach langer Zeit kann ich mich wieder hinsetzen, um mit Ihnen, lieber Herr Professor! in aller Musse zu plaudern und Ihre lieben Briefe zu beantworten. Die Ihnen zugeschickten Abschriften meiner gesammelten Notizen haben Sie erhalten und sind mit denselben zu meiner grossen Freude zufrieden gewesen. Sie wünschten auch, dass ich Ihnen gegenüber niemals von meiner Freimüthigkeit ablassen möchte und wollen es als einen besondern Beweis meiner Freundschaft ansehen. Ich danke Ihnen herzlich für die gute Meinung, die Sie von mir haben; Sie sollen sich niemals in mir getäuscht haben. — Grosse, freudige Hoffnungen erregte in mir die von Ihnen so liebreich ausgesprochene Absicht, mich in naher Zeit an dem Orte meiner Studien zu besuchen. Thuen Sie es ja und kommen Sie ja dahin; das Donauthal ist es werth, dass man es mehrere Male befährt.

Gegenwärtig bin ich auf einige Zeit zu Hause. Es handelt sich darum noch in diesem Monate die Profession abzulegen. Darnach folgt der dritt-vierte Studien-Cursus und endlich — ich denke in 11 Monaten — die Priesterweihe. In jener Zeit aber, in der Sie Ihre Herbstreise machen werden, bin ich ganz sicher wieder in jenem über Alles reizend gelegenen Stifte. Da sollen Sie auch meinen liebenswürdigen und geistreichen Freund Claudius kennen lernen. Mit dem werden Sie — das weiss ich im voraus — sehr, sehr viel abzuhandeln und auszumachen haben. — — — — — — — — — —

Der erste Todesfall unter den Mitgliedern meines Stiftes! Der Pfarrer in ist nach kurzer Krankheit und mit den heil. Sterbesakramenten in aller Ordnung versehen dahin geschieden. Er wird in der Gruft des Stiftes begraben werden. Sein Nachlass soll sehr klein und dabei nicht wohl geordnet sein. Namentlich soll er die Kirchenbücher in der letzten Zeit arg vernachlässigt haben. Doch das alles will man entschuldigen, wenn er nur nicht so viel Schulden hinterlassen hätte, und zwar Schulden beim lieben Gott, die nun von seinen am Leben gebliebenen Mitbrüdern nach und nach abzuzahlen sein werden.

Er war an die siebenzehn Jahre, theils als Cooperator, theils als Pfarrer, in der Seelsorge gewesen, und es hatte sich während dieser langen Zeit in seinem Stipendien-Journal eine Summe von beinahe neun tausend Messen angesammelt, die er zwar gewissenhaft eingetragen, wovon er aber etwa drei tausend aus Mangel an Zeit nicht persolvirt hat. Die Sache war: er hatte mehr Stipendien angenommen, als er in der nächsten Zeit Messen lesen konnte, und war das Plus jährlich immer grösser geworden. Wenn er lange gelebt hätte, worauf er wahrscheinlich gerechnet, würde sich die Sache vielleicht ausgeglichen haben.

Er hatte gewissenhaft jedes Stipendium nach der Reihe des Empfanges, die Intention desselben und den Preis eingeschrieben, auch jedesmal das persolvirte unter Angabe des Datums gestrichen: aber *suma sumarum* bleibt nun ein hübscher Rest übrig, in den sich die lieben Angehörigen nicht mit Freuden zu theilen haben werden. Wie Valerian sagt, ist ohnehin vielen Geistlichen nichts beschwerlicher, als eine Messe umsonst lesen zu müssen. Hier kommen auf einen Jeden beinahe Hundert. Das ist freilich hart.

Wo aber bleibt der gläubige Stipendiumzahler. Die Leute, welche eine Messe auf ihre Meinung und in einer religiösen Absicht lesen lassen, setzen voraus, dass das gleich oder bald geschieht. Sie wohnen auch gewöhnlich der nächst folgenden

Messe in dem Glauben bei, es sei die Ihre, während es vielleicht eine solche ist, die ein Anderer schon längst — vor vielen Jahren — bezahlt hatte. Eine sehr schlimme Sache!

Der Prälat pflegt zu Zeiten auf eine oder die andere der Besitzungen zu fahren und bleibt dann bei dem betreffenden Oberbeamten einige Tage. Er nimmt gerne einen Gesellschafter mit und wählt ihn gewöhnlich aus dem Nachwuchse des Stiftes. Auch ladet er sich dann die ihm zusagende Nachbarschaft dahin ein, und sind das immer einige ganz heitere Tage. Die Kosten, die dieser Besuch verursacht, müssen von dem Rentmeister dem Stifte verrechnet werden, so dass der Beamte, den der Besuch trifft, nur die angenehme Sorge aber keinen Schaden hat.

Gestern hatte mich die Reihe der Begleitung getroffen, und bin ich eben in dem Schlosse

Intressant war mir, wie sich der Prälat während der Fahrt über die Geschichte dieser bedeutendsten Besitzung des Stiftes, die nicht nach uralter Weise durch Fundation oder fromme Erbschaft, sondern durch glücklichen Kauf erworben worden ist, geäussert hat. Als ich nämlich mein Vergnügen über die wildromantische Lage des Schlosses, das trotz der neuen Baulichkeiten noch immer einer mittelalterlichen Ritterburg sehr ähnlich ist und viele Ueherreste der alten Befestigung aufzuweisen hat, äusserte, meinte der Prälat, das sei seiner Zeit ein Hauptnest der lutherischen Umtriebe in Oesterreich gewesen. Beinahe wäre das ganze Land durch die neue Lehre angesteckt worden. Hier hätten die protestantischen Ritter und Barone ihre geheimen Conventikel und Berathungen gehalten. Da hätten sie ihre Buchdruckereien gehabt, und von hier aus nicht nur die Ländereien mit ihren Schriften überschwemmt, sondern auch die stürmischen Petitionen an den Kaiser in Wien geschickt. Doch

seien die Besitzer des Schlosses und der dazu gehörigen Güter dabei sehr heruntergekommen, und schliesslich hätte das Stift mit grosser Leichtigkeit deren Besitzungen an sich gekauft. Er fügte hinzu: »So dreht sich manchmal die Weltgeschichte ganz um und um. Unser Stift war damals, als das Lutherthum im Lande wüthete, wie eine kleine Insel mitten im stürmischen Meere und hatte vollauf zu thun, um sich zu erhalten und um von den brandenden Fluthen nicht verschlungen zu werden. Durch mehr als 20 Jahre meldete sich kein Mensch zum Priesterthum und zum Klosterleben. Alle Schullehrer waren lutherisch und alle Unterthanen widerspenstig. Von Abgaben oder Gehorsam war keine Rede. Das Elend dauerte lange Zeit, nahm aber doch mit Hülfe Gottes und der kaiserlichen Macht sein Ende. Die Jesuiten haben sich da auch grosse Verdienste erworben. — Gegenwärtig finden Sie hier in der ganzen Gegend keinen Lutheraner. Da, wo einst nicht nur alle Edelleute sondern auch deren Unterthanen lutherisch waren, und die nahe Stadt, von damals mehr als dreimal soviel Einwohnern, durchweg antikatholisch geworden war, finden Sie jetzt nur Katholiken. Das Rebellenschloss mit allem Zubehör hat unser Stift — wie ich schon sagte — bei guter Gelegenheit und billig erworben, und es ist nur Schade, dass sich meine Vorgänger damals haben die nächste, noch viel einträglichere Herrschaft aus Furcht vor zuviel Schulden entgehen lassen. Das wäre eine Abrundung unserer Besitzungen gewesen, die wir jetzt vergebens wünschen.«

»Unser B a d e r — bemerkte ich zögernd dem Prälaten — soll, wie man im Stillen munkelt, Protestant sein.«

»Das mag wohl sein;« — antwortete der Prälat. — »Ein in Oesterreich eingewanderter Schwabe, fand er bei uns als Arzt Anstellung. Er hat aber, wie Sie wissen werden, eine katholische Frau und seine Kinder werden katholisch erzogen. Er selber benimmt sich so vernünftig, dass ihn Jedermann, der es nicht anders weiss, für einen guten Katholiken halten

muss. Er besucht fleissig die Messe und Predigt und macht Alles mit, nur geht er nicht zur Beichte. Er liesse sich, wenn es darauf ankäme, conventiren, aber sein stilles Lutherthum verschlägt uns gar nichts. Ein öffentliches Bekenntniss seines Glaubens hätte daher auch gar nichts zu bedeuten.«

Als sich dann das Thema der Unterhaltung auf die Stiftungen lenkte, durch die das Stift zu seinem Vermögen gekommen ist, sagte der Prälat: »Bilden Sie sich nur nicht etwa ein, dass alle einstigen Vermächtnisse, die dem Stifte zufielen, auch unter allen Umständen profitabel blieben. Manche ganz bedeutende Lasten, die jetzt das Stift zu tragen hat, stammen von daher. Was einst Wohlthat war und auch in dieser Absicht dem Hause zugemittelt wurde, hat sich im Wechsel der Zeitverhältnisse in Schaden und Nachtheil verwandelt, und wir haben jetzt genug zu thun um das Gleichgewicht zu erhalten.«

Er erzählte mir beispielsweise, wie das Stift die Pfarrei . . . nebst den dazu gehörigen Aeckern und Wiesen unter der Bedingung erhalten habe, dass es die auf andern Besitzungen des Gebers haftenden Steuern, die seiner Zeit nur ganz gering waren, übernehme. Unsere Verpflichtung bestehe noch und sei — da die Steuer-Last seitdem sich verzehnfacht habe und noch beständig zunehme, ein schweres *onus* geworden. Ebenso sei in aus einer kleinen Revenue von 105 Gulden mit der Zeit eine jährliche Ausgabe von wenigstens 300 geworden. Da sei ein Spital, in welchem etwa sechs alte Frauen auf Lebenszeit und auf Kosten der Herrschaft versorgt würden. Das Stift hätte es seiner Zeit für die genannte Stiftung übernommen einen Geistlichen zu bestellen, der in der Kapelle dieses Spitals den sechs Frauen täglich die Messe zu lesen habe. Damals hätte aber ein Geistlicher nicht soviel gekostet wie jetzt; das Spital liege weit ab vom Dorfe und von der Pfarre; diese sei so klein und gering dotirt, dass sie neben dem Pfarrer nicht noch einen Cooperator erhalten könne; um jener Stiftung und dieser wenigen

Weiber willen müsse aber beständig ein zweiter Geistlicher da sein, und das Stift sei demnach genöthigt, ihn zu erhalten. Das schlimmste sei dabei, dass ein solcher da so gut wie nichts zu thun habe.

Er sagte dann noch Manches über die Wunderlichkeit alter Zeiten, und wie sich so manche geistliche Stiftungen in der Gegenwart ganz anders ausnähmen, als sie ursprünglich gedacht gewesen seien.

In der Regel lauteten die alten Stiftungsurkunden in einem Punkte ziemlich gleich. Kinderlose Ritter und Adelige hätten den Geistlichen irgend einen grösseren oder kleineren Theil der Habe unter der Bedingung verschrieben, dass für ihr Seelenheil Messen gelesen oder sonst Gebete verrichtet und ihre Leichname im Kloster begraben würden. Manchmal sei aber auch ein anderes Motiv angegeben oder die Stiftung beziehe sich auf kleinliche Schenkungen. So z. B. habe einst ein Ritter laut der im Archiv der Prälatur noch vorhandenen Urkunde dem Stifte einen Hof vermacht, weil er seinen Eltern nicht nachstehen wollte, die den »Münichen« auch etwas geschenkt hätten, und ein Anderer habe für ewige Zeiten festgesetzt, dass derjenige Priester, welcher das *anniversarium* für dessen arme Seele zu verrichten habe, dafür jedesmal Morgens drei Eier, Abends eine Portion Prälatenwein und an Fasttagen ein Stück Fisch erhalten solle.

Der Herr Prälat war überhaupt auf der ganzen Fahrt zum Schlosse sehr heiterer Laune, erzählte mancherlei und liess sich von mir erzählen.

Heute habe ich bei sich bietender Gelegenheit den Schlossverwalter, einen freundlichen, zuvorkommenden Mann, gebeten, zu gestatten, dass ich den Inhalt des Schloss-Archivs etwas durchstöbere. Die Erzählungen des Prälaten hatten mich neugierig gemacht, und ich vermuthete, im Schlosse zahlreiche Documente aus jener Zeit, in welcher daselbst die Lutherischen

ihr Wesen getrieben haben, zu finden. Ich wollte mich darüber genauer instruiren. — Auf mein Gesuch sah mich der kleine, dicke Herr grossmächtig an und sagte lachend: »Hat sich was Archiv studiren! Wir haben auch nicht einen handbreiten Wisch, der über die Vergangenheit des Schlosses Auskunft gäbe. Entweder haben die Protestanten, als sie diese Herrschaft dem Stifte verkauften, sämmtliche Scripturen mitgenommen, oder die Schwarzen haben alles vorgefundene verbrannt. Jedenfalls finden S' hier nix.«

Wir haben hier seit gestern einen eigenthümlichen Besuch, den Bischof von Augsburg. Er bereist die österreichischen Benediktiner-Stifter, um Rekruten für die neu zu errichtenden Klöster, denen der König von Baiern nach und nach die Lehranstalten des Landes zu übergeben Willens sein soll, anzuwerben. Des Bischofs Bemühungen sind bisher erfolgreich gewesen. Es haben sich in verschiedenen Conventen Freiwillige gefunden, die nach Baiern übertreten wollen, und die Herrn Prälaten sollen sämmtlich das Unternehmen begünstigen. Bei uns hat nur P. Gideon seine Bereitwilligkeit zu erkennen gegeben, der Herr Prälat soll sich aber noch nicht dafür entschieden haben.

Frohe Laune ist eine köstliche Gottesgabe. Wenn sie mir nur auch in dem reichen Maasse zutheil geworden wäre, wie dem P. Valerian!

Als ich gestern nach dem Abendessen in der grossen Allee, unserem gewöhnlichen Spaziergange, mit dem P. Küchenmeister plaudernd hin und her ging, kamen Valerian und sein Gast, der Pfarrer seines Geburtsortes, ein Weltpriester, von einem

Ausfluge, den sie den Tag über in die Umgegend gemacht hatten, nach Hause gefahren.

Auf einen Wink des P. Gastmeisters hielt der Kutscher an, und jener sagte zu den Ankommenden, welche ausstiegen: »Haben denn die Herrn auch was zu Abend g'speist?« — »Nein, Reverendissime! — erwiederte schnell Valerian — nicht 'n Bischen; wir sind hungrig wie die Wölfe.« — »No, so gehn S' nur 'rauf zu mir; ich werd' gleich der Köchin sagen, dass s' was besorgen soll. Sie können auch mit kommen,« fügte er zu mir gewendet hinzu und eilte davon.

Wir gingen in seine Wohnung; dazu gesellte sich noch P. Spiridion, der Hofmeister.

Während wir nun daselbst verweilten, ging Valerian singend und pfeifend von Wand zu Wand und betrachtete die daran hängenden Kupferstiche, Darstellungen aus dem wunderreichen Leben des heil. Benedikts. Plötzlich rief er, schelmisch lächelnd: »Ich muss doch einmal nachsehen, ob denn der P. Küchen- und Kellermeister sein geheimes Secretariat noch immer in guter Ordnung hält.« Dabei trat er an ein am mittleren Fensterpfeiler im schwarzbraunen Rahmen hängendes Oelgemälde, die Auferstehung des Lazarus darstellend, und drückte an einer verborgenen Feder. Das Bild kam in Bewegung wie eine sich öffnende Thür, und man sah in das Innere einer Art ausgemauerten Wandschranks, in welchem sich allerhand Esssachen, angeschnittene Torten, Ueberreste von gebratenem Geflügel u. dgl. befanden. Valerian drückte das Bild wieder in die Feder und meinte, »der gute Amoros halte noch treu an der schönen Sitte, für ausserordentliche Fälle stets mit einigen Kleinigkeiten versorgt zu sein; man könne ja nicht wissen, ob oder wann ein unvermutheter Appetit zu Besuch komme.« —

Nun kam der P. Gastmeister; ihm auf der Ferse nach ein Küchenmädchen, das den Tisch deckte. »Das ist doch mal ein Küchen- und Kellermeister, wie ihn die Regula vorschreibt —

sagte Valerian, indem er den dicken Herrn mit beiden Händen schmeichelnd an den Hüften fasste — Wort für Wort trifft alles zu: *Cellerarius curam gerat de omnibus, cum omni solicitudine autem pauperum.*« — »Sie sind doch nicht einer von den Armen?« — entgegnete der P. Gastmeister. »Hungrig und durstig, Reverendissime! und das sind die ersten Bestandtheile der Armuth. Darum befiehlt auch die Regula: »*Dentur, quæ danda sunt, ut nemo perturbetur aut contristetur.*« — »Schauen S' mal, wie pfiffig!« — lachte der Gastmeister. — »O, ich kann Ihnen noch mehr sagen: »*Scimus sine dubio, quia pro his omnibus in die judicii rationem redditurus sit.*« — Aber zittern Sie nicht, lieber Amoros! bei Ihrer Güte und Freundlichkeit kann für Sie in jener glorreichen Stunde der allgemeinen Abrechnung nur himmlischer Lohn abfallen.« — »Ob's mal dafür auch was geben wird — antwortete phlegmatisch P. Amoros — weiss ich g'rad nicht: ich thue halt meine Schuldigkeit und thue 's gern.« — »Welch rührend bescheidene Antwort« — wendete sich Valerian zu den Andern — »auch wieder nach der Regula: *Sermo bonus super datum optimum.* — Und so ist Ihnen der Gottesmann als Keller-, Küchen- und Gastmeister berühmt und gepriesen im ganzen Viertel. *Exit sonus in omnem terram!* — man hört seinen süssen Namen noch, eh' man das Stift zu sehen kriegt.« — »No, no, das wird mir halt z' viel, das Aufschneiden. Aber wissen S' Valerian! weil Sie's so g'nau verstehn, wie der Küchen- und Kellermeister beschaffen sein soll, so können S' mein Amt übernehmen, wenn ich über kurz oder lang abgeh. Ich werd Sie dem Herrn Prälaten vorschlagen.« — »Warum nicht,« — war Valerians scherzhafte Antwort — »wenn ich dazu nicht zu mager befunden werde. Zu einem solchen Amt gehört auch eine ansehnliche Ausstattung.« —

Das Essen war aufgetragen und wir setzten uns alle zu den zwei Hungrigen, für welche es bestimmt war, an den runden Tisch. Wir assen nicht, aber wir tranken mit. Valerian

führte fast immer das Wort, und während wir über das »böse Maulwerk« lachten, wie sich P. Spiridion ausdrückte, wurde jener immer ausgelassener. »Ein ächter Benediktiner« — sagte er unter Anderem und steckte dabei ein grosses Stück Braten in den Mund — »ein ächter Benediktiner muss auch mit gehöriger Andacht essen und trinken. Der gebildete Mann thut es mit Anstand und Mässigung, aber der Benediktiner mit Andacht. Ehe er trinkt, macht er ein unsichtbares Kreuz über den Becher, um den Teufel auszutreiben. Ein ächter Benediktiner — fuhr er fort, das Glas ergreifend und den P. Spiridion fixirend — lacht auch nicht während des Essens und lässt keine *Jocosa* über seine Lippen. Er lächelt höchstens 'n Bischen, wenn's ihm zuviel wird, und treibt den Scherzteufel von dannen.« — »Aber warum thun Sie das nicht, lieber Valerian,« — sagte Spiridion halb ernst, — »was man für gut und recht erkennt, soll man auch üben.« — »Ich? Weil ich noch kein ächter Benediktiner bin und erst ächt gemacht werden muss. Ich warte noch immer aufs Propfen und Oculiren. Aber aus so einem Waldbaum wird, glaub' ich, seine Lebtag kein Obstbaum.« — »Warum nicht — entgegnete der Andere — bei Gott ist alles möglich, wenn man das rechte Vertrauen hat.« — »Ja, wenn, wenn — unterbrach ihn Valerian — wenn die Katz' Flügel hätt', bliebe kein Spatz in der Luft. Wenn wir das rechte Vertrauen hätten, brauchten wir gar keins.« — Spiridion schüttelte halb unwillig, halb resignirt den Kopf und schwieg.

»Sie seh ich schon — sagte der Gastmeister zu Valerian — mit Ihrem gottlosen Zweifel und Unglauben in den Krallen des Teufels.« — »Das glaub ich selber — war die Antwort — dass er mich haben könnte, wenn er nicht, wie weltbekannt ist und wir alle wissen, ein dummer Teufel wär. Ist er schon so oft um die guten armen Seelen geprellt worden, so soll er die Meine auch nicht kriegen. Auch ich will ihn an seiner langen, oft gedrehten Nase irre führen. Im schlimmsten Fall erbarmt

sich einer meiner geweihten Brüder und vertreibt ihn mit einem Donnerndem: Hebe dich hinweg, Satanas! *in nomine* u. s. w. Bis jetzt bin ich übrigens mit ihm ganz gut fertig geworden. Wenn er mich reizt, spuck ich nicht aus, wie man's von Alters her zu thun gewohnt ist, bete nicht, faste nicht, geissle mich auch nicht, wie 's mal die Regula vorgeschrieben hat, sondern ich thue, was er haben will, und dann lässt er mich in Ruh. Aber, Reverendissime Amorose! — wendete er sich plötzlich an den P. Gastmeister — möchten Sie denn nicht, schon um Ihres lieblichen Namens willen, so gut sein und einen Blick in Ihre werthvolle Bibliothek thun. Schon lange hab ich mich nach dem glücklichen Augenblick gesehnt, wieder mal ein Kapitel aus der heiligen Schrift zu lesen, die Sie da in einer besonderen Ausgabe — Sie wissen schon — besitzen.« —

Der Gastmeister nickte lachend und ging vom Tische. Wir sahen ihm nach. In einer Ecke des grossen Zimmers hob er eine Fallthür auf, stieg eine Treppe hinab und verschwand. Bald kam er aber wieder und hielt zwei mit Staub bedeckte Flaschen in den Armen, die er dann, sorgfälltig mit einer Serviette gereinigt, auf den Tisch stellte. Valerian aber sprang rasch hinzu und legte die Fallthür mit der Bemerkung, »dass der *Spiritus familiaris* sich nicht verunreinige« — in ihre Fugen nieder.

Als der feurige Ungar herumgereicht wurde, und Valerian seine Lippen benetzt hatte, fragte er den P. Kellermeister, ob denn diese zwei Flaschen auch der Staatsbuchhaltung verrechnet würden? »Wäre dass der Fall — meinte er — könnte er mir nicht halb so gut schmecken.« — Der Gastmeister lachte und erwiederte, der gehe die dort oben nichts an. — »Wo sind die glückseligen Zeiten — seufzte Valerian mit komischem Ernst — als sich der Staat um die Haushaltung seiner Stifter und Klöster noch nicht kümmerte und als noch — wie unser Senior erzählt — die jährliche Kellerrechnung mit Kreide auf

jedem Fasse geschrieben stand: *datum* angezapft, *datum* ausgetrunken.« —

»Jetzt ist's freilich anders — erwiederte P. Amoros — und unser Einer kann um Neujahr 'n sechs Wochen zubringen, bis er die Weinrechnung so, wie's der Staatsbuchhaltung passt, zusammengestoppelt hat.« — »Aber aufschreiben können Hochwürden doch, was Sie wollen; nicht wahr? — wendete Valerian ein — wenn nur die Rechnung stimmt.« — »Sagen S' das nicht. Wenn was z' viel wird, kommen die Monita.« — »Dann macht man's so, wie's der vorige Hofmeister gemacht hat.« — »Wie hat's denn der gemacht?« — »Das will ich Ihnen sagen. Als er den Meierknechten zu ihrer Livree bordirte Hüte kaufte, damit sie, wenn es mal viele geistliche Fuhren giebt und sie aushelfen müssen, nicht so lumpig aussehen, da hat ihm die Staatsbuchhaltung 21 Gulden und etliche Kreuzer für die unerlaubte Neuerung gestrichen. Aber im nächsten Jahr brachte der pfiffige Hofmeister diesen Rest und auch die neue Hutrechnung ins Sauerkraut; da konnten die Herrn nichts finden und moniren. So hat er's mit dem Salz gemacht. Wenn er Auslagen hatte, die ihm nicht bewilligt waren, mussten die Pferde, Kühe und Schafe mehr Salz geleckt haben, damit die Rechnung stimmte. Im Nothfall war so und soviel in die Brunnen zur Verbesserung des Wassers oder in die Eisgrube zur Befestigung des Eises verwendet worden. Da muss man sich halt zu helfen wissen.« —

Der P. Küchen- und Kellermeister sagte nichts dazu, aber seine heitere Miene verrieth, dass er die Sache kenne.

Gestern war ich mit Valerian nach Mittag fortgegangen, um in dem reizenden Gebirgsthale beim Hammerschmied einen Besuch zu machen. Dieser verzögerte sich bis in die Nacht. Unter allerhand Geplauder und beim Glase Wein war die Zeit

vergangen nnd die Nacht hereingebrochen. Ans Nachhausegehen wurde zwar gedacht, aber erst als die Hauptsache, nämlich die Anwesenheit beim Abendtische, schon verspätet war. Der Prälat ist verreist und mit dem Prior kann man schon einen kleinen Verweis wagen. Als wir also gesehen haben, dass wir zur Conventtafel doch zu spät kommen würden — wir hatten eine gute Stunde Weges zu gehen — resignirten wir uns kurz noch zu bleiben. Erst gegen Mitternacht brachen wir auf.

Es war ein bezaubernder Eindruck, den der Anblick der Berge und Felsen, des rieselnden Gebirgswassers und des Hochwaldes im Mondenschein auf mich machte. Und diese heilige Stille, diese Einsamkeit!

Als wir der Klosterpforte nahe kamen, überlegten wir erst, was zu thun sei. Valerian konnte als Priester mit einigem Rechte den ersten und zweiten Pförtner wecken; der erste schläft in seiner Pforte am grossen Thore und hat den Schlüssel zum Oeffnen bei sich; der Andere dagegen muss ihn erst aus dem Zimmer des Priors holen, wodurch dieser erfahren kann, was die Veranlassung der nächtlichen Störung sei. Ein Priester findet leicht Entschuldigung. Die Hauptrücksicht nimmt man dabei auf die Domestiken nnd das Gerede der Hausleute. Das späte Nachhausekommen eines Clerikers, der noch nicht einmal Profess gemacht hat, ist aber eine nach allen Seiten hin ärgerliche Sache und findet eine bedeutende Rüge, wenn nicht sogar grössere Folgen daraus hervorgehen. Hat derselbe z. B. einen Gegner im Capitel, so kann der auf Grund des nächtlichen Ausbleibens seine gänzliche Entlassung verlangen. — Das alles bedachte Valerian und wusste schliesslich auch das nöthige Hilfsmittel. Er führte mich an eine ihm wohl bekannte Stelle der den Conventgarten umgebenden Mauer, zeigte mir die in derselben ausgebrochenen Stellen, half, dass ich sie erkletterte, und als ich glücklich oben angelangt war, musste ich den Sprung wagen. Springen Sie aber auf die Fussspitzen und ja nicht auf die

Fersen, denn das gäbe Ihnen eine zu grosse körperliche Erschütterung — rief er mir noch leise hinzu, und plumps! — lag ich unten im Grase. Ich bin glücklich gefallen und befand mich nun innerhalb der Clausur. Dann ging ich, so leise als möglich, durch mir bekannte Gartengänge in den zahlreich abgefallenen Baumblätter rauschend, bis zu jener Thüre, welche vom Kreuzgange in den Garten führt und so verschlossen ist, dass sie von der Gartenseite ohne Schlüssel nicht geöffnet werden kann. Ich musste da lange warten, bis die grosse Glocke an der Pforte erschallte, ein Zeichen für mich, dass Valerian nahe. Ich hörte den Pförtner zum Prior hinschlarpfen, dann wieder nach guter Weile zurückkommen und die Pforte öffnen. Valerian kam aber noch nicht, mich zu erlösen. Er ging erst auf sein Zimmer. Unterdessen schritt der Pförtner wieder zum Prior den Schlüssel abzugeben, blieb da wahrscheinlich des Examens halber, wer so spät nach Hause gekommen sei und unter welchen Umständen? und ging endlich wieder zurück. Nun alles stille geworden, kam auch Valerian mich von dem höchst langweiligen Warten zu erlösen. —

Heute musste ich nun dem Prior auf Befragen, warum ich gestern beim Abendtisch gefehlt habe, vorlügen, ich hätte heftige Kopfschmerzen gehabt und mich zu Bette gelegt. Er glaubte es mir und billigte meine Vorsicht, in dem er hinzufügte: *Principiis obsta!* Mein Diener dagegen weiss ganz genau, wie sich die Sache verhält, ist aber schweigsam wie gewöhnlich. Er weiss überhaupt von Allen Alles, verräth aber nie etwas; dafür sind auch seine Herrn alle von ihm abhängig — nicht zu seinem Schaden.

Da sitze ich nun wieder einmal einsam in meinem Zimmer und halte dreitägige Exercitien, welche der Ablegung der Kloster-

gelübde vorhergehen. Ich halte Exercitien, das heisst, ich bereite mich vor. Die Vorbereitung soll in Meditation, Beichte, Busse und Fasten bestehen. Das Letzte hat man mir erlassen; wenigstens traf mein guter Prior keine Anordnungen, die sich darauf beziehen könnten. Ich gehe Mittags und Abends mit allen Andern zu Tische und esse, wie und was sie essen. Busse und Beichte wird eine halbe Stunde vor der entscheidenden Ceremonie in möglichster Kürze, wie sie sonst üblich ist, erledigt werden. Mit den auferlegten schriftlichen Meditationen bin ich längst fertig. Der Prior hatte mir drei Fragen vorgelegt, und ich habe sie so umständlich als möglich beantwortet. Ich bin dessen gewiss, dass Niemand meine Beantwortung durchlesen wird, eben weil sie ausführlich und — langweilig ist. Es handelt sich auch nur — wie mir Valerian wiederholt versicherte, und selbst der Prior halb verblümt zu erkennen gab — um Erfüllung einer zur leeren Form ausgearteten, aber gut gemeinten, alten Anordnung.

Die eigentliche Meditation, das Nachdenken über den entscheidenden Schritt, den ich thun will, die Untersuchung meiner Fähigkeit dazu, die Ueberlegung, ob ich ihn thun oder unterlassen soll — das wurde mir anheimgegeben oder vielmehr, davon war eigentlich nicht die Rede.

Es versteht sich von selbst und ist als ausgemacht anzusehen, dass ich die Gelübde ablegen werde; darum bin ich zn den Exercitien zugelassen worden. Hätte man den mindesten Zweifel an meinem entschiedenen Willen, so gäbe es keine solche Vorbereitung.

In Betreff der Meditation also handelt es sich fast ebenso nur um eine Form. Freilich, vom Standpunkte des Rechts könnte ich mir die Sache noch immer anders überlegen und selbst im Augenblicke der Ceremonie mein Gewand ausziehen und sagen: Ich will nicht. Niemand dürfte es wehren, denn noch wäre ich nicht gebunden. Aber es wäre nicht mehr

ehrenhaft — ich meine nach den klösterlichen Begriffen von Ehrenhaftigkeit, und nicht nach den weltlichen — im letzten Augenblicke und vor dem Altare umzukehren. Nach dieser Seite hin ist die Sache also vollständig abgemacht.

Mit meinen offiziellen Meditationen, gedanklich, mündlich, schriftlich, bin ich demnach fertig. Die besonderen Glossen und Ideen, welche mir noch etwa durch den Kopf gehen, gehören eigentlich gar nicht zur Sache, sondern sind meine Privatunterhaltungen, meine Zerstreuung, mein Zeitvertreib. Ab und zu setze ich mich hin und mache Notizen, die aber Niemand lesen soll.

Auch die Professformel, oder die kleine Rede, in welcher ich die drei Gelübde zu halten verspreche, ist schon sauber und nach Vorschrift auf Pergamentpapier abgeschrieben. Sie ist es, die mein Nachdenken noch einigermassen in Anspruch nimmt; aber die Stimmung, in welche mich ihr Inhalt versetzt, ist von jenem heiligen Ernst weit entfernt, den man von ihr nach gewöhnlicher Voraussetzung erwarten müsste.

Ich bin gar nicht ernst gestimmt und mir ist nicht im Geringsten so zu Muthe, als sollte die Ablegung der Gelübde in meinen Lebensschicksalen nur das Mindeste ändern. Ich war bei meinem Eintritt in das Probejahr und vor der Einkleidung ernster und wehmüthiger gestimmt. Freilich, das war auch der allererste Schritt: der ist immer schwerer als der zweite oder dritte.

Beim Abschreiben der Professformel sah ich übrigens zum erstenmal ein, dass dieselbe überhaupt und vorzüglich in Bezug auf strenge Bezeichnung des Wesentlichen, der Gelübde selbst, namentlich aber des zweiten und dritten Versprechens sehr ungenau ist und eigentlich oder deutlich das gar nicht ausspricht, was sie soll, was man von mir fordert oder was ich zu leisten gesonnen bin.

Die feierliche Zusage, von der in der Welt so viel Auf-

hebens und Lärmens gemacht wird, heisst wörtlich und dem Ordensstatut gemäss:

Promitto obedientiam,
conversionem morum,
stabilitatem loci.

Was ist der Sinn dieser drei Ausdrücke? — Ich weiss nicht, wie ich dazu gekommen bin, mir einzubilden, dass der Ausdruck, mit welchem ich die drei Eide, den des Gehorsams, den der Armuth und den der Keuschheit, aussprechen werde, ganz strenge und wörtlich lauten würden. An dieser meiner Einbildung mag die Ehrlichkeit Schuld sein, mit welcher ich von meinen Eltern erzogen worden bin, und der gemäss man redet wie man, denkt und ausspricht, was man will, und wenn man nichts sagen oder versprechen will, schweigt. Verblümte, vieldeutige Redensarten hätte ich am wenigsten hier gesucht, wo ich wie vor Gottes Thron treten soll, um etwas zu geloben.

Es liegt ein Buch vor meinen Augen, worin Betrachtungen über Hochwichtigkeit und Heiligkeit der Klostergelübde angestellt sind. Da heisst es unter Anderem auch, sie seien die offenbarsten Gegensätze der drei menschlichen Hauptfehler: des Hochmuths oder der Selbstsucht, der Habsucht und der Lüsternheit, Lustsucht. Wenn das aber der Fall wäre, was brauchte es der besonderen Gelübde? — Diesen Lastern nach allen Kräften zu widerstehen, gebietet jedwedem Menschen die einfachste und natürlichste Moral. Was hätte dann der Mönch in Erfüllung dieser sittlichen Aufgabe vor dem Laien voraus? Gewiss nichts. — Aber ordinär sittlich zu werden, scheint eben nicht sein Beruf zu sein. Die Gelübde müssen also jedenfalls eine Uebertreibung des Gewöhnlichen, ein übermenschliches Streben zu bedeuten haben.

Freilich, wenn ich daran denke, was Freund Claudius davon hält, möchte ich dieses hier im Buche so hochgepriesene Bestreben, übermenschlich sittlich zu sein, für eine Verirrung

halten. Er sagte mir, noch kurz vorher, ehe ich nach Hause reiste, »das Gelübde des Gehorsams werde gemeiniglich zum moralischen Selbstmord, das der Keuschheit zum Grab der Sittlichkeit und das der Armuth zur Quelle einer besonders hässlichen Art von Habsucht.« —

Darüber will ich mir jetzt den Kopf nicht zerbrechen, will vielmehr denken, es brauche die Sache jedenfalls nicht so schlimm zu werden, wie Claudius meint. Was mich — wie gesagt — am meisten alterirt, ist die Unklarheit und Unbestimmtheit der Worte, die den Kern meiner abzulegenden Gelübde bilden sollen.

Ueber den Ausdruck *obedientia* kann allerdings kein Zweifel sein: er bedeutet Gehorsam, nicht mehr und weniger. Ich brauche mir nicht zu sagen, dass dieser Gehorsam ein vollständiger sein muss, denn ich halte dafür, dass ein solcher, der nicht vollständig, eigentlich auch kein Gehorsam ist. Gehorsam ist Gehorsam, ob er einem Abte oder einem Soldatenobersten, einem Oberbeamten oder Fabrikherrn, einem gütigen Herrscher oder einem Tyrannen gelobt wird. Ich glaube, dass sich an dem Wort und Begriff nichts mäkeln lässt, und dass es nichts helfen würde, wenn Einer auch die Weisheit der ganzen Welt daran verwenden wollte. Dagegen finde ich aber auch wieder in diesem Gelübde des Gehorsams nichts Unerhörtes, Ausserordentliches, Ausserweltliches, nichts spezifisch Klösterliches oder Mönchisches. Gehorsam ist die Seele alles Lebens und Schaffens. Mit seiner Hülfe erzieht das Menschengeschlecht seine Nachkommen. Er ist die erste und letzte Bedingung des Soldaten- und Beamtenthums und aller bürgerlichen und staatlichen Verhältnisse. Er erhält nicht nur die Organisation der Gesellschaft, sondern auch die der ganzen Welt. Gehorsam ist des All's Leben; jede Creatur gehorcht dem Gesetze der Natur und ist beständig gehorsam.

Was ist dabei Besonderes, wenn ich im Allgemeinen und ohne Angabe besonderer Fälle dem Vorgesetzten Gehorsam ver-

spreche? — Gehorchen musste ich auch ausserhalb des Klosters in jedem Stande und Amte. Ich musste unterthan sein, weil ich weder geborener Freiherr noch reich bin. Daher kann ich über das Wort mit Leichtigkeit hinweggehen und ebenso ohne Bedenken Gehorsam versprechen, wie Einer, der zwar kein Mönch werden will, aber jedenfalls in ein weltliches Verhältniss der Unterordnung tritt.

Merkwürdiger Weise war in alten Zeiten immer nur von diesem Einen Gelübde die Rede. Die Mönche haben damals auch nicht Gehorsam für ihre ganze Lebenszeit gelobt, nicht wie ich und alle Andern meiner Zeit schon in ihrer Jugend. Doch — was kann mich die Vergangenheit angehen, wenn ich es nun einmal mit der Gegenwart zu thun habe. Die Sache ist einfach und klar. Aus Einem zeitweiligen sind nach und nach drei lebenslängliche Gelübde geworden.

In klösterlichen Erbauungsschriften steht freilich eine Erklärung zu lesen, die Einem für den ersten Augenblick schwer aufs Herz fallen könnte, wenn sie richtig wäre, nämlich die: der Mönch sei dadurch, dass er das Gelübde des unbedingten Gehorsams abgelegt habe, nicht und nichts mehr in der Welt und gehöre nur Gott an. Aber das ist in der Wirklichkeit und Praxis nicht wahr. Die Mönche sammt und sonders leben in und mit der Welt — mindestens unter gegenwärtigen Zeit- und Ortsverhältnissen; ja, man muss sagen, sie gehören ihr an wenn gleich nur als Mönche. Möge sich Einer als Gott allein angehörig betrachten, die Welt lässt ihn nicht los, selbst dann nicht, wenn er stirbt. Aber auch er wird von ihr nicht materiell lassen ausser vielleicht, wenn er betet. Dagegen leuchtet mir vollkommen ein, was die heiligen Ermahnungen zum Ruhm und Verdienst eines unbedingten Gehorsams zählen, der rechte Gehorsam sei sündenlos, die Aufhebung seines eigenen Willens schliesse alle Verantwortlichkeit aus, sie falle auf den, der zu befehlen

habe. Der Abt habe alle Sünden allein zu tragen, wenn ihm seine Mönche strenge gehorchen. Eine köstliche Idee!

Nicht so leicht wie mit der »*obedientia*,« kann ich mit der »*conversio morum*« mit mir ins Reine kommen. Wenn ich die zwei Worte schulmässig einfach übersetze, wie ich es gelernt, so lauten sie zu deutsch: »Bekehrung der Sitten« und kann ich darunter nur die Besserung schlechter, weltlicher, ungeistlicher oder unklösterlicher Eigenheiten verstehen. In den beiden Worten liegt vorläufig nicht mehr.

Doch stosse ich da schon auf eine Schwierigkeit des Verständnisses. Besserung kann ja einen unendlich weiten oder sehr engen Begriff haben, eben so weit oder eng wie das Böse und Schlechte selber. Nun vermag ich zwar Vermuthungen aufzustellen, aber in den Worten ist nicht gesagt, wie weit die Besserung hier im Kloster gehen soll.

Da möchte ich aber den sehen, der mir auf meine Frage nach der Bedeutung der Worte und ohne dass ihm Jemand es vorgesagt hätte — herausfände, darunter sei »Keuschheit« und »Ehelosigkeit« zu verstehen. — Mir hat man es vorher vielfach versichert und ich kann nicht läugnen, dass ich es weiss. Ich werde demnach, im gegebenen Sinne, mit unpassenden Worten den Cölibat geloben. Dieser mir beigebrachte Begriff wird auch zeitlebens fest zu halten sein. — Oder sollte ich mir mehr auferlegen müssen, als das canonische Recht verlangt? — Müsste ich noch viel mehr versprechen als ich aussprechen kann? — Was Alles soll es sein, dem ich zu entsagen habe? — Ich muss aufrichtig gestehen, dass ich es nicht recht weiss. Ich denke dies und das. Aber was ist das Eigentliche? — Im Wortlaut ist es nicht zu erkennen.

Was ich will, ist: ehelos und so keusch leben als es einem Menschen naturgemäss möglich ist, nicht frömmer sein, als alle Andern, und nicht etwas für alle nur denkbaren Fälle geloben,

von dem mir jetzt noch nicht einmal bekannt ist, ob ich es jemals halten könnte. —

Aber ich habe gut reden! Wer frägt mich darum, was ich in meinen Gedanken vorhabe? — Wer kann mir die Gedanken geben, welche ich haben soll? — Ich bin mir allein überlassen und habe darauf zu achten, wie ich mit meinem Gewissen am besten fertig werde.

Am allereigenthümlichsten geht es mir jedoch mit der »*stabilitas loci*«. Jeder, der nur einen schwachen Anlauf genommen hat, die alte Römersprache zu erlernen, weiss, dass die zwei Worte »*stabilitas loci*« nichts anderes bedeuten als höchstens Beharrlichkeit in einem und demselben Aufenthalte. Wenn aber vom dritten Gelübde im kirchlichen Sinne die Rede ist, nennt man es »Armuth«. Ich soll demnach »*stabilitatem loci*« — »das Ausharren in diesem Kloster« — versprechen und darunter auch nebenbei die klösterliche Armuth verstehen? — Das ist doch kaum möglich. Ein Versprechen hier zeitlebens zu bleiben, ist ein nothwendiges und gerechtfertigtes. Es ist für sich allein schwer und bedeutend genug. Soll ich mich nun an das Wort und die übliche Deutung zugleich anklammern? Das einfachste dürfte sein, von der Armuth ganz abzusehen und anzunehmen, dass dieselbe nicht zugesagt wird und nur etwa aus Versehen oder unrichtigem Sprachgebrauch mit genannt zu werden pflegt, denn was auch die Welt sage und wie sie sich auch wundere: die Mönche leiden keine Armuth und geloben sie auch nicht.

Einigermassen ändert sich die Sache freilich, wenn ich die Ordensregel des heil. Benedikt, das uralte Statut des Klosterwesens in Erwägung ziehe. Dies spricht ganz deutlich und klar von der Armuth eines einzelnen Mönchs. Dass 33. Capitel mit der Ueberschrift:

Ob die Mönche etwas zu eigen besitzen sollen —

drückt sich nur kurz aus, giebt aber einen unbezweifelbaren

Begriff dessen, was der Mönch von seiner Armuth zu halten habe. Er soll ohne Bewilligung seines Abtes nichts, gar nichts zu eigen haben und das, was ihm jener zum zeitlichen Besitze erlaubt, soll er nur als das gemeinsame Eigenthum der Brüder ansehen. Kurz und gut: Es soll ihm der Comunismus zur Norm dienen. Aber auch davon ist in Wirklichkeit nur wenig vorhanden. Zugesagt soll also durch die Stabilität nichts der Art werden. Der Prälat bewilligt ja stillschweigend einem Jeden soviel und vielerlei, dass dieser sich von andern wohlversorgten und wohlhabenden Menschenkindern nicht unterscheidet und es daher mit der lieben Armuth nichts ist.

Die Mahnungen unserer Religion lauten wohl dahin, dass die wahren Jünger des Herrn nichts besitzen und, um ihm zu folgen, alles verkaufen, den Erlös aber an Arme vertheilen sollen. Dass es damit unserem Ordensstifter wie auch seinen einstigen eifrigen Anhängern voller Ernst war, ist nicht zu bestreiten, aber ebenso wenig, dass dieser Ernst mit der Zeit vergangen ist. Es giebt meines Wissens nur sehr wenige Klöster auf dem christlichen Erdenrund, die man wirklich arm nennen dürfte, alle haben mehr oder weniger Güter und Einkünfte, von denen ihre Mitglieder gewissermassen bequem leben. Die ärmsten von ihnen haben wenigstens Pensionen oder können auf die nöthigen Geschenke mit Sicherheit rechnen. Die sogenannten Bettelorden sind oft sogar reich zu nennen.

Und doch ist das Wort »geistliche Armuth« ein so allgemein gebrauchtes, dass es selbst der elendeste Bettler ohne Bedenken aussprechen hört, er, dem vielleicht so eben erst ein gutes Almosen an der Klosterpforte verabreicht worden. Das Volk denkt wenig.

Zum Verständniss der geistlichen Armuth sollte mir folgende Belehrung seitens eines Herrn Professors dienen: Man müsse einen Unterschied zwischen der Gesammtheit und den Individuen machen. »*Distingue*« — oder vielmehr, wie er es aus-

sprach; »*Dischtingwe!* das Individuum soll und darf nichts rechtlich besitzen, erben, erwerben, kaufen oder verkaufen, vererben, verschenken. Das alles geht nur allein die Gemeinschaft an, deren gesetzlicher Repräsentant der Vorsteher, Abt, Guardian u. s. w. ist. Was der Einzelne nöthig hat, wird ihm aus dem Vermögen der Gesammtheit zutheil. Die vollen Tische, Küche, Keller, die Schatzkammern, die Wälder, Wiesen und Aecker, die Mühlen und Wirthshäuser, der Zehent, die Robot und jedwede Abgabe sammt den daran hängenden Unterthanen — alles gehört nur dazu, um dem Einzelnen im Kloster das »Nothwendige« beizuschaffen. Ihm gehört es aber nicht. Er soll durch das Bewusstsein irgend eines Besitzes von himmlischen Gedanken nicht abgelenkt und an das irdische Jammerthal nicht gefesselt werden.«

Doch was hilft das alles: in den Worten »*stabilitas loci*« liegt von all' diesen Gedanken auch nicht ein Buchstabe, und lägen sie alle mit einander darin, so wäre doch das ganze Gelöbniss gegenüber der Wirklichkeit eine Unwahrheit.

Heute fühle ich mich in einer ungewöhnlichen Stimmung. Ich bin nahe dran mich für unredlich und darum für verächtlich zu halten. Aller Leichtsinn, alle Frivolität ist dahin. Ich erkenne mit Wehmuth, dass ich hierher in diese Verhältnisse gar nicht passe. Ich denke zu viel, ich urtheile, kritisire, scherze und spotte: das alles passt nicht nur nicht in dieses klösterliche Wesen, sondern verkehrt Alles, was da ist. Ich müsste mir Gewalt anthun und Mann genug sein, um die Ablegung der Gelübde zu unterlassen. Ich müsste gehen und in der weiten Welt ein anderes Brod suchen. Aber meine Eltern! Meine arme gläubige Mutter! Wird sie mich verstehen? —

Die heutige Ceremonie hatte etwas Düsteres, Niederbeugendes, Erschütterndes an sich, obgleich sie im Ganzen doch nur wie eben eine Ceremonie, ein Schauspiel, eine Formalität anzusehen sein mochte. Sie fand in der Kirche statt. Der Hauptinhalt aller dabei vorgekommenen Symbole und Worte war Tod und Begräbniss.

Ich glaube jedoch, dass der Eindruck, den diese merkwürdige Ceremonie auf mich gemacht hat, unerlöschlich sein wird. Die vorgekommenen Bilder sind auch zu scharf gezeichnet, um ihrer zu vergessen. Die Bedeutung, der Sinn derselben ist:

Der die Gelübde Ablegende stirbt für diese schnöde Welt; der Weltmensch, welcher in ihm steckt, oder in welchem er steckt, wird in aller Form begraben. — Dann ist er wohl auch wirklich todt. —

Ich lasse die Bilder noch einmal an mir vorübergehen: Der Abt sitzt wieder in seinem Lehnstuhle vor dem Hochaltar; seine Kleidung ist weis und schmucklos; eine einfache, weisse Bischofsmütze leuchtet auf seinem Haupte. Die Brüder sind in ihrer gewöhnlichen schwarzen Ordenskleidung erschienen. Ich, der sterbende und demnächst zu begrabende junge Mensch komme in Begleitung des Priors als meines geistlichen Direktors vor den Thron des Hochwürdigsten. Auf den Knieen lese ich laut und deutlich die »*schedula*« ab, meine auf Pergamentpapier eigenhändig geschriebene Petition und Professionsformel. Der Abt antwortet dann: »*Hæc tibi facienti promitto vitam æternam.*« (Dabei kann ich mich des Zweifels nicht erwehren, ob nun ich oder der Abt mehr gelobt.) Darauf führt mich mein lieber, guter Prior in das Schiff der Kirche und ich singe auf drei verschiedene Stellen vorrückend und die Knie beugend zuerst in tiefem dann aber immer höher steigendem Ton: »*Suscipe me, Domine, secundum eloquium tuum ut vivam, et non confundas me ab expectatione mea.*« Die Anwesenden wiederholen im Chor singend meine Worte, während ich schrittweise bis zum Be-

gräbnissplatz, welcher mitten im Presbyterium für mich errichtet ist, gelange.

Dann folgt die Einweihung der neuen Kleider und die Anlegung derselben. Die Geistlichen reichen mir Einer nach dem Andern den Bruderkuss und nun lege ich mich in das symbolische Grab.

Das grosse Bahrtuch, womit man die Särge der Todten zu verhüllen pflegt, ist in seiner ganzen Breite über den Fussboden gelegt. Darauf strecke ich mich der Länge nach aus, das Gesicht auf einen schwarzen Polster stützend. Rings um mich stellt man in gewöhnlicher Anzahl die brennenden Todtenlichter; die Mönche sprechen dumpf und monoton als Grabgesang die sieben Bussspsalmen; vom Kirchenthurme erschallt das Geläute aller Glocken — das Begräbniss geht vor sich.

Während dessen hätte ich Zeit, über mich und das was um mich herum vorgeht, nachzudenken. Sonderbar! Ich bin es nicht im Stande. Eine unsägliche Verwirrung macht sich in meinem armen Kopfe breit. Mein Geist scheint ohnmächtig geworden zu sein. Ich weiss nicht einmal, ob die Ceremonie lange dauert. Nach und nach ersterben die Glockentöne und die Brummstimmen der Mönche, ich höre nichts mehr, alles ist still geworden. — Plötzlich ruft eine sanfte Stimme, die meines Priors, mir zu: »*Surge, qui dormis, et exurge a mortuis et illuminabit te Christus.*«

Ich stehe auf, wie Einer, der gehorsam ist und gelange an der Seite des alten Herrn zu meinem Betschemel. Die Ceremonie geht zu Ende; die Messe nimmt ihren Fortgang; schliesslich empfange ich das heil. Abendmahl und den Segen des Prälaten.

Nun bin ich wirklicher *monachus*, gebunden an geistliche Vorgesetzte, an die Kirche, an das Kloster, an die canonischen Gesetze, an die Regel, die Constitutionen, die Gewohnheiten, an den Geist dieses Hauses, gebunden auf Lebenszeit.

Aber ich bin auch, wie der heil. Bernhard in seinen *præceptis* Cap. 23 sagt: *professor et amator Dei, angelis similis, hominibus dissimilis.*

Ausserdem hat die Ablegung der Gelübde — wie fast jedes ascetische Buch versichert — in mir einige, nicht unbedeutende Wunder vollbracht, die zu würdigen ich freilich erst werde lernen müssen. Die Profession hat nämlich »Verzeihung aller begangenen Sünden, — Lösung aller sonst abgelegten Eide, Gelübde und Versprechungen, Tilgung aller sonstigen Fehler und Makel bewirkt.« — Wäre ich heimlich verheirathet oder verlobt gewesen, jetzt würde Alles nichts gelten; wäre meine Geburt unehelich gewesen, jetzt würde sie ehelich geworden sein; wäre ich je bescholten gewesen, jetzt müsste ich unbescholten sein. Bei all meinem Leichtsinn und bei all den gottlosen Gedanken, die mir manchmal beifallen, bin ich jetzt doch wie ein Engel. Das sagt der heil. Bernhard, und er spricht gewiss keine Unwahrheit. Ich bin also nicht nur wie neugeboren, sondern noch bei weitem besser als der Säugling, an dem vor der Taufe die Schuld der ersten Eltern klebt.

Der Herr Abt hat mir die ewige Seligkeit versprochen, falls ich meine Gelöbnisse erfülle; er wird doch Wort halten, wenn ich es thue! Das aller-allerbedeutendste jedoch, was mir geschehen konnte, ist: ich bin «*hominibus dissimilis*« geworden, trotz all meines sehr menschlichen Selbstgefühls. Kurz, das Möglichste ist mit mir vorgegangen. *In summa:* Ich bin Mönch.

Erklärungen und Verdeutschungen.

S. 10. *Per pedes Apostolorum:* zu Fusse.
- 14 u. a. *Capitel:* die berathende und beschlussfähige Versammlung wirklicher Klostergeistlichen — *Capitular:* ein Mitglied derselben.
- *Reverendissimus:* Titulatur des Prälaten.
- 20. *Benedicite:* lobpreiset.
- 21. *Mensæ coelestis etc.:* an der himmlischen Mahlzeit lasse uns der König ewiger Herrlichkeit theilnehmen.
- 28. *Tu autem etc.:* Du aber Herr, erbarme Dich unser,
- Deo *gratias:* Dank sei Gott.
- 33. *Venite, filiæ etc.:* Kommt herbei, ihr Mädchen, höret mich, die Furcht des Herrn werde ich euch lehren.
- *memento mori — vivere:* denke an das Sterben — leben.
- *Ubi sunt etc.:* Wo sind, die vor uns einst hier gewesen? Gehet (sie zu suchen) zu den Hohen, zu den Niedern oder: in die Ober- in die Unterwelt.
- 54. *Benedictini amant etc.:* die Benediktiner lieben es, sich auf Hügeln anzusiedeln, die Cisterzienser in Thälern.
- 58. *in vinea domini:* im Weinberge des Herrn.
- 62. *Sedere post etc.:* hinter dem Ofen sitzen; mit allen Leuten Frieden halten; von Vater Prior (der Obrigkeit) immer nur Gutes reden; alles gehen lassen, wie es geht; guten Wein trinken und dabei Gottes Namen lobpreisen.
- 87. *quod erat etc.:* was zu beweisen war.
- 92. *diabolus rotæ:* soviel als Angeber (Teufel) der inquisitorischen Tafelrunde.
- 98. *tempora etc.:* die Zeiten ändern sich.
- 105. *Vot, votum:* Zustimmung.
- 110. *tamquam leo etc.:* wie ein brüllender Löwe herumgeht zu suchen, wen er verzehre.
- 119. *Silentium etc.:* Stille! der sehr verehrungswürdige, ausgezeichnete und hochgelehrte Herr, unser ...
- 120. *Exurge:* erhebe dich, Herr!
- 125. *Quid petitis etc.:* was verlangt ihr? — die Barmherzigkeit Gottes und des Ordens.
- 126. *Exue etc.:* ziehe aus den alten Menschen und an den neuen, der nach Gott erschaffen ist.
- 127. *Novus homo:* wie vorstehend.

S. 129. *Præcinge etc.:* umgürte mich, Herr, mit dem Gürtel der Reinheit und ertödte in meinen Lenden die Feuchtigkeit der Wollust, damit in mir ausdauere die Tugend der Enthaltsamkeit und Keuschheit.
- 130. *Humore etc.:* wenn die Feuchtigkeit der Wollust vertilgt ist, kann die Tugend der Enthaltsamkeit nicht mangeln.
- *Scapulare etc.:* das Scapulir sollst du nie ablegen.
- 132. *Oratiunculis:* Gebetlein. *Ministerium missæ etc.:* Dienst bei der Messe des Prälaten. *Meditation:* Betrachtung. *In stallis:* in den Chorständen. *Conventmesse:* jene, welcher die Klostergeistlichkeit beizuwohnen hat.
- 133. *hebdomadarius:* der den Wochendienst hat. *appareant etc:* sollen die Brüder Novizen vor dem hochw. P. Novizenmeister erscheinen. *colloquium:* Gespräch. *Adoratis etc.:* Anbetung des allerheiligsten Sakramentes. *de omnibus sanctis:* von allen Heiligen. *sine strepitu:* ohne Geräusch.
- 138. *Cadaver etc.:* Leiche, Bildsäule, Stock des Greises, unmündiges Kind. *stultus:* Narr.
- 139. *Sedere etc.* s. S. 62.
- 140. *Clausur:* Absperrung.
- 144. *Inclinationen:* Verbeugungen.
- 146. *Quod monachi etc.:* dass die Mönche alles sollen gemeinsam besitzen.
- 147. *de imitatione etc.:* über die Nachfolge Christi, Kirchengeschichte, Moraltheologie.
- 153. *Qui ad coelum etc.:* Wer den Weg zum Himmel und zu den ewigen Freuden sucht, wird kaum zu den Sternen gelangen, so er nicht Marien verehrt.
- 155. *Litanei de beata:* Litanei der heiligen Jungfrau.
- 158. *Risus etc.:* das Lachen (gehört) zu den sündlichen Vergehen. *Scurrilitates etc.:* Possen belegen wir mit ewiger Verdammniss.
- 162. *Risum reputavi etc.:* Gelächter halte ich für eine Verirrung. *Scurrilitates etc.* s. S. 158. *Omnes etc.:* alle Possen und lachenerregende Reden verdammen wir.
- 169. *culpas leves:* leichte Versündigungen, *medias* mittelmässige, *graves* schwere, *lethales* tödtliche. — *Scapulare etc.* s. S. 130.
- 170. *septem psalmos etc.:* die sieben Busspsalmen.
- 173. *Durate etc.:* Harret aus und bewahret euch für glückliche Zeiten.
- 180. *actus etc.:* heroische (Helden-) Thaten.
- 183. *Extra:* Jause: besonderes Vesperbrot.

S. 191. *Pater noster prosterniren:* mit einem Vaterunser sich auf den Fussboden niederlegen.

- 197. *tres etc.:* Drei bilden die Rathsversammlung.

- 200. *Nigra sum etc.:* ich bin schwarz und wohlgestaltet wie die Hütten Cedars; betrachtet mich nicht darum, weil ich so dunkel bin, denn die Sonne hat mich entfärbt.

- 206. *stallum:* Stand im Kirchenchor.

- 211. *horas:* Gebetstunden. *Directorium:* kalenderartige Vorschriften über das tägliche Gebet.

- 212. *festum etc.:* Doppelfest erster Art — *commemoration:* Erwähnung.

- 220. *Alba:* das bis an die Füsse reichende Linnenkleid.

- 231. *Reverendissimus etc.:* Höchstzuverehrende, sehr erleuchtete, höchstansehnliche Herr N., der kais. kön. Majestät Rath, der berühmten Stände Niederösterreichs Mitglied, Abt u. s. w.

- 241. *Sæcular-Regular-* oder Welt- und Klostergeistlichkeit.

- 248. *in vinea domini* S. 58.

- 250. *Festa Amplissimi:* Prälatenfeste d. i. solche, an denen der Prälat die Ceremonien zu verrichten hat.

- 259. *Tu autem etc.* S. 28

- 268. / - 269. *Oremus etc.:* Lasset uns den Herrn bitten, geliebteste Brüder! dass er die Augen dieser Diener von aller geistigen und menschlichen Verblendung befreie. — *Omnipotens etc.:* Allmächtiger, ewiger Gott! erbarme Dich unserer Sünden und reinige diese Diener von aller Knechtschaft des weltlichen Gewandes, damit sie durch Ablegung der Schmach einer weltlichen Kleidung immer Deine Gnade besitzen; damit sie dadurch, dass wir sie das Bild Deiner Krone auf dem Haupte tragen lassen, durch Deine Kraft die ewige Erbschaft im Herzen zu erlangen verdienen. — *Clericus de jure:* Geistlicher nach dem Gesetze.

- 279. *jurare etc.:* an den Worten des Lehrers unerschütterlich fest halten.

- 291. *in majorem etc.:* zur grössern Ehre Gottes.

- 298. *Exegese*-Stunde d. i. jene Lehrstunde, in welcher die Erklärung der heil. Schriften vorgenommen wird.

- 299. *Chalotais etc.*: ein Buch über die Jesuiten.

- 308. *Clericus clericum etc.:* ein Geistlicher besteuert nicht den andern.

- 309. *æstimat:* schätzt hoch, nicht *æ-timat* (Druckfehler).

- 309. Die *Sion*, eine theologische Zeitschrift.

- 314. *tripartita etc.:* die dreitheiligen fleischlichen Sünden.

S. 317. *Si non ratum etc.:* wenn Sohn oder Tochter das Gelübde des Vaters nicht genehmigen und dessen Erfüllung nicht zugesagt haben, dann ist es erlaubt den Gehorsam zu versagen. Denn Niemand ist gehalten, das persönliche Gelübde eines Andern zu vollziehen, wenn er sich dazu nicht verpflichtet hat. — *Etsi quis etc.:* Wenn auch Jemand ein Gelübde leichtfertiger Weise gethan hatte, aus Unwissenheit oder weil er an die Strenge des Erfolges nicht dachte, musste er doch wissen, dass der erwählte Stand schwer und der Enthaltsamkeit geweiht sei. — *Vota solemnia etc.:* die feierlichen Gelübde binden unter Gefahr, eine Todsünde zu begehen. Die Verbindlichkeit ist nach göttlichem und nicht nach menschlichem Recht. Nicht ebenso ist die Verbindlichkeit in Bezug auf klösterliche Anordnungen (Hausregeln).

- 318. *votum solemne explicitum — implicitum:* schwer zu verdeutschende, theologische Bezeichnung feierlicher Gelübde.

- 320. *Stipendium:* der Geldbetrag, der dem Geistlichen für das Abhalten einer heil. Messe gezahlt wird (gew. 1 Gulden).

- 324. *anniversarium:* Jahrestag (des Todes).

- 327. *Cellerarius etc.:* der Kellermeister trage Sorge für Alle, mit besonderem Fleisse aber für die Armen. — *Dentur etc.:* Es soll gereicht werden, was recht ist, damit Keiner geärgert oder betrübt werde. — *Scimus etc.:* Wir wissen gewiss, das er am Tage des Gerichts für all das wird Rechenschaft zu legen haben. — *Sermo bonus etc.:* ein gutes Wort geht über die beste Habe. *Exit sonus etc.:* Sein Ruhm schallt überall hin.

- 329. *Spiritus familiaris,* soviel etwa als: der gute Hausgeist.

- 332. *Principiis etc.:* baue den Anfängen (eines Uebels) vor.

- 335. *Promitto etc.* wörtlich: ich gelobe Gehorsam, Besserung der Sitten, die Ausdauer an (diesem) Orte.

- 340. *Distingue:* unterscheide.

- 342. *Hæc tibi etc.:* Wenn du das erfüllst, verspreche ich dir das ewige Leben. — *Suscipe etc.:* Nimm mich auf, o Herr! nach deiner Verheissung, damit ich lebe und lass mich in meiner Hoffnung nicht zu Schanden werden.

- 343. *Surge etc.:* Erhebe dich, Schläfer, erstehe von den Todten und Christus wird dich erleuchten. — *professor etc.:* Bekenner und Liebhaber Gottes, ähnlich den Engeln, unähnlich den Menschen.

- 344. *Hominibus dissimilis:* den Menschen unähnlich.

Druck von Otto Schröder in Berlin.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Wagner, A. E.

Aus dem österreichischen Klosterleben Ein Beitr. zur Sittengeschichte d. 19
. Jahrhunderts

Bd.: 1

Berlin 1870

Passau, Staatliche Bibliothek -- S nv/Nd 223(2)
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11345031-4